

UP DE GRAFF

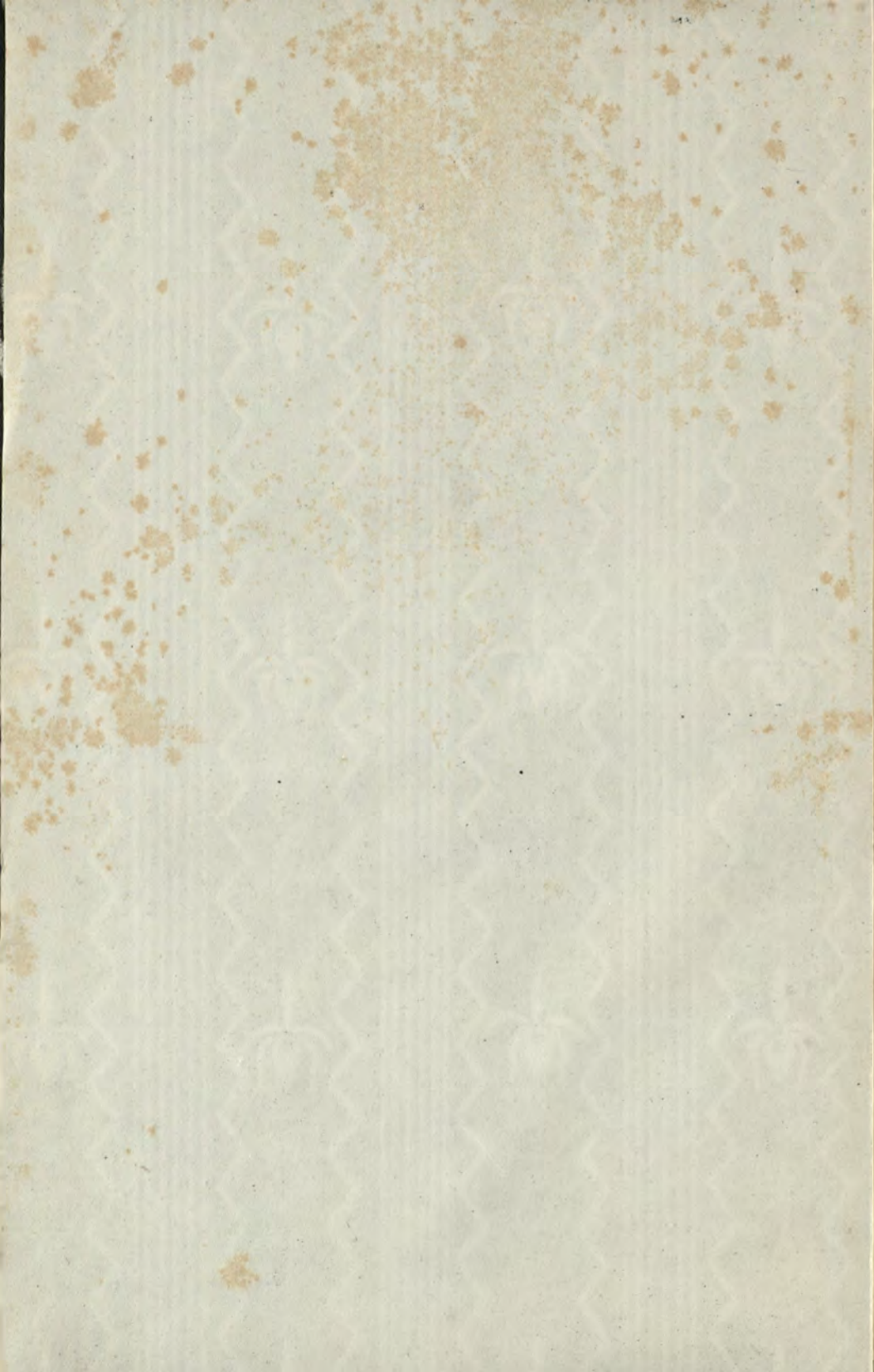
12 018



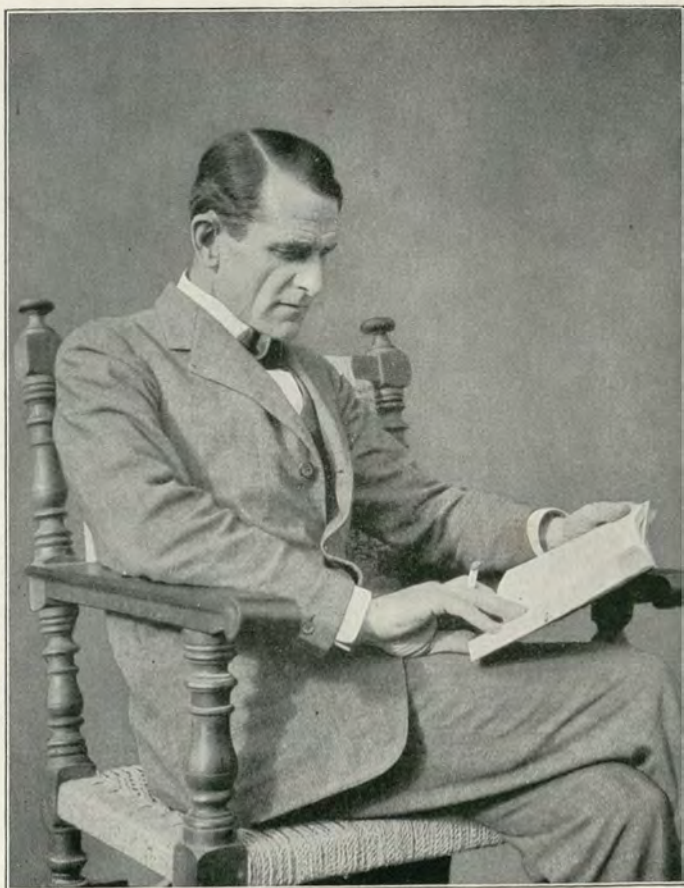
BEI DEN KOPFJÄGERN
DES AMAZONAS







12018
2



Fritz W. de Graff.

F. W. UP DE GRAFF

Bei den Kopfiägern des Amazonas

Sieben Jahre Forschung und Abenteuer

*

Mit 31 Abbildungen
und einer Karte



Leipzig / F. A. Brockhaus / 1924

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5166014

Rinimi, llagta, rinimi,
Carupi tucuringapag;
Mana quinquin llagta china
Cuyanguichu runataca.

Human.

Ich gehe, mein Land, ich wandere
weit von bannen; aber nie kann ich
das Land, in das ich gehe, so lieben
wie das eine, das ich verlasse.



12018

Vorwort.

Es ist eine alte Geschichte — und doch ewig neu. Seit jener Zeit, da die Menschen über die Erde zu wandern begannen, ist der Drang nach neuen Entdeckungen im Menschenherzen stark gewesen. Diese Sehnsucht, die verborgenen Tiefen der Natur zu durchdringen, verbunden mit der reinen Freude am Abenteuer um des Abenteurers willen, war es, die mich antrieb, die Reisen zu unternehmen, von denen dieses Buch einen schlichten Bericht gibt. Ich strebe damit weder einen wissenschaftlichen noch einen literarischen Wert an, es ist lediglich eine Sammlung zusammenhangloser Berichte, die ich in dieser Form veröffentliche, in der Annahme, daß die jungen ungezähmten Gemüther unserer Tage Vergnügen an der Erzählung von Wanderungen finden werden, auf die ein unerforschliches Geschick einen ihrer Vorgänger führte.

Nach zwanzigjährigem Drängen seitens meiner Freunde und nach mehreren vergeblichen Versuchen ist es mir endlich gelungen, die Geschichte meiner Erlebnisse in den wenig bekannten Wäldern des Bedens des obern Amazonenstroms zusammenzustellen. Dort, in dem größten Gebiet jungfräulichen Landes, das die Erde kennt, verbrachte ich einige der fesselndsten, aber auch einige der elendesten Tage meines Lebens in Gemeinschaft mit Kameraden, wie man sie sich in jenen Zeiten nicht besser wünschen konnte. Der Zufall führte unsere Wege zusammen, aber bei der Trennung waren wir durch unlösbare Bande der Freundschaft verbunden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind viele der Freunde und Bekannten, deren ich erwähne, noch am Leben. Nichts könnte mir mehr Freude machen, als von ihnen selbst zu hören oder von andern, die von ihren neuern Erlebnissen Kenntniss haben.

Die Aufgabe, Wörter in einer Sprache zu schreiben, die keine Schrift besitzt, bietet notwendigerweise gewisse Schwierigkeiten. Diesen Schwierigkeiten begegnete ich beim Suchen nach der besten Art, die Ketschua- und Ivaro-Wörter wiederzugeben, die ich für die sprachlich interessierten Leser angeführt habe. Um so viel als möglich ihren genauen Klang wiederzugeben, erschien es mir am zweckmäßigsten, sie der spanischen Aussprache entsprechend zu schreiben.

Meinem Freund und Mitarbeiter, Roger Bacon, gebührt das Verdienst der sorgfamen Zusammenstellung der mannigfachen Aufzeichnungen, die die Grundlagen dieses Berichtes bilden. Ich ergreife die Gelegenheit, ihm zu danken für seine energische, mühevollle Mithilfe bei der Arbeit, das Ganze in lesbarer Form vor die Öffentlichkeit zu bringen.

Noch mehr Dank schulde ich meiner Mutter. Sorgsam hat sie die zahlreichen Schriftstücke aufbewahrt, die es mir ermöglichten, viele Einzelheiten zu berichten, die sonst meinem Gedächtnis entfallen wären.

Schließlich möchte ich Herrn R. B. Cuninghame Graham für seine wertvolle Unterstützung danken, die so großmütig gewährt wurde und so wenig verdient war. Daß mein Bericht durch einen so hervorragenden Schriftsteller und Reisenden beim Publikum eingeführt werden konnte, betrachte ich als ein besonders großes Glück, das mir zuteil ward.

Barcelona 1921.

J. W. Up de Graff.

Zur Einführung.

„Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut es kund der andern.“

Es ist erfreulich, Reisende in den entlegensten Winkeln der Sumpfstuppen des Amazonas zu finden, die in den Fußtapfen des biblischen Sängers wandeln. Drott, der Verfasser des entzündenden und interessanten Werkes „Silent Highways of the Jungle“, dieses merkwürdigen Berichtes von Mut und Abenteuer, schrieb mir, gerade als ich auf gute Gedanken wartete, um dieses Vorwort abzufassen:

„Ich habe Up de Graffs Manuskript durchgelesen und muß gestehen, daß ich es in jeder Hinsicht sehr interessant finde ... Was Up de Graffs Buch zweifellos kennzeichnet, ist das Fehlen von Übertreibung und die maßvolle Ausdrucksweise, mit der er seine bemerkenswerten Erlebnisse beschreibt. Ich habe in den letzten Jahren selber einen großen Teil jener Gegenden bereist, und es war mir besonders interessant, seine Beobachtungen mit den meinen zu vergleichen.

„In den meisten Punkten stimmen wir überein, so z. B. über den großen Pongo de Manseriche, über den bis heute noch wenig bekannt ist. Diejenigen, die glücklich genug waren, durch seine Pforten einziehen zu können, erzählen gewöhnlich von Felsklippen, die sich auf beiden Seiten zu solcher Höhe aufstürmen, daß sie sich oben zu berühren scheinen.

„Ich war enttäuscht, diese Erscheinung nicht finden zu können. In Wirklichkeit sind die Abhänge der Berge mäßig geneigt und mit Wald fast bis zum Flußufer bedeckt. Senkrechte Wände sah man verhältnismäßig wenig, und es würde mich wundern, wenn einige davon höher als zwanzig Meter gewesen wären.

„Dies vermindert aber keineswegs die Schwierigkeit des Durch-

kommens, denn in jedem Fall ist es ein gewaltiges Hindernis, und selbst leichtbeladene Kanus durch das brausende Gewässer zu bringen ist keine leichte Aufgabe.

„Noch eine andere Tatsache wurde mir beim Lesen des Manuskripts recht klar: wie wenig sich in den letzten dreißig Jahren in diesen entlegenen Gegenden verändert hat. Es ist keine Übertreibung zu sagen, daß manche Landesteile heute weniger bekannt sind, als sie es damals waren . . . Im allgemeinen muß zugegeben werden, daß jeder, der Up de Graffs Buch liest, seiner Wahrhaftigkeit unbedingt versichert sein kann . . .“

Dnotts Brief ist ein schönes Zeugnis eines jüngern Reisenden für den, der ungefähr fünfundzwanzig Jahre früher dieselbe Gegend bereiste. Das vollkommene Fehlen von Neid und der mannhafte Geist des Briefes lassen einen an Gefahren gewöhnten Menschen erkennen, der die Tat eines Vorgängers auf denselben Strömen und in denselben Fährnissen anerkennt. Die beiden Männer erscheinen von der Vorsehung bestimmt, einander zu verstehen, und es wird dieser sicherlich gelingen, sie einst zusammenzubringen.

„Anch' io sono pittore“, auch ich bin Ströme hinabgefahren, den Amazonenstrom, in Paraguan und in Kolumbia, zwischen den endlosen Vegetationsmauern, auch ich habe eine Welt gesehen, ähnlich der, die Up de Graff beschreibt. Affen habe ich in den Bäumen heulen hören und ich habe sie sogar gegessen, aber ohne die Begeisterung, die der Verfasser für diese Nahrung aufbringt. In meinem schwanken Einbaum oder auf einem Floß sitzend, habe auch ich die Tropenvögel über den Strom schwirren sehen, gleich dem Blitzen von Amethysten und Topasen. Tapire und Wasserschweine waren mir vertraute Erscheinungen, Jaguare und Ameisenbären sprangen und trabten über die Dichtungen, als ich zu Pferd dem Waldpfad folgte. Die Vampir-Fledermaus hat sich an meines Pferdes Hals gehängt, so daß es ganz erschöpft war, als ich es am nötigsten brauchte.

Beim Lesen der „Kopfjäger“ fühlte ich mich also manchmal veranlaßt, auszurufen: „Ja, so sehen sie aus“, wenn der Verfasser von dem Flug der Tropenvögel schreibt oder von dem geräuschlosen Durchgang des Tapirs durch die Wälder.

Ebenso wie Dyott fällt mir die offenkundige Echtheit in der Erzählung der seltsamen Erlebnisse des Autors auf, sowie seine Bescheidenheit, wenn er die aufregende Durchfahrt durch den großen Pongo de Manseriche in seinem Einbaum beschreibt.

Es liegt ein Zug großer Einfachheit darin, den man bei Amerikanern oft findet.

Trotz ihrer kaufmännischen Gewandtheit — einer Eigenschaft, die der Verfasser offenbar nicht mit seinen Landsleuten teilt — zeigen sie häufig eine merkwürdige Unkenntnis des Lebens in Verbindung mit einer Überzeugung, die fest in ihrem Innern verankert ist: daß die ganze Menschheit nach dem Muster des Amerikaners gebildet sein müsse.

Obwohl ihnen dies nicht die jupiterähnliche Haltung verleiht, mit der der Engländer der Welt entgegentritt und die dieser zweifellos auch seinem Gott gegenüber einnehmen würde, gehen sie doch im Bewußtsein ihres vollen nationalen Wertes auf die Wanderschaft, und sie sind nicht geneigt, die geringste Verschiedenheit zu übersehen, die sie in andern Ländern ihren eigenen Sitten und Gebräuchen gegenüber beobachten. Sie sind offenkundig englischer Abstammung, mit allen englischen Vorurteilen und einigen eigenen dazu. Diese Naivität, gewürzt mit Unduldsamkeit und vereint mit Bescheidenheit, ihren eigenen Leistungen gegenüber, schulknabenhafter Übermut, große Willenskraft und Ausdauer und ein über alle Zweifel erhabener Mut machen das Lesen des Buches so fesselnd.

Was Up de Graff geleistet hat, ist von der Art, daß ein Mann sich wohl dessen rühmen darf.

Der junge Forscher brach von Quito auf. Er überschritt die Anden und erreichte die wenig bekannte ekuatorianische Provinz El Oriente. Er schiffte sich in Napo auf dem gleichnamigen Flusse ein, mit der Aussicht, in den Amazonasstrom zu gelangen, auf diesem abwärts Pará zu erreichen und mit einem Dampfer nach New York zurückzukehren. Sein Buch erzählt, wie ihn, gleich vielen andern, der Zauber des Amazonasstroms gefangennahm und wie er jahrelang nicht Lotus, wohl aber Affen verspeiste und ein Vertrauter der Kopffäger wurde.

Die Reise, allein schon als Reise betrachtet, war im höchsten Grad abenteuerlich.

Obwohl viele der Ströme des mächtigen Amazonasgebietes schon vor etwa dreißig Jahren bekannt und von den Caucheros, den Gummisammlern, ausgebeutet wurden, sind sie jetzt größtenteils wieder verlassen und, wie Dyott sagt, weniger bekannt als damals. Lange bevor Caucheros oder Reisende von draußen irgend etwas von ihnen wußten, waren sie den Missionaren, Jesuiten und Franziskanern, wohlbekannt. Mit einer über alles Lob erhabenen Hingebung vergruben sich jene Männer in den fernsten Winkeln dieser pfadlosen Wälder; sie waren die ersten, die mit den wilden Indianerstämmen in Berührung kamen. Sie und sie allein waren es, sowohl am Orinoco wie in Paraguay, die sich in den Distrikten, zu denen Europäer vordrangen, zwischen die Indianer und die habgierigen spanischen Kolonisten stellten. Weit über die Ansiedlungen hinaus wagten sich diese einfachen Missionare unter Einsatz ihres Lebens, um, wie sie hofften, Seelen zu retten. Als Christen hätten sie diese aber gewiß nicht für gefährdet halten sollen, da doch ein allweiser Gott die Indianer unmöglich darum der Verdammnis überlassen konnte, nur weil sie ihr Leben unter dem schwachen Lichtschimmer lebten, den er ihnen gewährt hatte.

Jesuiten und Franziskaner taufte die Indianer. Aber wie Pater Lozano in seinem „Gran Chaco de Gualamba“ andeutet und Pater Dobrizhoffer in seinem berühmten „De Abiponibus“ bestätigt, war die Taufe nicht selten eine verhängnisvolle Feier. So scheint es wenigstens nach der oftmaligen Erwähnung des Todes manches dunkelhäutigen Katechumenen, bald nachdem er Gottes Kind und Erbe des himmlischen Reiches geworden war. „Er starb bald, nachdem er freudig das heilige Sakrament der Taufe empfangen hatte“; er trat also gewissermaßen sofort seine Erbschaft an.

Das Wenige an Erziehung, was die Indianer im Amazonasgebiet und anderswo in Südamerika besitzen, danken sie der Selbstverleugnung der Jesuiten und Franziskaner, die seit frühester Zeit, ihrer Aufgabe gemäß, mit rastlosem Eifer dies steinige Feld bearbeiteten.

Es gibt nicht zwei Flüsse in Südamerika, die sich in jeder Beziehung so vollkommen gleichen wie der Drinoco und der Amazonenstrom.

In beiden fließt das Wasser gelb und trüb dahin zwischen Mauern turmhoher Vegetation, die zu Fuß fast undurchdringlich ist und die der Menschheit geradezu feindlich gegenübertritt. Beide Ströme sind dicht mit Inseln bedeckt und haben sandige Ufer, Sammelpunkte der Schildkröten und Alligatoren. Große Sümpfe dehnen sich meilenweit an den Ufern beider. Die Vegetation ist fast gleichartig. Wälder von Hartholz wechseln mit Palmen, und auf den Inseln wachsen riesengroße Bambusstauden. Tapire und Wasserschweine, Ameisenbären, Jaguare und Affen verschiedenster Arten bewohnen die Wälder. Lufane, Araras und zahllose Mengen anderer schwagernder Papageien umschwirren die Bäume oder fliegen pfeilschnell über den Strom. Wie lustige Juwelen schweben Kolibris über den Blumen; ihre winzigen Schwingen zittern gleich Schmetterlingsflügeln. In den Schlupfwinkeln der Sümpfe lauern Anakondas von gewaltiger Größe; Waterton berichtet in seinen „Wanderungen“, er sei solchen von über zwölf Meter Länge begegnet, und die Indianer hatten ihm gesagt, sie wüßten, daß sie noch viel größer würden. In den Gewässern beider Ströme leben Zitterraale, Stachrochen und der gefräßige kleine Fisch, der unter dem Namen „Caribe“ wegen seiner wütenden Bissigkeit bekannt ist.

Das Manati, dieser Walfisch des Binnenlandes, ist im Drinoco wie im Amazonenstrom ein vertrauter Anblick.

Auch die Indianerstämme gleichen sich ganz außerordentlich in Erscheinung und Gewohnheiten.

Was man also über den einen der großen Ströme liest, das gilt von dem andern, nur die Namen sind verschieden. Es gibt keinen bessern, wahrhaftigern und getreuern Beschreiber des Drinoco als Pater Joseph Gumilla.

Er schrieb das Werk „El Orinoco Ilustrado. Historia Natural, Civil y Geográfica de Este Gran Rio“, das in Madrid 1741 erschien. Es ist ein vollständiges Kompendium des Wissens über die Indianer, über die Tiere und Pflanzen, über die Fische und die Vegetation des Stroms, an dem der Verfasser so lange

Jahre arbeitete, in dem Bemühen und der festen Überzeugung, die Seelen der Indianer zu retten.

Wenn man das Buch des alten Jesuiten liest, fällt einem sofort auf, daß er mehr über die tropischen Ströme Südamerikas vergessen hatte, als unsere modernen Reisenden jemals wußten. Der Grund ist nicht weit zu suchen. Er lebte sein Leben unter den Indianern, während die zuverlässigsten und wissenschaftlich am meisten ausgebildeten unserer modernen Reisenden eben nur eine Expedition unternehmen und dann heimkehren. Ferner erblickte Pater Gumilla in den wandernden Stämmen Mitmenschen, deren Seelen — wie er anfänglich glaubte — gerettet, deren Körper ärztliche Hilfe gebracht werden sollte; er sah in ihnen nicht nur Gummisammler, Kanuruderer mit soundso vielen Stahlärzten und Haumessern (Machete) für die Expedition oder Abarten des genus homo, die zu beobachten und zu beschreiben Interesse bot, deren Schädel man im Museum aufstellte und über die sich irgend-eine Theorie aufbauen ließ.

Weder Up de Graff noch Dnott stehen auf diesem Standpunkt.

Der erstere scheint sie als Spielgefährten auf dem großen Spielplatz der Welt aufzufassen.

Der letztere schätzt sie, wie er in dem angeführten Brief ausdrücklich sagt, sehr hoch ein. Folgender Absatz beweist dies: „Meine eigene Meinung von den Waldindianern ist sehr hoch. Ich habe viel im Umgang mit ihnen gelernt und finde, die zivilisierte Welt sollte ihren Standpunkt achten, wenn sie auch nicht damit übereinstimmen kann.“

Weder Pater Gumilla, trotz aller seiner Sorge um das Wohlergehen der Indianer und um die Rettung ihrer Seelen, noch Up de Graff erheben sich zu solcher Größe des Denkens. Das ist nicht ihre Schuld, wie es nicht das Verdienst des Apostels Paulus war, daß er als römischer Bürger geboren wurde.

Des Menschen Geist ist frei oder in Fesseln geboren, und weder Kultur, noch Erziehung, noch Umgebung scheinen ihn irgendwie wesentlich ändern zu können.

Das Interessanteste ist, daß Pater Gumillas Werk so viele der Feststellungen Up de Graffs bestätigt.

Dieser läßt sich mehrfach darüber aus, daß die Indianerfrauen

die schwere Arbeit verrichten, während ihre Männer ihre Zeit mit Trinken und mit der Jagd verbringen. Pater Gumilla bemerkt: „Der Ackerbau und die Hausarbeit obliegen allein den armen Frauen. Hat der Indianer einen oder zwei Fische geschossen oder irgendein Tier des Waldes, dann hat er seine Verpflichtungen erfüllt, und nachdem er Chicha, sein Bier, getrunken hat, bis er nicht mehr stehen kann, schläft er in aller Gemütsruhe.“

Wenn Dnott beim Lesen des Manuskriptes fand, daß sich im Amazonasgebiet seit dreißig Jahren wenig verändert habe, so scheint es, als hätte sich auch seit hundertundachtzig Jahren ebensowenig geändert.

Die Methoden der Indianer, ihre Kanus mit „Feuer, Wasser und Geduld“ zu bauen, wie der gute Pater sagte, ihre Blasrohre, ihre vergifteten Pfeile, deren Wunde nicht größer ist als ein Stednadelkopf und an denen der Verwundete doch stirbt, bevor er „mehr als dreimal den Namen Jesu anrufen kann“ — alles dies ist dem so ähnlich, was Up de Graff beschreibt, daß man ebensogut den alten Jesuiten lesen könnte, der vor nahezu zweihundert Jahren schrieb.

Die Kuren der indianischen Medizinemänner gleichen sich in beiden Berichten auffallend.

So wenig ist draußen in der Welt über den Amazonasstrom wirklich bekannt, daß fast jeder Reisebericht aus diesen pfadlosen Urwäldern lesenswert ist. Noch viel mehr ist dies der Fall, wenn der Verfasser darüber geschrieben hat, teils um die Erinnerung an seine siebenjährige Wanderung in der Wildnis festzuhalten, wo er sich nur von Affen- und Ameisenbärenfleisch ernährte, teils um den Bitten seiner Freunde zu willfahren.

Der Verfasser löst keine Probleme, er stellt auch keine Theorien auf, aber er gibt ein lebendiges Bild von dem, was er in der Jugend sah, als alles ihm fremdartig erschien, und vor allem beschreibt er bis ins einzelne alles, was er bei den Kopffägern beobachtet hat.

Die Besucher der meisten Museen kennen die Köpfe vom Amazonasstrom, die bis zur Größe einer Kokosnuß zusammengeschumpft sind.

Alle Händler in Iquitos hören davon und haben sie gelegentlich

in der Hand. Wenige haben den merkwürdigen Vorgang ihrer Herstellung mit eigenen Augen beobachtet. Selbst die Caucheros haben die Heiden selten am Werk gesehen, obwohl sie viel über die Methoden der „Infeles“, der Heiden, plaudern — als ob ein Mensch, der voll Inbrunst irgendeiner beliebigen Religion zugetan ist, ein Heide sein könnte.

Die ganze Pilgerfahrt des Verfassers ist interessant, von dem Abmarsch aus Quito bis zum Bericht auf der letzten Seite. Das Beste und Badendste hat er sich jedoch, vielleicht unbewußt, bis zuletzt aufgespart.

Mit einem Gefährten auf einen Nebenfluß des Amazonasstromes verschlagen, sah er eines Tags ein Indianermädchen, das sich wie Aphrodite aus den Wellen erhob und sich am Ufer das Wasser aus den Haaren schüttelte. Auch sie wanderte durch jene stillen Straßen der Wälder.

Ihr Name war Breginia; ihre Geschichte war außerordentlich seltsam. In einer Missionsstation erzogen, hatte sie, wie der Verfasser naiv sagt, das Wesen der Sakramente der Taufe und der Ehe erfaßt.

Bei einem Indianerüberfall geraubt und weit fortgeschleppt, mußte sie, um ihr Leben zu retten, die Frau eines grimmigen Kriegers werden. Dann war sie, dem einen oder dem andern der beiden Sakramente ihres theologischen Wissens nachgehend, entkommen, und mutterseelenallein und unbewaffnet versuchte sie nach Hause zu gelangen. Trotz aller ihrer wunderbaren Kenntnis des Waldes war sie halb verhungert, als ein glücklicher Zufall sie dem Verfasser und seinem Begleiter vor Augen führte. Alle drei waren verloren, wie es schien. Sie war es, die den Weg fand, und wenn auch der Verfasser und sein Freund das Wild schossen, war sie es doch, die es ihnen zeigte.

Der Verfasser hatte mittlerweile genug von den Wäldern des Amazonasstroms, von giftigen Ameisen, von Indianerüberfällen, von Vampiren und allen den Plagen des Caucherolebens. Seit sieben Jahren hatte er nichts von zu Hause gehört.

Als die Wanderer zum Hauptstrom kamen, rüstete er Breginia mit einem Revolver, einem Haumesser und etwas Nahrung aus; dann trennten sie sich. Sein Boot schoß in den Strom hinein —

er wandte sich und sah einen Augenblick lang die indianische Jägerin wie ein Standbild von Erz stehen, das Machete in der Hand, allein, aber unerschrocken. Dann tauchte sie in den Wäldern unter. Mit einem hellen Aufblitzen des göttlichen Feuers, das dann und wann die Menschenseele durchleuchtet, fügt der Verfasser hinzu: „Vielleicht haben wir ihr das Leben gerettet. Sicherlich hat sie das unsere gerettet.“

R. B. Cuninghame Graham.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	5
Zur Einführung. Von R. B. Cuninghame Graham	7
Erstes Kapitel. Der Beginn der Wanderung	19
Zweites Kapitel. Ein Land der Gelegenheiten	26
Drittes Kapitel. Bürgerkrieg.	42
Viertes Kapitel. Jack Rouse tritt auf.	50
Fünftes Kapitel. Der furchtbare Vampir	60
Sechstes Kapitel. Das Geheiß des Waldes	75
Siebentes Kapitel. Ein Schreckensmarsch.	88
Achtes Kapitel. Ein Geistersternvolk	97
Neuntes Kapitel. Die Riesenanakonda.	112
Zehntes Kapitel. Straßenraub	127
Elftes Kapitel. Iquitos.	134
Zwölftes Kapitel. Tropenpolitik	145
Dreizehntes Kapitel. Den Amazonasstrom hinaus	152
Vierzehntes Kapitel. In unbekanntes Land.	159
Fünfzehntes Kapitel. Der Pongo de Manseriche	176
Sechzehntes Kapitel. Diplomatie	189
Siebzehntes Kapitel. Geheime Schlupfwinkel des Waldes	201
Achtzehntes Kapitel. Schiffbruch	222
Neunzehntes Kapitel. Strategie am Santiago	235
Zwanzigstes Kapitel. Kopfjäger im Krieg	247
Einundzwanzigstes Kapitel. Grausige Trophäen.	265
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Andere Pläne	275
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Die Ameisen des Amazonas.	288
Vierundzwanzigstes Kapitel. Pfade, die auf keiner Karte stehen	302
Fünfundzwanzigstes Kapitel. Das Ende	318
Register	322

Abbildungen.

	Seite
Fritz W. Up de Graff	Titelbild
Brücke über eine Schlucht in den Anden	32
Vegetationsbild aus Westecuador in 1200 Meter Höhe	33
Einbaum auf einem Altwasser des Amazonas	48
Niederlassung an einem Seitenfluß des Amazonas	49
Mit Palmblättern gedeckte Schutzhütte im Urwald	80
Cauchero beim Anzapfen eines Gummibaums	81
Eingeborene Caucheros	96
Anafonda auf der Lauer	97
Straße in Iquitos	128
Peruanischer Militärposten bei Iquitos	129
Auf Grund geratener Amazonasdampfer	144
Urwald mit Riesenfarn und dichtem Unterholz	145
Zerlegen eines Manati	160
Huitola-Frauen in ihrem Schmuck für die Aufnahme	161
Indianer vom obern Amazonas	176
Kinder eingeborener Caucheros	177
Der Eingang zum Pongo de Manseriche	192
Junger Jivaro-Krieger	193
Huitola-Mädchen	208
Huitola-Mädchen beim Tanz	209
Jivaro-Junge mit Köcher und Gefäß für Baumwollwatte	224
Indianermädchen beim Baumwollspinnen	225
Indianer mit Blasrohr und gefülltem Köcher	240
Indianer auf der Jagd mit dem Blasrohr	241
Orchidee aus den Urwäldern des Amazonas	256
Indianerfrauen mit Tragkörben auf der Wanderung	257
Die wertvollste Schlachtbeute der Jivaros	272
Aus dem Dschungel des Amazonas	273
Reiher mit Jungen im Nest	288
Schwimmendes Heim auf dem Amazonas	289
Übersichtskarte: Maßstab 1:7500000	327

Erstes Kapitel.

Der Beginn der Wanderung.

Der Ursprung der Geschichte meiner Wanderungen im Amazonasgebiet ist in einem Brief enthalten, den ich an einem Herbstmorgen empfang, als ich in Elmira, im Staate New York, war. Ich gebe ihn wörtlich wieder:

Herrn Friß W. Up de Graff,
Elmira, N.-Y.

Quito, 30. September 1894.

Lieber Friß!

Du kannst Dir vorstellen, wie ich mich über Deinen Brief gefreut habe. Da ich gerade in Riobamba war, als er hier eintraf, kam er erst einige Tage später in meine Hände.

Du bist also, wie es scheint, Elektroingenieur geworden? Ich glaubte Dich noch in der Konservenindustrie in Chicago und muß gestehen, ich war überrascht, als ich Deinen Brief las, der von allen möglichen Geschäften in elektrischen Dingen schreibt.

Nun muß ich Dir sagen, daß das Leben in den Wäldern nicht sehr genuehreich ist und daß zahlreiche Unbequemlichkeiten damit verbunden sind. Es gibt dort keine Gesellschaft, keine Unterhaltungen wie Schauspiele und dergleichen. Man ist wirklich nur da, um zu arbeiten, und ist einer unternehmend und fleißig, dann darf er sicher sein, daß es sich für ihn mit der Zeit gut lohnt.

Die Leute hier sind sehr indolent. Obwohl es hier keine Gelegenheiten gibt, solche fabelhafte Vermögen zu verdienen

wie in den Vereinigten Staaten, kann ich versichern, daß man hier viel leichter ein ganz nettes Kapital zusammenbringen kann. Das Land ist sehr, sehr rückständig, und fast auf jedem Gebiet bieten sich günstige Gelegenheiten. Wie ich Dir schon in den Staaten sagte, ist das Klima im Innern außerordentlich angenehm und gesund, während das von Guayaquil den meisten unzuträglich ist. Ich habe mich überall sehr wohl gefühlt...

Nun ist es an Dir, Dich zu entscheiden. Wenn Du Dich entschließt, zu kommen, ist es am besten, Du kommst gleich, bevor der Winter anfängt. Laß mich gleich wissen, an welchem Tag Du in Guayaquil eintriffst; ich werde dafür sorgen, daß Du dann keine Schwierigkeiten hast.

In der Hoffnung, Dich bald zu sehen und daß diese Zeilen Dich in bestem Wohlsein antreffen, verbleibe ich

Dein

E. Domingo Córdoba.

Die Bekanntschaft des Don Enrique Domingo Córdoba, der bei seinen Freunden als „der Graf“ bekannt war, hatte ich auf der Hochschule in Schenectady, N.-Y., im Jahr 1890 gemacht. Er war einer der vielen reichen jungen Südamerikaner, die nach den Vereinigten Staaten kommen, um an den Universitäten höhere Kurse, hauptsächlich im Ingenieursfach, zu absolvieren. Infolge ihres Temperaments und des Überflusses an Bargeld, das sie mitbringen, finden viele das regelrechte Studium lästig und wenden sich der leichtern Seite des Lebens zu, wie die Ente das Wasser aufsucht. Gewöhnlich schon am Ende des ersten, oder auch häufiger am Ende des zweiten Semesters werden sie vor die versammelte Fakultät berufen, und es wird ihnen sanft aber nachdrücklich im eigenen wie im Interesse der Fakultät nahegelegt, ihren Namen in der Matrikel streichen zu lassen, da der von ihnen erwählte Studiengang nicht gerade ihre Stärke zu sein scheint. Da sie aber so weit hergekommen sind, mit der Absicht, einen vierjährigen Kursus durchzumachen, behagt ihnen der Gedanke, nach Hause zurückzukehren, durchaus nicht.

In jeder Hochschulstadt gibt es wenigstens einen Drucker, der bereit ist, von fünf Pfund aufwärts (der Preis richtet sich nach

der Größe und Qualität des Pergaments, der Anzahl der Siegel und der Länge der Unterschriften) viel schönere Diplome auszufertigen als die Universität. Zu diesen Künstlern gehen die südamerikanischen Herren am Schluß ihrer vier Jahre, wenn sie sich nicht noch für einen Ferienkursus in den Künsten entscheiden, denen sie ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben. Schließlich kehren sie heim, mit Zeugnissen bewaffnet, die ihnen in der Heimat großes Ansehen verleihen werden. Wenigstens haben sie Englisch gelernt, ein großer Trumpf in Südamerika.

„Der Graf“ war eine Ausnahme von dieser Regel. Er war der Sohn eines begüterten Ekuadorianers, und es erfüllte ihn der lebhafteste Wunsch, in sein Heimatland mit den technischen Kenntnissen ausgerüstet zurückzukehren, die ihn befähigen würden, in den dortigen primitiven Städten einige der modernen Bequemlichkeiten einzurichten, die man dort schmerzlich vermißte. Und so geschah es, daß er dank seiner ernstern Veranlagung und seinem wirklichen Interesse an der Arbeit die Prüfung als Zivilingenieur ehrenvoll bestand.

Ich blieb in Verbindung mit Córdobez, nachdem ich die Hochschule verlassen hatte, und später besuchte er mich zu Hause. Dort verabredeten wir, daß ich nach Ekuador kommen sollte, sobald er Gelegenheit gehabt habe, die geschäftlichen Möglichkeiten für unsere Pläne zu prüfen. Nach seiner Heimkehr sollte er auch die Mittel dafür erlangen sowie die notwendigen Konzessionen einholen. In jenen Tagen waren die Straßen der Hauptstadt von Ekuador noch durch Kerzen erleuchtet, die die Hausbesitzer in ihre Fenster stellten. In Quito gab es also sicherlich Gelegenheit zu Verbesserungen. So kam es, daß ich im Oktober 1894 den obigen Brief erhielt, in dem er mich aufforderte, unserer Verabredung nachzukommen.

Ich brauchte nicht lange, um zum Entschluß zu kommen. Stanleys „Durch den dunkeln Weltteil“ hatte mich als Knaben mit der Absicht erfüllt, in die unbekannte Welt hinauszugehen, die jenseits der Grenzen der Zivilisation liegt und die dem, der in ihre Tiefen eindringt, ein Leben voll Abenteuer verspricht. Abenteuer! Das war der Grundton meines Lebens, auf den die Saiten meines jungen, noch ungezähmten Geistes sympathisch abgestimmt waren. Hier also bot sich mir die Gelegenheit. Nach Südamerika wollte

ich gehen, mit seinen weiten Gebieten unerforschten Landes, die weiß der Himmel was für seltsame Geheimnisse bargen.

Am 18. November 1894 fuhr ich von New York in dem Dampfer „Advance“, mit 100 Dollar in der Tasche, ab; die Fahrt ging über Colon nach Panama. In zehn Tagen wurde der Hafen von Colon erreicht, nach einer Überfahrt, die vermutlich so ereignislos wie irgendeine andere war; für mich aber bedeutete sie ein großes Abenteuer. War ich doch auf dem Weg nach meinem Ziel!

Colon fiel mir auf als die Stadt der Truthahngeier und der Neger. Von beiden war eine große Anzahl erschienen, um die Ankunft der „Advance“ zu beobachten. Ich konnte nicht viel von der Stadt sehen; es war nur ein Haufen Strohdächer, die sich um die hölzernen Kais reiheten, halb versteckt hinter Palmen und Bananenstauden, die es in überreicher Menge gab. Inmitten eines Sumpfes gelegen, mit schmutzigen Wegen als Straßen und Geiern als Straßenreinigern, war es ein wenig anziehender Ort.

Auf der Landungsbrücke bestieg ich einen Zug und wurde in ungefähr 2½ Stunden über den Isthmus befördert, vorbei an verschiedenen kleinen Landstädten, die genau wie Colon aussahen. Oftmals boten sich Durchblicke nach dem alten Leffeps-Kanal. Die verlassenen Maschinen lagen noch da, wie die Franzosen sie hatten liegenlassen; sie verrosteten in Schlamm und Wasser. Tropische Gewächse quollen aus den Schornsteinröhren, die großen Kessel waren halb verborgen in der wirren Masse des wuchernden Unkrauts. Es war ein trübseliger Anblick.

In Panama angelangt, schrieb ich am 12. Dezember 1894 aus dem Grand Hotel, dem einzigen, dessen die Stadt sich rühmte, nach Hause. Das Hotel gab sich auf seinem Briefpapier aus als „in dem Sankt-Anna-Parc gelegen, dem zentralsten und auch gesündesten Teil der Stadt. Erstklassiges Restaurant. Herrliche Schlafzimmer für Reisende und Passanten. Trinkstube und Ballsaal.“

In Wirklichkeit waren Schmutz, Wanzen und vollständige Mißachtung der notwendigsten Lebensbedürfnisse nach unsern Begriffen die auffallendsten Eigenschaften dieses Hotels. Die sanitären Einrichtungen waren äußerst eigenartig. Der Besitzer hatte

geschäftsgewandt seine moderne Wasserleitungsanlage so auffallend als möglich angebracht, wobei er wahrscheinlich alle andern Besitzer zwischen Mexiko und Argentinien überflügelte, denn eine Reihe von Kabinetten war quer durch das eine Ende des Speisesaals gelegt; sie waren nur durch kleine Halbtüren geschlossen, die den Benutzern erlaubten, ihre Unterhaltung mit ihren an der Speisetafel sitzenden Freunden fortzusetzen.

Das Zimmer war auf zwei Seiten nach der Straße zu offen, aber ohne jeglichen Schutz vor den nackten Kindern, Geiern, Hunden und Schweinen der Straße, die in nie endendem Zug auf der Suche nach Speiseresten ein- und ausströmten. Die „herrlichen Schlafzimmer“, von denen das Briefpapier Zeugnis ablegte, waren so voll Ungeziefer, daß es jeder Beschreibung spottete. Ich wußte damals nicht, ob es gebräuchlich war, das Gras und das Unkraut zu schneiden, bevor man einen Gast in sein Zimmer führte — jedenfalls hatte der Eigentümer dieses Hotels es verabsäumt. Überall sproßte das Grün zwischen den Dielen bis zur Höhe von wenigstens 30 Zentimeter hervor, als ich von meinem Zimmer Besitz ergriff. Ich machte mich eine Weile ans Täten, bevor ich meinen Schiffskoffer hereintrug und auf die von mir geschaffene Lichtung niederstellte. Ich schlief die Nacht auf ihm und entging so dem kriechenden Getier, das in dem Bett wohnte und das sich in dem Urwald auf dem Fußboden hätte verirren müssen, wenn es zu mir dringen wollte. Aber die Moskitos waren trotzdem fürchterlich.

Herr Soresby, der amerikanische Konsul, bemühte sich liebenswürdig um mich und gab mir eine Menge freundschaftlicher Ratschläge, für die ich ihm sehr dankbar war. Der Fallstriche waren es viele, die den jungen unerfahrenen Reisenden aus dem Norden erwarteten. An meinem zweiten Abend in der Stadt nahm der Konsul mich mit, um uns die Vergnügungsorte anzusehen. Unter anderm zeigte er sein Geschick beim Glücksrad. In wenigen Augenblicken hatte er die Bank mit 2000 kolumbischen Pesos gesprengt. Dem Eigentümer, der kam ihn zu bitten, ihm die Hälfte des Geldes zu leihen, um das Spiel fortsetzen zu können, stellte er eine Gewissensfrage:

„Würden Sie“, sagte er, „mit die Hälfte meines Geldes

zurückgegeben haben, wenn ich ein Vermögen an Sie verloren hätte?“

Er bekam keine Antwort. Damals fand ich ihn ziemlich schäbig, seitdem bin ich aber anderer Ansicht geworden.

Am nächsten Tag war ich froh, an Bord der „Santiago“ von der Bazifilinie zu gehen und Panama aus den Augen zu verlieren; wir fuhren nach Guanaquil. Nach 48 Stunden Fahrt erreichten wir unsern Bestimmungsort.

Zwei auffällige Eigentümlichkeiten bezeichneten die Haupthafenstadt von Ecuador, die, meiner Ansicht nach, der Erwähnung wert sind: die Unratabfuhr und der „Admiral“. Der amerikanische Konsul, Herr Dillard, beschrieb mir die erstere, da ich wegen des Auftretens des Gelben Fiebers und der Beulenpest nicht lange genug in der Stadt blieb, um diese Einrichtung mit selbst anzusehen. Dem Admiral stellte er mich vor.

Unrat jeder Art wurde, anstatt Kanälen zugeführt zu werden, aus den Fenstern der Häuser auf die Dächer vorüberfahrender Straßenbahnwagen geworfen, die eigens zu diesem Zweck mit einer fußhohen Bretterwand umgeben waren. Eine ganz hübsche Portion erreichte das Ziel. Vor der Stadt angekommen, wurde die Decklast vom Schaffner abgeladen. Ein Loch im Dach eines solchen Straßenbahnwagens muß eine böse Sache gewesen sein. Dies System steht in der Welt wohl einzig da.

Den „Admiral“ fanden wir in einer Kneipe, aus der er soeben mit Hilfe eines Tischbeins alle Gäste herausgeworfen hatte. Als wir eintraten, hielt er es noch in der Hand. Sein Name war Brown; er war aus Pittsburg. Er war der Navigationsoffizier, Oberfeuerwerker und Maschinist der äquatorianischen Flotte, die zu jener Zeit zur Reparatur im Hafen von Guanaquil lag. Er hatte den Ruf, der einzige Mann in der Marine zu sein, der wieder zum Land zurückfinden konnte, wenn es außer Sicht geraten war, mit Hilfe eines kleinen Taschenkompasses, den er bei sich trug. Die Flotte bestand aus einem Paar Kanonenbooten, die den englisch sprechenden Einwohnern als „Esperc un poco“ (Wart' ein bißchen) und „Pasado mañana“ (Morgen, morgen, nur nicht heute) bekannt waren.

Von Guanaquil fuhr ich den Guayas, einem Fluß des Über-

schwemmungsgebietes, hinauf nach Bodegas, der größten Kakao-sammelstation der Welt; sie liegt ungefähr 130 Kilometer vom Hafen von Guayaquil. Niemals habe ich solche ungeheure Mengen von Alligatoren gesehen wie an diesem Fluß. Das Wasser schien aus Schlamm und Alligatoren zu bestehen; sie verdeckten fast die Schlammböden. Beständig fuhren wir über sie hin und in sie hinein.

Auf dem Kai von Bodegas empfing mich mein Freund Córdoba.

Meine siebenjährige Wanderung in Südamerika begann.

Zweites Kapitel.

Ein Land der Gelegenheiten.

In Ecuador ist von den Anden bis zum Stillen Ozean der größte Teil des nicht überschwemmten Landes mit Kakao-bäumen bepflanzt, die, wie alle Welt weiß, dreiviertel des Weltbedarfs an Schokolade und Kakao liefern. Man kann in der That sagen, daß in Ecuador diese Pflanze fast unter Ausschluß aller andern angebaut wird. Auf der Westabdachung der Anden wächst jedoch ein hochwertiger Kaffee, der nur dem Kakao an Bedeutung nachsteht. Auch Zuderrohr wird in großen Mengen auf diesen Hängen angebaut, aus denen aber mehr aguardiente (Rum) als Zuder bereitet wird.

Durch die endlosen Kakaopflanzungen zwischen Bodegas und La Delicia führte mich Córdoba zu Maultier auf Nichtwegen. Er hatte die beiden besten Reitmaultiere des Landes mit nach Bodegas gebracht. Sie waren auf den Farmen seiner Familie aufgezogen, die als die besten in Ecuador galten. Es waren Tiere von sicherem Gang, mit schnellem Schaukeltrab und gutem Paßschritt, klein und wohlproportioniert, mit schlanken Beinen und kleinen Füßen. Sie gingen ins Wasser wie die Enten und schwammen mit uns im Sattel; sie setzten über Gräben und umgestürzte Bäume, die quer über dem Weg lagen. Sie überstiegen auf einzelnen glitschigen Stämmen Flüsse ohne Zaudern. Zum Unterschied vom Pferd wären sie, wenn es einmal kein anderes Futter gegeben hätte, einen Tag lang mit einem Strohhut oder einer Sattellede ausgekommen. Als Reittiere waren sie noch bequemer als Pferde, besonders auf schlechten Wegen. In rauhen Gegenden übertrifft die Zähigkeit dieser Tiere bei weitem die der Pferde.

Diese können in der That, falls es sich um eine mehr als zweitägige Reise handelt, gar nicht benutzt werden, wenn die Tiere

nicht gewechselt werden können. Im übrigen ist die Spannkraft des Maultiers stets geringer als die des Pferdes, was in der Praxis einen Vorteil bedeutet. Denn während das Maultier nicht mehr tut, als es leisten kann, geht das Pferd bis zum Zusammenbrechen weiter, so daß der Reiter hilflos zurückbleibt. Die Haupteigenschaft des Maultiers bleibt jedoch, auch wenn es sonst ein noch so vortreffliches Tier ist, stets seine Halsstarrigkeit. Wenn es sich in den Kopf gesetzt hat, stehenzubleiben, so geschieht es. Die einzige Art, es an der Stelle, wo es gescheut hat, vorbeizubringen, ist einen Strick um seine empfindliche Oberlippe zu schlingen, das eine Ende um einen Baum weiter vorn zu ziehen und mit dem andern Ende hinter dem Maultier herzugehen und das Tier mit einem Stod anzutreiben. Bei jedem Sprung zieht man am Seilende.

Nach einer denkwürdigen Nacht in einem Hotel in Bodegas unter Verhältnissen, denen gegenüber der Aufenthalt in Panama paradiesisch war, trat die kleine Kavalkade die lange Reise nach den Pflanzungen der Familie Córdoba an. Der „Graf“, ich selbst und ein Maultiertreiber war alles. Ich hatte, mit Ausnahme dessen, was ich auf dem Sattel tragen konnte, mein Gepäck in Bodegas gelassen und Vorsorge getroffen, daß es mir nach Riobamba geschickt wurde, auf der einzigen Straße, die von der Küste nach Quito führt.

Die ersten drei Tage kamen wir durch nichts anderes als Kakao. Wer die Olivendistrikte in Andalusien gesehen hat, wird keine Beschreibung dieser endlosen Reihen Bäume mit buschigen Kronen brauchen, die sich einer Riesendecke gleich ausdehnen, so weit das Auge reicht. Wie bei den Oliven ist nichts zwischen den Reihen gepflanzt, und der Stamm hat ein paar Fuß hoch keine Äste. Die Wipfel berühren sich fast und bilden ein einziges großes Dach. Die Kakaofrucht wächst recht merkwürdig. Die Samenkapseln entspringen direkt aus dem Stamm und den großen Ästen, anstatt aus den kleinen Zweigen. Jede Kapsel (mazorca im equatorianischen Spanisch) enthält 80—100 Samenkörner oder Bohnen, wie man sie im Handel kennt. Ihr Aussehen ist zu bekannt, um einer Beschreibung zu bedürfen.

Die Nacht pflegten wir in der Hütte eines Aufsehers zu

verbringen. Der Name Córdobaz verschaffte uns überall ohne weiteres Einlaß, und allmählich überzeugte ich mich von unserer Wichtigkeit. Die Familie nahm auch tatsächlich im Lande eine hervorragende Stellung ein. Sie besaß große Vieh- und Pferdefarmen, sowie über 2000 Quadratkilometer ungerodeten Waldes, der zu Pflanzungen für jedes der drei hauptsächlichsten Kulturgewächse Ekuadors geeignet war. Viele indianische Dörfer lagen innerhalb der Grenzen ihres Gebiets; sie bezogen aus ihnen ihren Bedarf an Peonen (Arbeitern) für die Plantagen und Farmen, die auf ihrem Besitzum überall verstreut lagen. Wie in allen Freistaaten des lateinischen Amerika stieg und sank ihre Macht mit der Sicherheit eines Thermometers ganz in Übereinstimmung mit dem Wechsel in der Regierung. Als ich ankam, war gerade eine ihren Interessen günstige Regierung gestürzt worden, und bis der nötige „Einfluß“ sich wieder geltend machen konnte, war ihre Herrschaft im Schwinden. Ich war auf Einladung meines Freundes, des „Grafen“, nach Ekuador gekommen, in der Erwartung, daß sich mir durch das Ansehen seiner Familie und durch ihr kluges Erfassen der Erfordernisse des Landes alle möglichen Handelsgelegenheiten bieten würden. Zunächst wurde ich nicht enttäuscht.

Es ist ein wunderbares Erlebnis, nachts durch ein Kakaoland zu reiten. Überall schwärmen riesige Leuchtkäfer, so groß wie Maikäfer. Außer dem gewöhnlichen, zeitweise aussehenden Licht unterhalb des Körpers tragen sie zwei grünlichgelbe Lichter am Kopf, die dauernd brennen. Es ist, als ob die Insektenwelt in den Pflanzungen ein einziges großes Fest feierte.

Satten wir den Kakaodistrikt erst einmal hinter uns, dann begannen wir durch den Wald aufwärts zu steigen; wir hatten den Fuß auf die ersten Hänge der Anden gesetzt. Die Eintönigkeit des flachen Litorals, des Landstrichs zwischen dem Pazifik und den Anden, wurde endlich unterbrochen; dort war es, wo die Maultiere ihre Überlegenheit als Reittiere bewiesen.

Auf dem kaum benutzten Pfad, der durch bebauten Strecken der Córdobaz-Ländereien führte, mußte der Burfche voraus reiten, um das Gesträuch wegzuhauen, das den Pfad überwuchert hatte, seitdem er zuletzt begangen war. In La Delicia angekommen, machten wir halt. Es war das Hauptquartier des Don Agosto

Córdobaez, der allgemein bekannt war durch die ausdrucksvollen Flüche, mit denen er die Peone bedachte; er war einer der sechs oder sieben Söhne des alten Mannes, die für ihren Vater die verschiedenen Farmen und Pflanzungen auf dem weiten Besitz verwalteten. Dort verlebten wir acht oder zehn herrliche Tage, um unsere Maultiere ausruhen zu lassen und um mich mit dem Wald- und Pflanzenerleben bekanntzumachen.

Es war mein erstes Erlebnis dieser Art, und das Neuartige auch des geringsten Vorkommnisses im täglichen Leben fesselte mich sehr, wie es bei jedem Liebhaber des Lebens im Freien der Fall sein muß. Ich ging auf die Jagd auf Affen, Truthühner, Wildschweine, Papageien, Hirsche und Jaguare, die ich alle bisher noch nicht geschossen hatte. Ich erinnere mich, daß meine Begeisterung besonders von den Affen erregt wurde, die ich bisher nie außerhalb eines Käfigs gesehen hatte. Aber noch neuartiger als das Jagen war das Verzehren vieler dieser eigenartigen Waldbewohner. Der Eindruck, den der Genuß von Affenfleisch zum erstenmal auf mich machte, hat sich meinem Gedächtnis eingepreßt. An die gastronomischen Möglichkeiten eines Pavians denken gewiß nur sehr wenige unter den Millionen, die ihn durch Eisenstäbe betrachten.

Ich wurde auch in die Kunst eingeführt, Gummibäume anzuzapfen, Rum und Zucker zu machen, plátanos und yuca zu sammeln (Bananen und Kassaie sind die Hauptnahrungsmittel in den heißen Landstrichen von Ecuador) und Waldpfade zu bezeichnen. Gewöhnlich wurde ich von einem Indianer auf die Jagd begleitet. Aber wenn ich allein losging, mußte ich lernen, mich nicht in dem endlosen Labyrinth von Bäumen und Pflanzen zu verirren. Zuerst gab ich den Eingeborenen etwas zu lachen. In meiner Sorge, mich nicht zu verirren, bemühte ich mich, einen Pfad zu bahnen, so breit, daß er groß genug gewesen wäre für ein Pferd mit Karren — hier und da sah ich zurück, ob auch der Weg nach Hause frei sei. Später habe ich oftmals daran zurückgedacht und richtig beurteilen können, was die Peone von mir gedacht haben müssen. Ich bezweifle nicht, daß sie glaubten, ich wolle eine Lichtung auf eigene Rechnung roden.

Nur zu schnell kam der Tag, an dem Domingo Córdobaez erflärte, daß wir weiter müßten. Unser Ziel war Riobamba, das

zu erreichen noch eine lange Wanderung erforderte. So setzten wir den Weg fort auf dem vielbenutzten Pfad, über den die Maultierzüge aller vierzehn Tage den Rum ins Innere bringen.

Der Rum spielt eine so große Rolle im Leben eines jeden Ekuadorianers, daß er ein paar Worte wert ist. Er wird aus gegorenem Zuckersaft gemacht, und sein Alkoholgehalt ist so groß, daß er wie Methylalkohol brennt. Er schmeckt wie eine Mischung von Benzin und Sirup. Das Leben in Ekuador ist eine lange Reihe von fiestas, bei denen die Hauptrolle dieser Schnaps spielt, der den Namen Feuerwasser wahrhaft verdient. Für die meisten Ekuadorianer hat eine Fiesta keine andere Bedeutung als eine Entschuldigung dafür, sich in einen Rausch seliger Vergessenheit hineinzutrinken, in welchem die Sorgen der Welt sie nicht bedrücken. Von einer Fiesta zur andern ziehen sie umher, immer in einem Zustand halber Betäubung, wenn nicht tatsächlich bewußtlos. Kommt es vor, daß durch ein schweres Versehen im Kalender der Heiligen eine Woche lang kein öffentliches Fest vorgesehen ist, so wird ein privates veranstaltet. Das Getränk kostete, als ich dort war, 1,20 Dollar für 120 Liter. Für 20 Cents konnte also ein Mann für ungefähr vierundzwanzig Stunden den Idealzustand erreichen. Sogar die Peone konnten sich das leisten.

Der Weg von La Delicia nach Riobamba gilt als erstklassig. In Wirklichkeit besteht er in der Ebene aus einem Meer von Schlamm, während er in der Steigung zwei verschiedene Hälften zeigt, eine für den Aufstieg, die andere für den Abstieg. Der Pfad ist eingeschnitten in den anstehenden Lehm, der schwer und glitschig ist. Aus diesem Grund besteht die Aufstieghälfte aus einer langen Reihe parallel verlaufender Miniaturgräben, etwa 50 Zentimeter weit voneinander, wo die Maultiere ihre Füße einsetzen. Die Abstiegshälfte dagegen ist glatt, hart und glitschig und dient als Rutschbahn. Die Maultiere rodeln hinab und haben denselben Spaß daran wie ihre Reiter. Nach meinem Dafürhalten kommt kein Sport der Welt dem gleich, den Aquator auf einem Maultier hinabzurutschen. Oftmals habe ich später Ausflüge bergab gemacht, als ich 4200 Meter hoch lebte, nur um des Vergnügens willen, in fünf, sechs Stunden eine Strecke zurückzulegen, zu der man acht Tage Kletterns brauchte. Erreicht man die

Anfangsstelle einer Rutschbahn, dann ist das Maultier durch nichts in der Welt zu bewegen, auf dem rauhen Teil des Weges zu bleiben und gemächlich abwärts zu gehen. Es spitzt die Ohren, setzt die Vorderfüße vorsichtig auf das oberste Ende der Rutsche — und dahin geht's! Man endigt unten in dem Schlammloch, aber nicht immer mit dem Kopf oben. Wie man sich vorstellen kann, geraten die Maultierzüge, die den Weg von Riobamba nach La Delicia mit den leeren Rumfässern herabkommen, auf den Rutschen oft in einen schlimmen Knäuel.

Die Arrieros (Maultiertreiber) suchen das Unheil abzuwenden, indem sich einer von ihnen unten aufstellt und jedem Maultier aus dem Morast heraushilft, bevor das nächste herankommt. Im ganzen ist es ein großartiger Sport. Wo der Weg sich der Kuchholzgrenze nähert, führt er oft an einer Felswand entlang und ist gänzlich verwischt. Er besteht hier nur aus einem etwa 50 Zentimeter breiten Vorsprung. Aber die Maultiere sind gewöhnt, schwere Lasten auf diesem Weg zu schleppen; sie gehen an der äußersten Kante, oft nur wenige Zentimeter entfernt von dem 300 Meter tiefen Absturz. Das eine Bein des Reiters hängt tatsächlich über den Wolken.

Córdobaez und ich hatten die auserlesenen Maultiere bestiegen, die uns von Bodegas nach La Delicia gebracht hatten, und legten die etwa 130 Kilometer zwischen Don Agostos Haus und Riobamba in sechs Tagen zurück; unterwegs kamen wir durch des „Grafen“ eine Pflanzung. In Riobamba, der zweiten Stadt Ekuadors, mit seinen zwanzigtausend Einwohnern hatte sein Vater sein Standquartier; er war bekannt als „Papa Domingo“, um ihn von seinem Sohn, dem „Grafen“, zu unterscheiden. Hier machten wir halt.

Der Haushalt Córdobaez' in Riobamba bestand außer dem alten Mann selbst aus einer Schwiegertochter, die für ihn das Haus führte, und einer Anzahl Diener und Peone. Seine Söhne waren über die Besizung verstreut, während seine Frau einen von dem seinigen sehr verschiedenen Haushalt in Quito führte. In Gemeinschaft mit fast allen Bewohnern seines Landes, die außerhalb der Hauptstadt wohnen, war er viel mehr zu Hause in seinem verwahrlosten Farmhaus, wo die Hühner im Wohnzimmer umher-

liefen und unter dem Abfall auf dem Ziegelfußboden nach Resten suchten, als sonstwo. Er und seine Söhne, wenn sie ihn besuchten, führten das denkbar primitivste Leben. Er benutzte keine Seife, wechselte selten die Kleidung und ging immer mit Stiefeln und Hut zu Bett. Wollte ich meinen Hut abnehmen, wenn ich mich zum Abendessen setzte, wurde mir geraten, ihn aufzubehalten wie alle andern, aus Angst vor Zug. Fast alle, die spanisches Blut in den Adern haben, haben Todesangst vor frischer Luft.

Sein Haus, einstöckig, weiß getüncht und mit roten Ziegeln gedeckt, hatte, wie die meisten andern in Riobamba, zwei Höfe, einen patio und einen corral. Der erstere lag im Mittelpunkt der Wohnräume, der letztere außerhalb der rückwärtigen Mauer. Der Corral wurde zu sanitären Zwecken benutzt, moderne Bequemlichkeiten kannte man dortzulande nicht. Das Kochen geschah sehr einfach. Mitten auf dem Boden der Küche wurde ein Reifigfeuer unterhalten, um das herum die Dienerschaft mit Töpfen und Pfannen hantierte. Ihre Nasen tropften vom Rauch, und prozelnd fielen die Tropfen in die Pfannen. Flöhe waren in diesem Hause so zahlreich und frech, daß ich meistens vorzog, auf der Straße herumzugehen anstatt einen Versuch zum Schlafen zu unternehmen.

In diesen Haushalt also ritt ich (buchstäblich gesagt, denn man kommt immer zu Pferd in den Patio eines ekuatorianischen Hauses) eines Februarabends 1895 ein, in der Erwartung, etwas ganz anderes zu finden als das, was ich eben beschrieben habe. Die große Bedeutung und Ausdehnung der Farmen und Pflanzungen der Familie Córdobez, die Achtung, mit der überall ihrem Namen begegnet wurde, das Bewußtsein, daß alle, einschließlich des alten Mannes, in Europa oder den Vereinigten Staaten erzogen waren, ließen mich erwarten, daß ihre Häuser Muster des modernen Fortschritts sein würden; statt dessen standen sie auf gleicher Stufe mit den armseligen Heimen der Masse ihrer ungebildeten Landsleute. Allerdings war das Haus, das die alte Señora Córdobez mit ihrer Tochter in Quito führte, sauber, gut eingerichtet, und es lag System im Haushalt. Wenn Papa Domingo diesem Teil seiner Familie einen Besuch abstattete, mußte er sich zu einem steifen Hemd und einem schwarzen Rod bequemen, was ihm sehr wenig gefiel. Darum verbrachte er selten viel Zeit im



Brücke über eine Schlucht in den Anden.



Vegetationsbild aus Westecuador in 1200 Meter Höhe.

Hause seiner Frau, trotz seiner großen Zuneigung zu den Damen und trotz seiner allgemeinen Beliebtheit in der Hauptstadt, wo sein Witz und seine Gastfreundschaft berühmt waren. Er fühlte sich viel wohler, wenn er bei sich zu Hause an seine Viehherden cachi (Salz auf Ketschua) verteilen konnte.

Hier muß ich die Geschichte meiner Reisen ein wenig unterbrechen, um einige allgemeine Bemerkungen über mein Leben in Ecuador und seine besondern Beziehungen zu diesem Buch einzuschalten.

Der vorliegende Bericht soll sich mit Ecuador nicht im einzelnen befassen. Der Zweck dieses Kapitels ist, zu erklären, wie es kam, daß mein Aufenthalt in dem Lande ein Schrittstein wurde zu den Wanderungen in der Wildnis im Innern des südamerikanischen Kontinents, die der Hauptgegenstand meines Buches sind. Gleichzeitig schildert es einige besondere Züge des ekuatorianischen Lebens, die ich nicht ohne kurze Erwähnung lassen kann; zum Teil hängen sie mit meinem Bericht direkt zusammen, zum Teil sind sie auch zu humorvoll, um sie nicht zu erzählen.

Anstatt also einen chronologischen Bericht der zwei Jahre zu geben, die ich in Ecuador verbrachte und die fast genau den Kalenderjahren 1895 und 1896 entsprechen, will ich den größern Teil jener Zeit als Ganzes behandeln. Ich will nur die Hauptpunkte meiner Erlebnisse auf kaufmännischem und sozialem Gebiet herausheben und zum zusammenhängenden Reisebericht zurückkehren, wenn ich mich mit den Gründen beschäftige, die mich bestimmten, das Land in der Weise, wie es geschah, zu verlassen.

Vom Tage meiner Ankunft in Riobamba an machte mir der „Graf“ eine Reihe kommerzieller Vorschläge, die mich überall im Lande herumführten, von denen aber nur einer zur Ausführung kam; selbst dieser endete in einer für mich sehr unbefriedigenden Weise. Vom kaufmännischen Standpunkt aus war also meine Zeit in Ecuador eine lange Reihe von Enttäuschungen, teils infolge meiner Leichtgläubigkeit, teils infolge der Bummellei, die das ganze Land vom einen Ende zum andern beherrschte. Der einzige Lichtpunkt bei der ganzen Geschichte war, daß ich persönlich dabei kein Geld verlor, weil ich keins zu verlieren hatte. Von den 100 Dollar, mit denen ich von New York abgefahren war, waren noch ein paar

übriggeblieben, als ich Bodegas erreichte. Von dieser Zeit an war ich Gast bei der Familie Córdobez, bis gewisse Ereignisse eintraten, von denen ich später sprechen werde. Meine Finanzen waren also in keiner Weise verwickelter Natur.

Um so komplizierter waren die zahllosen Machenschaften meiner Geschäftsfreunde und der endlose Strom von Vorschlägen zum Schnell-reich-werden, mit dem ich überschwemmt wurde. Ich erinnere mich, wie wir eine Möbelfabrik einrichten wollten, wir wollten eine moderne Zuderplantage anfangen, 20 Hektar Wald roden und darauf Kaffee pflanzen, eine neue Straße durch die Besitzung der Córdobez nach Bodegas bauen, einen Maultiertransportdienst einrichten, um Produkte ins Innere und von dort herzuschaffen, wir wollten Quito elektrisch beleuchten, das trodene Land im Riobambatal mit dem Schnee des Chimborasso bewässern, eine Lohgerberei einrichten, die mit der Rinde von den Bäumen der Córdobez betrieben werden sollte, wir wollten Öl bohren, feinen alten schottischen Whisky brennen; dazu gab es hundert andere Projekte, die unsere erfinderischen Köpfe ausheckten.

Jede zweite Woche schrieb ich nach Hause von dem großen Vermögen, das ich und meine Geschäftsgenossen im Begriff waren anzuhäufen. Schließlich wurde ich selber so verwirrt, daß ich, nur um endlich irgendeine bestimmte Beschäftigung zu haben, schon zu allem bereit war, vom Schürfen nach Erz bis zum Bau eines Sanatoriums auf dem Gipfel des Cotopaxi. Endlich jedoch bot sich etwas, was mir auf jeden Fall Arbeit gab.

In Salinas, 4200 Meter über dem Meer gelegen (einem der höchsten Orte der Erde außerhalb Tibets), war eine Salzquelle, die von indianischen Dorfleuten in Betrieb genommen war. Der Grund und Boden gehörte dem alten Córdobez, der von den Dörflern jährlich ungefähr 1200 Dollar für die Nutzung bezahlt bekam. Der Gedanke war der: Córdobez sollte die Ausbeutung der Quelle übernehmen, moderne Maschinen aufstellen und mit mir als „industriellem Teilhaber“ (das klang recht gut) die 30 000 Dollar im Jahr herauswirtschaften, die die Quelle zu bringen imstande war. Ohne Zögern setzte ich mich auf ein Maultier und ritt nach Salinas.

Vielleicht in der ganzen Welt gibt es kaum eine zweite solche

Ausicht, als sich von Salinas aus bietet. Ihre Ausdehnung ist verwirrend. Im Osten, dicht vor der Stadt, erhebt sich strahlend des Chimborasso gigantischer Silberdom. Im Norden erstreckt sich die Cordillere. Immer großartiger baut sie sich auf, bis sie in dem abgestuften Kegele des Antifana in 130 Kilometer Entfernung gipfelt. Im Süden hebt Spitze um Spitze der Bergkette, ein mächtiger Bau aus Fels und Eis, ihr Haupt über das Meer von Wolken, das sich wie ein Leichentuch über die ganze Erde breitet. 150 Kilometer westwärts und fast 5000 Meter tiefer liegt der Stille Ozean; an hellen Tagen ist er schwach erkennbar; er geht über in den graublauen Dunst, der die Küste einhüllt. Der Sonnenuntergang ist die höchste Steigerung der Herrlichkeiten des Tages. Wenn die Sonne in die Schicht der Wolkendecke taucht, verwandeln ihre schrägen Strahlen sie in einen gewaltigen Regenbogen. In wenigen Minuten verblassen die Farben, und durch die Risse in den Wolken schießen die letzten rosigen Strahlen, die den Gipfel des Chimborasso färben. Einen kurzen Augenblick lang sieht man die Welt von oben nach unten gekehrt. Nur eine Minute in einem Lande zu leben, dem eine Sonne leuchtet, die von unten durch die Wolkenspalten scheint, ist ein Erlebnis, das man nie vergißt.

Um von Riobamba aus Salinas zu erreichen, durchquert man 25 Kilometer einer Wüste von Felsblöcken und vulkanischem Sand; dann beginnt der Aufstieg zum Chimborasso. 8 oder 10 Kilometer einer Kletterei durch tief zerklüftetes Land, der Heimat des Kondors, wo aus dem Krater in der längstvergangenen Zeit seiner Tätigkeit Ströme kochenden Wassers talab stürzten, führen zum Arenal, zur Sandfläche. Es ist das große, ungefähr 2 Kilometer breite geneigte Plateau an der Basis der Eis- und Firnkuppel, die den Gipfel des Berges bildet. Umgeht man den Südabhang auf schwach kenntlichem Pfad, so fällt der Blick ins Thal von Riobamba mit den kleinen weißen Flecken, die Dörfer darstellen. Dann geht es wieder abwärts in das Land der Felsen und des Páramo-grases, am Fuße senkrechter Felswände und durch unwegsame Schluchten, bis man des kleinen Häufleins Strohdächer ansichtig wird, die Salinas heißen.

Der Weg ist oft der Schneestürme wegen gefährlich, in denen der Reisende leicht den Weg verfehlen und vor Kälte und Hunger

umkommen kann, ehe die Sonne wieder durchbricht. Wir hatten jedoch Glück, denn wir kamen gerade nach einem Sturm, der eine Schneedecke von 30 Zentimeter hinterlassen hatte.

Die Geschichte meines Unternehmens in Salinas ist wert, kurz erzählt zu werden, da sie direkt mit dem zusammenhängt, was ich in meinem Bericht zu sagen habe.

Als ich den Ort erreichte, wo ich heimisch werden und mir Vermögen erwerben sollte, fand ich ihn gar nicht besonders einnehmend. In dem armseligen Dorf lebte in Deden gehüllt eine von Ungeziefer geplagte Bevölkerung, die aus ihren hundehüttenartigen Behausungen durch eine einzige Öffnung in der Wand aus und ein kroch; mit den Hühnern und Meerschweinen zusammen hauste sie in dem Stroh, das als Bett und zur Feuerung diente. Von den Pflanzungen der Córdobez getrennt durch einen Weg von einigen 60 Kilometer, einer reinen Schlammrutschbahn, sollte ich hier mit Hilfe des gelben Wassers, das aus den Felsrißen siderte, ein Vermögen sammeln. Meine Hütte war nicht besser als die übrigen, nur daß sie sich einer Lehmwand zwischen Küche und Schlafzimmer rühmte. Die Einrichtung bestand aus Töpfen, Pfannen und Kesseln, ein paar Felsbroden als Herd und einem Haufen Paramogras.

Die einzige Industrie des Dorfes bestand, als ich ankam, aus Salzsieden. Jeder Haushalt besaß seinen Kupferkessel, der an einer der Quellen gefüllt und auf das Feuer im Hause gesetzt wurde. Die Frauen versorgten die Kessel, während die Männer Feuerung vom nächsten Buschwerk, vielleicht tausend Meter tiefer, sammelten. Sie kämpften schwer um ihr armseliges Dasein, aber meine Aufgabe war, ihnen alles zu nehmen, was sie hatten. Ich war daher vom ersten Tag an nicht gerade beliebt.

Um kurz zu sein: Nachdem der alte Córdobez, der mich auf meiner ersten Reise begleitete, dem Borarbeiter erklärt hatte, er werde die Ausnutzung der Salzquellen selbst übernehmen und das alte System der Verpachtung an die Indianer abschaffen, kündigte ich an, ich würde Männern und Frauen zehn Centavos Tagelohn zahlen und zwanzig für die Klafter Feuerung (ungefähr drei Maultierlasten). Dann begann ich, das Problem anzupacken, in dieser verlassenen Gegend eine Fabrik zu bauen. Ich holte mir

einen eingeborenen Kupferschmied aus Riobamba, der voraus bezahlt wurde, und etwa zehn Maultierlasten Kupferplatten mit allem Zubehör für Siedepfannen sowie Blech für ein Rauchfangrohr. Zwischen den Feiertagen und privaten Festen, die hier oben in Salinas ebenso gewissenhaft beobachtet wurden wie irgendwo sonst, half mir der Kupferschmied gelegentlich, die Pfannen zu machen und den Rauchfang zu bauen.

Nach ungefähr sechs Monaten war die Arbeit gut im Gang. Indessen war es den Dorfbewohnern klar geworden, daß ich da war, um ihnen ihren Lebensunterhalt zu entziehen. Ein paar Wochen nach meiner Ankunft traf es sich, daß zwischen dem Vorarbeiter und mir eine Meinungsverschiedenheit entstand. Für ihn bedeutete „mañana“ (morgen) irgendeine Zeit innerhalb ein oder zwei Monaten, und die vorgesehene Arbeit wurde nie fertig. Eines Tags verlor ich die Geduld, und sehr zu seiner Überraschung schlug ich ihn mit einer Haspe nieder. Er schrieb an Córdoba: Wenn der „gringo“ das tue, wenn er nüchtern ist, was habe er von ihm zu erwarten, wenn er betrunken sei?

Aber allmählich überwand ich alle Schwierigkeiten, die technischen wie die sozialen, und nachdem ich fast ein Jahr lang zwischen Guanaquil und Riobamba hin und her gereist war, um Vorräte und Werkzeuge zu holen, eine Einrichtung zum Holzverkleinern besorgt und den Transportdienst organisiert hatte, Steine und Lehm für die Fundamente und Mauern der Fabrik zusammengebracht und den Kupferschmied mit Fuhrtritten aus dem normalen Dusei seines halben Suffes aufgeweckt hatte, wurde eines schönen Tags der Ofen zum erstenmal angezündet. Als der Rauch aus dem Schornstein stieg, war das ganze Dorf auf den Beinen, um das Wunder zu schauen. Nichts Ähnliches war je im ganzen Land gesehen und gehört worden. Alles klappte endlich. Die Maultiere brachten Brennmaterial von unten aus der Baumgrenze herauf, die cachitanderas (das Wort, halb spanisch, halb Ketschua, bedeutet Salzkuchenarbeiterinnen) waren eifrig beim Gießen und Einpaden des Salzes zur Ablieferung an die Maultier- und Eseltransporte, die den ganzen Tag warteten, um das Salz fortzubringen. Das Salz ging ab wie warme Kuchen, zum gleichen Preis wie der Zucker in New York.

Eines Tags kam ein Individuum auf einem Esel ins Dorf geritten; es fand den Weg zu meiner Hütte und trat ein. Er verlangte Arbeit. Da ich einen Amerikaner vor mir sah, war es das Natürlichste für mich, ihn zu fragen, wer er sei. Das tat ich denn auch. Ich war geradezu starr vor Staunen, den Mann überhaupt hier zu sehen, und seine Antwort verdient es sicherlich, wiedergegeben zu werden.

„Ich bin Fensterputzer aus New York,“ sagte er, „haben Sie nicht was zu trinken da?“

Wir schlossen einen Vertrag, der wohl einer der seltsamsten seiner Art war. Er sollte Direktorialgehilfe des Salzwerts werden für täglich 10 Centavos und verpflichtet sein, aufzupassen, daß die Cachitanderas nicht alles Salz stahlen, sobald ich ihnen den Rücken kehrte. Der Hauptgrund, weswegen ich ihn annahm, war allerdings, weil ich jemand haben wollte, mit dem ich plaudern konnte. Aber nachdem ich vier volle Wochen lang auf einen lichten Augenblick bei ihm gewartet hatte, zahlte ich ihn aus, setzte ihn auf einen Esel, und unter der Obhut von zwei Indianern, die ihn auf beiden Seiten stützten, wurde er auf den Pfad, der zu den Pflanzungen der Córdobez führte, abgeschoben. Als ich ihn zuletzt sah, verteilte er sein wenig übriges Kupfergeld an die Indianer und sang ein Abschiedslied an Salinas. Eine Woche später wurde er am Rand eines Pfades im Küstengebiet tot gefunden. Sicherlich starb er ganz zufrieden, denn er tat nichts als singen.

Bald nach Eröffnung der Fabrik fing der Verdruß an. Ein Teil der Indianer beschloß, sich des Mannes zu entledigen, der zwischen ihnen und ihrem Gelde stand. Ich wurde von einem Trupp überfallen, der mit Knütteln auf mich lauerte, bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen und für tot auf der Straße liegengelassen. Ich erwachte in meiner Hütte, wohin mich der Manordomo, wie sie den Vorarbeiter nannten, geschleppt hatte.

Eine Woche lang war ich außerstande, mich zu bewegen. Danach kam Aurelio Córdobez, einer der Söhne, der von der Sache gehört hatte, und blieb einige Tage bei mir, bis ich wieder auf den Füßen war.

Der erste Zahltag, von dem ich noch nichts gesagt habe,

verdient Erwähnung. Ich erregte ganz unwissentlich eine industrielle Revolution in Ecuador, einfach dadurch, daß ich den von mir gebotenen Lohn auszahlte. Ich muß hier kurz etwas über das Peon-System des Landes sagen.

Ein Richter konnte veranlaßt werden, für eine geringe Entschädigung irgendein Schriftstück zu unterzeichnen; er war infolgedessen das Werkzeug der weißen Bevölkerung. So geschah es, daß den Indianern nichts von dem Land gehörte, das ihr ererbtes Eigentum war, denn alles Land war ihnen auf gesetzlichem Weg entrisen worden. Darum hatten sie auch kein Geld und mußten ihre Arbeit für ihren Lebensunterhalt leisten. Die Grundbesitzer sorgten dafür, daß die Indianer, je mehr sie arbeiteten, immer tiefer in Schulden gerieten. In den schwindelhaften Aufstellungen, die die Plantagenaufseher zu machen pflegten, waren die Indianer so hoch belastet, daß sie nie imstande waren, schuldenfrei zu werden. Zu diesem Zweck unterhielt jeder Aufseher ein kleines Lager von allen möglichen Waren. So empfing kein Indianer jemals den Lohn, für den er angeblich arbeitete. Da keiner von ihnen lesen konnte, hatten sie nie Gelegenheit festzustellen, ob ihnen die paar Centavos am Tag gutgeschrieben wurden, für die sie sich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang plagten.

Als ich eine Barzahlung von täglich zehn Centavos angeboten hatte, erwarteten die Indianer — sie waren durch die Drohung, aus dem Dorf gewiesen zu werden, gezwungen, das Angebot anzunehmen —, niemals einen Schimmer von ihrem Gelde zu sehen. Der erste Zahltag kam, aber niemand erschien, seinen Lohn in Empfang zu nehmen. Ich rief den Vorarbeiter, denn damals verstand ich die innern Vorgänge in der Seele des Indianers noch nicht. Er sagte mir, sie hätten natürlich nicht erwartet, etwas zu bekommen. Ich schickte ihn herum, sie zu holen, was er mit Hilfe einer Maultierpeitsche tat. Sie kamen und sahen aus, als sollten sie gehängt werden, denn sie hatten dem Vorarbeiter nicht geglaubt, der seinerseits mir nicht glaubte. Zur großen Überraschung aller Beteiligten zahlte ich sie aus. Dies und der Rauchfang bewirkten einen Umsturz im Leben von Salinas.

Die Sache beschränkte sich aber nicht auf Salinas. In den Plantagen der Córdobez verbreitete sich die Kunde davon, daß

ich gutes Geld auszahle und daß man in Salinas durch Arbeit, anstatt Schulden anzuhäufen, Geld verdienen könne. Allmählich kamen die Indianer meines Dorfes freiwillig zur Arbeit, statt wie Vieh dazu getrieben zu werden, und ich konnte von ihnen alles, was ich wollte, erreichen. Schließlich hörte der alte Córdobez davon, und als wir das nächste Mal beisammen waren, brachte er das Gespräch darauf. Alles, was ich vorbrachte, konnte ihn nicht davon überzeugen, daß es nicht aufgelegter Wahnsinn sei, etwas von den großen Einnahmen auszusahlen, wo bloße Versprechungen denselben Dienst taten.

Das war der Anfang meines Zwistes mit der Familie Córdobez.

Es wird dem Leser schon klar geworden sein, daß dieser Zwist der Unvereinbarkeit unserer Anschauungen in kaufmännischen Dingen entsprang. Infolge der Vorgänge, die ich beobachtete konnte, wurde ich noch weiter entfremdet. Eines meiner Erlebnisse will ich erzählen.

Ich ritt mit einem Grundbesitzer auf der Straße nach Guaranda, einer größern Stadt nahe einer der Viehfarman der Córdobez, an der Hauptstraße von Bodegas nach Quito; wir begegneten einem Indianer, der in der entgegengesetzten Richtung wanderte. Nach einem kurzen Gespräch in Ketschua, das ich nicht verstand, setzte mein Freund den Mann auf ein freies Pferd, und wir brachten ihn mit nach Guaranda zurück. Dort angekommen gingen wir zu einem Richter, bei dem mein Freund ein Schriftstück aufsetzte, des Inhalts, daß der Indianer ihm 200 Sucres, eine ekuatorianische Silbermünze im Werte von zwei Goldmark, schuldig sei, die er sich verpflichtete, bei einem Tagelohn von fünf Centavos abzarbeiten; das wäre also in etwa elf Jahren möglich gewesen. Einen halben Sucre überreichte er dem Richter, der für diese Entschädigung sehr gern den Vertrag ausfertigte und siegelte. Erst als wir den Mann auf eine der Farmen gebracht und einem Aufseher übergeben hatten, setzte mir mein Freund auseinander, daß der Indianer in der Tat Sklave auf Lebenszeit geworden sei.

Die Kluft zwischen Córdobez und mir wurde größer, als ich entdeckte, daß meine eigenen Interessen niemals berücksichtigt wurden,

trotz des Erstaunens und der Freude der Familie über den Erfolg der Salzspekulation. Mit der Zeit machte ich mir klar, daß ich für nichts ein Jahr lang schwere Arbeit geleistet und von Hammel und Meerschwein gelebt hatte. Ich steckte also eines Tags, als mein eigenes Geld ganz aufgebraucht war, alles Bargeld, das ich im Bergwerk in Empfang genommen hatte, in die Tasche, rutschte nach des Grafen Pflanzung in El Porvenir hinunter und sagte ihm, daß ich die Geschichte satt hätte. So endete meine Bekanntschaft mit Salinas.

Ich habe schon erwähnt, daß meine finanzielle Lage bis zur Zeit meines Bruches mit der Familie Córdoba mich nicht im geringsten beunruhigte. Hier muß ich erzählen, wie es kam, daß ich etwa 350 Sucre hatte, als ich El Porvenir verließ. (Der Ort heißt „Die Zukunft“ wegen der Chininbaumpflanzungen, die in 40—50 Jahren ein Vermögen einbringen sollen, sobald die Rinde der Bäume verwendet werden kann.) Es traf sich, daß gerade als ich dem „Grafen“ den baren Überschuß aus Salinas einhändigte, wir über eine kleine Schuld von etwa 25 Sucre sprachen. Er war am meisten ernst zu nehmen von der ganzen Familie. Auf einmal sagte er: „Behalte nur das Geld — du wirst es für die Reise brauchen.“

Es war mir gar nicht in den Sinn gekommen, daß er nicht von dem Geld in meiner Tasche sprach; ich behielt also die 350 Sucre, die ich vom Bergwerk mitgebracht hatte. So war ich mehr durch Glück als durch gute Geschäfte mit etwas Reisegeld versehen.

Ich ritt also auf meinem Maultier nach Talagna auf dem Weg nach Riobamba, in der Erwartung, eines der Pferde mitnehmen zu können, die auf der dortigen Farm der Córdoba immer zu meiner Verfügung waren. Aber ich erfuhr eine Enttäuschung. Der alte Herr hatte befohlen, mir kein Pferd zu geben. So wanderte ich denn die 90 Kilometer nach meinem Bestimmungsort in Gesellschaft einiger Indianer mit Lastmaultieren, die auf ihrem Weg nach einem Dorfe San Juan ebenfalls das Arenal überschreiten mußten. Ich legte den Weg in achtzehn Stunden zurück, zum Ärger des alten „Papa“, der mir versicherte, „in Talagna habe es ein Mißverständnis gegeben“.

Drittes Kapitel.

Bürgerkrieg.

Meine Karriere in Ecuador hatte außer ihrer kaufmännischen Seite auch noch eine politische. Um diese zu zeichnen, muß ich auf meine Zeit in Salinas zurückgreifen.

Eines Tags, kurz nachdem Alfaro seine Revolution angezettelt hatte, war ich zufällig in Geschäften in Guaranda. Es war Markttag, und die Plaza war voll von Indianern, die alles Erdenkliche verkauften, von Sätteln angefangen bis zum Speck, Fischleim und Herrenkrawatten. Plötzlich wurden die Zelte niedergelegt, und eine allgemeine wilde Flucht trat ein. Ich brauchte einige Zeit, bis ich entdeckte, daß man die eindringende Armee des Prätendenten durch ein Tal in etwa 15 Kilometer Entfernung daherziehen sah.

Die Volksmenge verschwand, die Truppen wurden herbeigerufen. Sie gingen bis zum Stadtrand vor, legten sich nieder und eröffneten das Feuer. Ich folgte, um mir den Spaß mit anzusehen. Sie schossen mit Visier auf 50 Meter. Eine Anzahl benutzten 8-Millimeter-Patronen in einem 11-Millimeter-Gewehr. Ich erbarmte mich ihrer, zeigte ihnen etwas von den Anfangsgründen der Schießkunst, und ohne daß ich es wollte, trat ich so in Verbindung mit den Regierungstruppen in dem blutigen Bürgerkrieg, der nun folgte.

Ich möchte erwähnen, daß ich einige Monate später in Quito, als alles vorüber und Alfaro Präsident war, aus der amtlichen Statistik erfuhr, daß Munition für 10 Millionen Schüsse verbraucht wurde, während der einzige Verlust in einem von einem Maultier getretenen Mann bestand. Diejenigen, die unbekannt sind mit dieser Art Kriegführung, dürfen nicht überrascht sein.

Es verhält sich tatsächlich so, daß, wenn der Lärm und der Rauch der Gewehre der Verteidiger die Angreifer nicht fortgeschreckt hatten, ehe sie in Schußweite kamen, die Verteidiger entweder die Stadt räumten oder ihre Kleider wechselten und mit einer Musikbande zu den Angreifern hinausmarschierten und „Alfaro“ brüllten. Genau so geschah es in Guaranda. Als die Verteidiger sahen, daß die Revolutionstruppe weiter vordrang, gaben sie das Schießen auf, lange bevor der Feind ihren verzweifeltsten Widerstand gemerkt haben konnte.

Die Verteidigung schmolz zusammen, und die Offiziere, die mit fieberhaftem Eifer das Feuer geleitet hatten, vertauschten ihre Schwerter mit so harmlosen Geräten wie Trommel und Flöte. Ich sah mir das Schauspiel an, als Alfaros Armee nach der Musik der Verteidiger einmarschierte. Die Offiziere, die vor wenigen Minuten wie die Soldaten mit Staub bedeckt gewesen waren, glänzten in ihren schimmernden Uniformen; weder sie noch ihre glatt gestriegelten Pferde zeigten irgendwelche Spur von Strapazen von dem langen staubigen Marsch. Im ärgsten Gegensatz dazu standen die „Gemeinen“, ein nicht uniformierter, zerlumpter Haufen ohne Hüte und Schuhe; einige der Glücklichen hatten unterwegs Reittiere aufgefangen — Pferde, Maultiere oder Esel, von denen einige keine Haut auf dem Rücken, einige Bratpfannen und andere Gerätschaften um den Hals hängen hatten, die beim Gehen wie Zimbeln dröhnten. Einige unglückliche Tiere trugen zwei oder gar drei Mann; es gab Esel mit zwei Reitern, der eine schaute nach vorn, der andere nach hinten. Nur die eine Hälfte der Armee hatte Gewehre, der Rest folgte in ihrem Kielwasser in der Hoffnung auf eine ausgiebige Mahlzeit.

Einige Tage, nachdem ich nach Salinas zurückgekehrt war (denn damals arbeitete ich noch dort), erschien eine Abteilung von etwa zwanzig auserwählten Offizieren zu Pferd in meinem Heim, um mich zu arretieren; einen Haftbefehl hatten sie mit. Aber ich hatte sie erwartet, denn einer meiner Indianer hatte mich gewarnt. Als ich mich an der Tür meiner Hütte mit meinem Winchester zeigte, machten sie auf ungefähr 50 Meter halt und salutierten. Einer stieg ab und kam zu mir heran. Unter einem Schwall von Entschuldigungen wegen der Störung überreichte er

mir den Haftbefehl. Ich brauche nicht zu erzählen, was ich ihnen sagte. Der Erfolg war zufriedenstellend, denn die Abteilung ritt sofort von dannen, nur zu froh, Salinas den Rücken zu kehren.

Kurz nachher begann die Invasionsarmee, Pferde aus den Farmen der Córdobez zu requirieren. „Papa“ ernannte mich zum Hauptmann von 30 bis 40 kolumbianischen Reitern, einer der zähsten Truppen, die ich jemals sah. Dank der unerschrockenen Pflichterfüllung meines Kommandos verbreitete sich unser Ruf bald weithin, bis niemand, der eine Uniform trug, sich innerhalb der Grenzen der Besitzungen der Córdobez wagte. Einen unserer größten Erfolge hatten wir, als wir eine Gesellschaft von Pferdedieben aufstöberten und sie in wilde Flucht jagten, bis sie sich in einem Stachelbrahtgewirr fingen, das wir für diese Gelegenheit errichtet hatten.

Als es mir keinen Spaß mehr machte, legte ich mein Kommando nieder und ging nach Salinas zurück, sehr zur Enttäuschung meiner Pastuzos (wie die Eingeborenen von Pasto in Kolumbien genannt werden), die wünschten, ich sollte mit nach ihrer Vaterstadt kommen. Sie wollten mich zum Obersten machen, eine Revolution anzetteln und mich zum Präsidenten aufstellen. Ich fürchte, ich habe eine Karriere verfehlt, als ich ablehnte, denn diese Burschen wären wir überallhin gefolgt.

Der Erfolg meiner Bemühungen war, daß ich bei Alfaro Leuten im allgemeinen und beim Gouverneur von Guaranda im besondern unbeliebt wurde. Jedenfalls benutzte dies der alte Córdobez als Grund dafür, daß ich das Land verlassen sollte (nicht daß ich dieses Drängen nötig gehabt hätte).

Jetzt komme ich zu dem Zeitpunkt, als ich nach Riobamba kam und das Salzbergwerk sich selbst überließ.

Als ich ankam, traten mir zwei Dinge entgegen — meine Unbeliebtheit bei der Familie Córdobez und meine Unbeliebtheit bei der Regierung. Meine Beziehungen zum „Papa“ waren recht gespannt — so sehr, daß ich meine leeren Koffer nahm und mich in einem Hotel einquartierte —, dort war es ein üblerer Aufenthalt als in meiner Hütte in Salinas. Was die Regierung betrifft, wurde mir klar, daß ich beständig den Belästigungen durch die Herden von unabhängigen und ganz unverlässigen Unterbeamten aus-

gesetzt war, als Folge davon, daß ich in so hervorragender Weise in die Politik hineingepfuscht hatte.

Ich setzte mich also hin und überlegte und kam zu dem Entschluß, der mich in das Herz der unbekanntten Welt führte, die jenseits der Anden liegt. Ich beschloß, statt nach Guanaquil zurückzukehren und mich nach den Vereinigten Staaten einzuschiffen, nach Quito zu gehen. Über die östliche Kordillere wollte ich in das Flußthal des Napo hineingehen, meinen Weg diesen Fluß hinunter zum Marañon nehmen und so weiter den Amazonasstrom hinab nach Pará, von wo ein Dampfer mich nach New York bringen würde. Von Ekuador hatte ich genug.

Auf einem Mietgaul ritt ich von Riobamba fort, auf dem öden Pfad, der nach Ambato führt, von wo die Carretera, die Fahrstraße, nach Quito abzweigt. Es ging durch das mit Felsblöcken bestreute Riobambatal, durch den Abladeplatz der Vulkanane Sangai, Cotopaxi und Tungurahua, aus dem noch Rauch und Dampf quollen. Ich blieb die Nacht in Ambato, wo ich nach ekuatorianischem Brauch das Zimmer mit einem Mann und seiner Frau teilte.

In jenen Tagen, ehe die Eisenbahn von Guanaquil nach Quito gebaut war, ging eine Postkutsche von Ambato nach der Hauptstadt auf der Carretera, an der aller zehn Meilen Stationen zum Pferdewechsel eingerichtet waren. Die Postkutschen waren nach dem Muster von Anno dazumal gebaut und wurden von sechs Maultieren gezogen, vier an der Deichsel und zwei voraus. Drei davon waren eingefahren, während drei frisch von der Farm kamen; diesen waren die Augen verbunden. Alles stieg ein, die Maultiertreiber standen dabei und wünschten uns glückliche Fahrt. Die zwei Fahrer kletterten auf ihren Platz, und das Signal wurde gegeben. Die Ponchos, die Dedes, wurden von den Köpfen der wilden Maultiere gerissen, die Fahrer knallten mit den Peitschen, stampften und piffen, und die umherstehenden Stalleute warfen mit Steinen nach den Vordertieren. Wir schossen fort wie ein Pfeil vom Bogen. Einige schlechte Strecken ausgenommen, rannten die Tiere in einem fort die ganzen 10 Meilen bis zur nächsten Station. Dort wiederholte sich das ganze Schauspiel, bis wir am Ende eines stürmischen Tages Quito erreichten.

In der Hauptstadt stieg ich im Hotel Paris ab, im besten am Ort. Ich hatte eine Reihe Zimmer, vier Mahlzeiten am Tag, Wein wurde in Krügen serviert, und zwei Diener standen stets zu meiner Verfügung; alles für die Summe von 16 Sucre oder 8 Dollar im Monat. Gleichsam als Gegengewicht für diesen Luxus waren die sanitären Einrichtungen etwas mangelhaft. Auf diesem Gebiet war ich mittlerweile Sachverständiger geworden. Das Hotel bildete keine Ausnahme, denn es gab kein Kabinett irgendwelcher Art in der ganzen Stadt. Seitdem soll diesem Übelstand abgeholfen sein; jetzt soll es deren wenigstens zwanzig geben.

Statt dessen hatte man das „Cuidado abajo“-System. Wer in den Straßen dieser Städte herumgegangen ist, kennt die Gefahr, wenn man den Ruf „Aufgepaßt da unten“ nicht beachtet. Er kündigt an, daß Abfall zum Fenster hinaus auf das Pflaster geworfen wird. Das endgültige Schicksal des auf Straßen und Patios herumliegenden Abfalls ist, von der Sonne getrocknet und von den Hufen der Tiere zerstäubt und schließlich fortgeweht zu werden. Es gibt in Quito keine Truthahngerier. Ich erwähne diese Zustände, weil ich sie für eine Hauptstadt etwas merkwürdig fand.

Eines der ersten Dinge, die ich nach meiner Ankunft tat, war, den Vertreter der Vereinigten Staaten, Herrn J. D. Tillman, zu besuchen, ein typisches Mitglied unseres Konsulardienstes. Ich überbrachte ihm ein Empfehlungsschreiben von Herrn Warren Miller, und Herr Tillman tat alles, was er nur konnte, für mich, nicht nur jetzt, sondern auch später. Unter anderm stellte er mich dem Präsidenten Alfaro vor, den er bat, mich mit einem Paß zu versehen, der mich sicher bis jenseits des Gebiets der Republik bringen würde.

Hier muß ich erwähnen, daß die Amerikaner in Quito neben dem Gesandten und seiner Frau aus folgenden Personen bestanden: einem Herrn Salomo Sturman, dem Eigentümer eines kleinen Warenhauses und bekannt als einer der reichsten Männer der Stadt; er war die Quelle, aus der die Regierung ihre meisten Barmittel bezog; ferner aus einem Herrn Budzifkowski, einem aus Polen über New York zugereisten Kesselmacher, der in einem Laden in der Hauptstraße Uhren reparierte.

Es gab nur einen Ort in Quito, wo man ein Bad nehmen konnte; dieses war nur in den üblichen Geschäftsstunden geöffnet. Als ich eines Tags in Sturmans Geschäft war, wandte er sich mit der Bitte an mich, ihm die Gefälligkeit zu erweisen, ein Auge auf seine Angestellten zu haben, während er baden gehe, da er schon wochenlang kein Bad habe nehmen können. Daraus ersah ich, daß in Quito niemand einen Teilhaber hat und kein Ladenbesitzer seinen Angestellten fünf Minuten die Aufsicht überlassen konnte. Tatsächlich stand die kaufmännische Moral auf so tiefer Stufe, daß es nicht einmal eine Bank in der Stadt gab. Hätte es eine gegeben, niemand würde sich gefunden haben, der ein Konto angelegt hätte. Ich kann ein Lächeln nicht unterdrücken beim Gedanken an einen Ecuadorianer, der sein gutes Geld einem Kassierer durch sein Schalterfenster vorzählte; der Kassierer konnte seine Freude kaum verbergen.

Mißtrauen ist auf der ganzen Welt dem spanischen Blute eigen, aber Quito ist wohl der einzige Ort, wo der Ladenbesitzer früh seinen Laden ausschließt, den ganzen Tag darinnen sitzt, ihn abends wieder zuschließt und mit dem Schlüssel in der Tasche schläft.

In der Hauptstadt ging eine Geschichte um von einem Kompaniegeschäft, das einst unternommen wurde. Einer der Partner ging nach Europa, um einzukaufen. Bei der Rückkehr fand er, daß der andere das Geschäft verkauft und mit seiner Frau durchgegangen war. Am meisten fiel mir auf, daß der Erzähler sich äußerte, der Mann, der nach Europa ging, sei natürlich ein pobre pendejo (ein verächtliches Subjekt), der andere aber muy inteligente (recht gerissen) gewesen. Und so lautete das Urteil der ganzen Stadt.

Sturman muß 120 Kilo gewogen haben; er hatte Muskeln wie ein Ochse. Als ich das erstmal in seinem Laden war, schob er seinen Armel zurück und fragte mich, was ich glaubte, daß dem Mann geschehe, dem er eins versehe. Am nächsten Tag hörte ich, daß die Regierung ihm eine dauernde Wache von vier Soldaten beigegeben habe; diese sollte ihn mit aufgepflanztem Bajonett zwischen seinem Laden und dem Gasthaus, wo er seine Mahlzeiten einnahm, begleiten, da er von einem italienischen Ladeninhaber, der

nur 50 Kilo wog, bedroht wurde; er hatte diesen einmal beraubt. Sturman konnte nicht lesen und war ohne alle Grundsätze. Einmal versuchte er, falsches Geld an mich anzubringen, und später gelang es ihm, mich zu bewegen, meinen auf 1000 Sucre lautenden Anteil an einem elektrischen Unternehmen für 250 wegzugeben.

Über die soziale Seite von Quito könnte ich ein Buch schreiben, aber hier ist nicht der Platz für eine lange Erörterung dieses fesselnden Themas. Es genüge zu sagen, daß die sozialen Abstufungen sehr scharf bestimmt sind; erst kommt eine Gruppe alter blaublütiger rein spanischer Familien, etwa ein Duzend; dann die Beamtenclique und die Diplomaten; dann die nur Reichen und schließlich das, was unserm untern Mittelstand gleichkommt. Das ganze soziale Leben ist paradox, ein Gemisch von strengem Sittlichen und zügelloser Ausschweifung, das sich am stärksten in den höhern Klassen bemerkbar macht. Damals gab es wenig Erziehung; unter „Kultur“ wurde eine genaue Kenntnis der lokalen Etikette verstanden.

Nach ein paar vergnügten Monaten wurde ich es müde, auf die Ausführung meines Entschlusses zu warten, und suchte eines Tages im Palast des Präsidenten um meinen Paß nach. Ein prachtvolles Dokument wurde mir ausgehändigt, und ich kehrte in Herrn Tillmans Kanzlei zurück, um Lebewohl zu sagen und meinen Abschiedsbrief nach Hause zu schreiben.

Ich besitze den Brief noch. Ich führe einiges daraus an, um zu zeigen, wie wenig der in den Tag hineinlebende junge Mann, der ihn schrieb, wußte, was er unternahm. Er gibt am besten meine Stimmung an jenem letzten Tag in Quito wieder.

Quito, 9. Januar 1897.

Liebe Mutter!

Ich bin in der Kanzlei des amerikanischen Gesandten Herrn Tillman und schreibe Dir dies letzte Lebenszeichen, das Du von mir bekommen wirst, ehe Du mich wieder zu Hause siehst. Meine Expedition steht bereit; ich reise morgen zu Fuß nach den Wäldern des Napo ab, ungefähr 1000 Kilometer weit, mit den



Einbaum auf einem Altwasser des Amazonas.



Niederlassung an einem Seitenfluß des Amazonas.
Das eine Kanu mit einem Palmblattschuttdach (Armariaris).

Indianern, die meine Ausrüstung tragen. Am Napofluß, einem kleinen Bach (!) und Nebenfluß des Marañon, der in den Amazonenstrom ungefähr 5000 Kilometer vor seiner Mündung einströmt, beabsichtige ich für ungefähr einen Monat ein Lager aufzuschlagen, um meine Kanus für den 6500 Kilometer langen Marsch zu bauen. Ich nehme gar kein Geld mit, nur gerade genügend für meine Reise von Pará nach New York; mein kleines Vermögen habe ich in Machete, Perlen und Spielereien für die Indianer angelegt.

Es hat keinen Zweck, mir nach Empfang dieses Briefes zu schreiben; ich bin dann auf dem Weg den Napo hinab, die Schnellen werde ich mit der Geschwindigkeit von 250 Kilometer in Tag in einem Einbaum nehmen. Dann eile ich zum großen Amazonenstrom hinab, wo ich mich nach Pará einschiffen werde. Ich werde irgendwann im März oder April in Pará sein, vielleicht schon früher; also unterlasse nicht, mir die nötigen Papiere gleich zu schicken. Wenn ich mich im amerikanischen Konsulat mit ungeschnittenen Haaren und ein halbes Jahr lang unrasiert zeige, ohne Empfehlungsbrief, wirft mich der Konsul hinaus.

Sorge Dich nicht um mich, Du weißt, ich werde Glück haben; Dein Heim ist mein Hafen, und jede Stunde bringt mich Dir näher. Manche Leute werden mich sehr tadeln, daß ich eine so schwierige Sache unternehme, bloß um meine Abenteuerlust zu befriedigen. Aber wenn Columbus zu Hause geblieben wäre, wären wir nie entdeckt worden, und das Paradies wäre schon längst voll, wäre nicht jemand hinausgegangen und hätte sich draußen umgesehen. Es ist wie gesagt eine Spekulation und ein Abenteuer, weiter nichts. Mir liegt nichts daran, daß mein Bild in der Zeitung erscheint, und ich habe nicht einmal die Absicht, ein Buch zu schreiben.

Dein Dich liebender Sohn

F. W. Up de Graff.



Viertes Kapitel.

Sack Rouse tritt auf.

Ich verließ Quito mit zwei indianischen Maultiertreibern und vier Maultieren. Für den rauhen Weg, der von der Hauptstadt über den schneebedeckten Paß von Papallacta nach der kleinen Stadt gleichen Namens führt, war ich auf einem gemieteten Klepper gut beritten. Papallacta bedeutet in der Ketschuasprache, dem Dialekt der ekuatorianischen Eingeborenen, das Land der Kartoffeln. Der Name kommt von der wundervollen Kartoffelernte, die das Land ringsherum liefert und die mit Gerste die Hauptnahrung der kräftigen Einwohner bildet.

Wir legten ungefähr 50 Kilometer am Tag zurück und kamen am vierten Tag an. Unser Pfad führte durch eine der schönsten Gegenden der Welt, die großen Cordilleren der Anden, die die ekuatorianische Hauptstadt umgeben. Quito liegt auf der Höheebene zwischen dem östlichen und westlichen Hauptzug der großen Bergkette in einer Höhe von fast 3000 Meter über dem Meere. Wir erblickten den Antisana, den mächtigen gestuften Kegelsberg, auf dem der Schnee niemals schmilzt und der, wie die Indianer sagen, die höchste Spitze der Anden war, ehe sein Gipfel vor vielen hundert Jahren abgesprengt wurde. Er ist heute noch über 5800 Meter hoch. Sein Umfang an der Grenze des ewigen Schnees ist größer als der des Cotopaxi oder des Chimborasso, und wenn die Seiten des Kegels verlängert wären, könnte er sich sogar mit der Höhe des Mount Everest messen.

Der Weg war sehr beschwerlich und hatte einige schroffe Steigungen. Wir übernachteten in Indianerherbergen in den Bergdörfern, wo man für die Summe von 10 Centavos folgendes bekam: ein gutes, ausgiebiges Abendessen, bestehend aus Suppe,

Eiern, Fleisch und Brot, ein Bett für die Nacht, ein Frühstück mit Locra (einem Gericht aus Zwiebeln, Kartoffeln, Gerste und Käsescheiben), die Benutzung des Corral für das Pferd und das Futter. Einen Begriff von dem Wert des Geldes in diesen entlegenen Haciendas (Landgütern) gibt die Tatsache, daß der Lohn eines freien Indianers (nicht eines Peons) damals 2½ Centavos betrug, womit sich der Mann selbst verköstigen mußte.

Ein Zwischenfall, der sich in einer dieser Herbergen ereignete, gab einen neuen Beweis der vollkommenen Unterwerfung der Nachkommen der Herren des südamerikanischen Kontinents durch die spanischen Eindringlinge. Ein Priester, der mit seinem indianischen Sancho Pansa reiste, kam an, während ich bei meiner Abendmahlzeit war. Er setzte sich zum Essen, sein Knappe zu seinen Füßen auf den bloßen Erdboden. Die zähern Stücke, die er mit aller Macht nicht zerkauen konnte, nahm er aus dem Munde und warf sie dem Indianer zu, der sie auffing und wie ein hungriger Hund verschlang.

Bapallacta ist eine Ansammlung von fünfzig oder mehr Lehmhütten, dicht mit Páramostroh gedeckt, der einzigen wild wachsenden Vegetation über der Baumgrenze. Die Einwohner sind alle Indianer unter einem Gouverneur ihrer eigenen Rasse, der den offiziellen Titel Gobernador führt und einen silberbeschlagenen Stab als Wahrzeichen seines Amtes führt.

Bei der Ankunft fragte ich nach dem Gouverneur. Mit meinem allmächtigen Paß bewaffnet, schlug ich den Weg zu seinem Haus ein. Ein alter Mann ohne Beinkleider mit zwei Ponchos, die ihn bis zu den Knien bedeckten, kam heraus. Er bot mir den üblichen indianischen Gruß:

„Alabado Santísimo Sacramento“ (Gelobt sei das allerheiligste Sacrament).

„Por siempre“ (In Ewigkeit), antwortete ich.

Nochmals fragte ich nach dem Gouverneur.

„Der bin ich, amo' (Herr). Zu Ihren Diensten.“

Ich zeigte meinen Paß vor und erklärte, daß er vom Präsidenten sei. Mit Angst und Zittern nahm er das bunte Dokument und hielt es sich vor die Augen, nicht umgekehrt, sondern so, daß die Zeilen senkrecht liefen. Nachdem er es einen Augenblick

geprüft hatte, mußte er gestehen, daß er des großen Präsidenten Handschrift nicht lesen könne. Er fragte mich, ob ich so gütig sein wolle, es ihm vorzulesen. Ich tat es und schmückte den Text noch aus, in der Absicht, einem Aufenthalt in dem von Ungeziefer verseuchten Nest zu entgehen. Ich fürchte, ich sagte ihm, daß der Präsident ihm befehle, vier der besten Träger im Dorf auszusuchen, so daß ich am nächsten Morgen wieder weiter könnte. Die Tiere, die man für den Weg von Quito nach Papallacta braucht, müssen dort zurückgelassen werden, denn der Weg ist von da ab nur noch zu Fuß gangbar.

Seitdem ich die Hauptstadt verlassen hatte, vermied ich sorgfältig, in den Wirtshäusern zu schlafen, um nicht vom Ungeziefer aufgefressen zu werden. Ich war also trotz der prachtvollen Aussicht von Papallacta darauf bedacht, dieses letzte Dorf vor dem Abstieg in das Amazonasbecken so bald als möglich zu verlassen.

Ein Wort über diese Aussicht. Im Westen liegt die Hochebene, auf der Quito und alle bedeutendern Städte Ekuadors gebaut sind; die Rämme der Cordillere erstrecken sich nach Norden und Süden, so weit das Auge reicht. Im Osten schaut man vielleicht 1000 Meter tiefer unten ein Wolkenmeer, über das sich hier und da eine Bergspitze in majestätischer Vereinsamung erhebt, wie eine Insel im Griechischen Archipel. Ganz tief unten dehnt sich der Rand des Waldes des Amazonas. Von den schneebedeckten Höhen über und um Papallacta entspringen die kristallinen Flüsse, die den König der Ströme schwellen helfen, dessen lehmiges Wasser sich noch 500 Kilometer weit draußen im Atlantischen Ozean zeigt.

Der Gouverneur folgte bereitwillig dem Befehl des Präsidenten. Zum Tragen meiner Ausrüstung suchte er eine Anzahl Männer aus, die, was Körperbau betrifft, die hervorragendsten Exemplare waren, die ich je gesehen. Sie waren so dick, wie sie breit waren, wahrscheinlich dank des großen Lungenraums, den der Mensch nötig hat, um in einer Höhe von 4500 Meter zu leben, an der Grenze des ewigen Schnees unter dem Äquator, wo Papallacta liegt. Hals und Beine waren wunderbar entwickelt durch das beständige Tragen von 70 Kilo schweren Lasten, der üblichen Gewichtsgrenze für die steilen Bergpfade; obendrein

schleppen sie ihre eigene Nahrung und Handelsartikel, die auch etwa 25 Kilo ausmachen. Auf dem Marsch leben sie nur von Gerstenmehl (Máchica) und von dem braunen Rohrzucker, die sie zusammen in einem Sack tragen. Die meisten von ihnen mußten wegen der mächtigen Entwicklung ihrer Waden etwas breitbeinig stehen.

Der Gouverneur teilte einem jeden Mann seine Portion Ladung zu und kontrollierte die sechs Arrobas (70 Kilo) auf seiner Wage. Das Geld wird im voraus bezahlt. Für zehn Tage Lasttragen hatte ich dem Mann 2,40 Sucre zu zahlen. Aber für diesen lächerlichen Lohn wollten sie nicht nur mein Gepäc tragen. Sie boten an, auch mich zu tragen. Es scheint, daß es der Brauch der Geistlichen und der wenigen sonstigen Reisenden ist, in einem Tragstuhl getragen zu werden, der an einem Band von der Stirn des Trägers herabhängt. So überschreiten diese herkulischen Männer die gebrechlichen Hängebrücken aus Bejuco (das Ketschuawort für alle Lianen), klettern die steilen Felswände hinauf und hinab mit nicht mehr Hilfe als einem Halt in den Felsen für die Zehen und durchwaten die schuttbedeckten Bergströme. Aber ich zog vor, meinen eigenen Weg selbst zu gehen, obwohl ich es unterwegs sehr schwer fand, mit meinen Trägern Schritt zu halten, so schwer beladen wie sie waren, während ich nichts trug als mein Gewehr und das Machete und ein paar Patronen im Gürtel.

In diesem Teil der Welt kann ein guter Waldkenner die Höhe, in der er sich befindet, nach der Vegetation genau angeben. Es gibt eine Reihe von deutlich unterschiedenen Gürteln. Am höchsten von allen wächst das Paramogras. Den nächsten Gürtel bildet das niedrige Buschwerk; dann kommt ein Gebiet von zwergigem Hartholz; nach diesem höhere Bäume aus weichen Holzgattungen; dann zeigen sich die Farne, und die Wälder werden dichter; schließlich erscheinen die Palmen und die wilden Fruchtbäume, wo die Affen leben können. In etwa 900 Meter beginnen die eigentlichen Tropenwälder, erstickt vom Unterholz, voll von Riesenfarnen, Palmen, Orchideen, Lianen usw.; in den Talgründen werden diese Wälder immer dichter, bis endlich die Temperatur erreicht ist, in der der Riesenbambus gedeiht. Hier wimmelt es von Myriaden Bierfühlern, Vögeln und Insekten.

Durch alles dies nahmen wir, ich und meine Lastträgerkolonne, unsern Weg. Nach einem Abstieg von etwa 2500 Meter war wieder ein Berg zu erklettern, bis es von neuem abwärts ging. Auf dem Gipfel dieses Berges warnten mich die Indianer, sehr zu meiner Überraschung, auch nicht das leiseste Geräusch zu machen, sonst würde der Regen in Strömen herunterkommen. Jung und töricht wie ich war, glaubte ich, ihre Angst sei durch irgendeinen lokalen Aberglauben begründet, und beschloß, ihnen sofort die Torheit ihrer Warnung zu beweisen. Während sie vorsichtig ihren Weg vor mir in den Felsen suchten, schoß ich mein Gewehr ab. Sofort stürzte Regen auf uns herab.

Bei späterm Nachdenken fand ich, wie sich diese Erscheinung wissenschaftlich erklären läßt. Die Wolken, durch die wir hindurchgingen, waren auf dem Taupunkt und brauchten nur irgendeine Erschütterung der Atmosphäre, um sich zu Regen zu kondensieren.

Meine Träger waren mit Recht böse, und ich kam mir sehr töricht vor — nicht zum erstenmal, seit ich von New York abgereist war. Lehren, die man auf solche Weise erhält, sind jedoch überzeugender als eine ganze Reihe Theorien.

Nun stampften wir durch den kalten Regen und Schmutz mehrere Stunden abwärts nach unserm Endziel Archidona. Der Weg war gut bezeichnet. Er führte auf unsichern Brücken von Bejuco über winzige Cañons, durch die sich kochende Gießbäche ergossen, und an schroffen Felswänden hinab. Jeder Tagemarsch brachte uns tiefer hinunter und in eine höhere Temperatur, bis wir endlich am vierten Tag auf der kleinen Plaza von Archidona einmarschierten. Der ganze Ort bestand aus einem Duzend Palmholzhäuser, die um den kleinen Platz verteilt waren; am Ende stand eine völlig unproportionierte Kirche, die aus demselben Material erbaut war.

Die Post ging gerade, als wir ankamen, auf eine ihrer zweimonatlichen Reisen ab. Die Briefe werden in einer Regierungsposttasche durch einen indianischen Läufer befördert, der einen Dauerlauf vollbringt, gegen den der Marathonlauf wie ein Spiel erscheint. Er startet laufend und kommt laufend an, nachdem er über 300 Kilometer auf schlechten Wegen in fünf Tagen zurückgelegt und dabei eine Höhe von 4500 Meter überschritten hat.

Er hat nichts an wie ein Paar baumwollene Kniehosen. Ich begegnete einem solchen in Papallacta; er trug ein Bündel Messeln, um sich die Beine damit zu peitschen, damit sie in Bewegung blieben. Diese Indianer sind alle aus dem heißen Land des Napo und doch dringen sie fast nackt in die schneebedeckten Gebiete ein.

Der Gouverneur von Archidona war ein weißer Mann, dem Blut und der Art nach. Er nahm mich in sein Haus auf, wo ich das erstmal seit vierzehn Tagen in einem Bett schlief. Seine Gastfreiheit war mir um so willkommener, als außer ihm keine Seele am Ort ein Wort mit mir wechseln zu wollen schien. Die ständige Bevölkerung war zusammengesetzt aus dem Gouverneur selbst, einer Handvoll Geistlicher und einigen indianischen Dienstleuten. Es gab jedoch eine verhältnismäßig große wechselnde Bevölkerung von Indianerfamilien, die ihre Chacras (bebaute Rodungen) in den umgebenden Waldungen besaßen und Archidona als eine Art lokaler Hauptstadt ansahen. Dieser Haufen ärmlicher Hütten war der einzige Sitz der Autorität im Osten der Anden. Die Geistlichen kümmerten sich gar nicht um mich. Die Indianer schienen meine Nähe förmlich zu fürchten, zweifellos in der Annahme, eine Berührung mit mir sei eine Befleckung. Alles, was ich von ihnen sah, war eine flüchtige Erscheinung von gelbbraunen, langhaarigen, nur mit Hüfttüchern bekleideten Körpern, die auf einem der vielen Pfade zu ihren Wäldern hinab verschwanden.

Mein Paß tat wieder Wunder. Alles, was für mich gesehen konnte, geschah. Der Gouverneur und ich verstanden uns großartig. Ich versah ihn mit Büchsenfleisch aus meiner Ausrüstung, und er lieferte mir eine Fülle von Obst und Gemüse. Diese Einrichtung wurde von beiden Seiten geschätzt, denn Fleisch war eine große Seltenheit; die Indianer hatten die Wälder meilenweit in der Runde leergejagt und die Ströme von Fischen entleert.

Ich kam nicht nur mit meinem Paß ausgerüstet nach Archidona, sondern auch mit einer Anweisung auf ein Kanu, ausgestellt vom amerikanischen Gesandten Herrn Tillman. Daran knüpft sich eine Geschichte.

Ein gewisser Edwards, ein Quäker aus Philadelphia vom alten Schlag, der seit Jahren ein Einsiedlerleben in einer palmengedeckten Hütte bei Archidona führte, war ein Freund des Herrn Stromberg, des englischen Konsuls in Quito, gewesen, dem er alljährlich einen Besuch aus seiner Einsamkeit machte. Herr Stromberg war sein einziger Freund gewesen, neben den Indianern, denen er Machete und andere Waren verkaufte, die er von seiner alljährlichen Reise mitbrachte. Der alte Mann hatte eine Reihe von Jahren in Ruhe und Einsamkeit gelebt und stand bei den wenigen, die mit ihm in Berührung kamen, in gutem Ansehen. Es wurde allgemein angenommen, daß er sich infolge irgendeines schweren Verlustes von der Welt zurückgezogen habe.

Etwa vierzehn Tage vor meinem Erscheinen kam die Nachricht nach Quito, daß er inmitten der rauchenden Überreste seiner Hütte verfohlt aufgefunden worden sei. Offiziell war weiter nichts bekannt, aber es war schwer zu begreifen, warum ein so harmloser Mensch ein so gewaltames Ende gefunden haben sollte. Inoffiziell wurde zugegeben, daß die einzigen Leute, deren Interessen denen des alten Mannes entgegenstehen konnten, die katholischen Geistlichen waren, die in ganz Ekuador und Peru allgemein mit Recht oder Unrecht als Jesuiten bekannt sind. Wie es auch sein mochte, Edwards war also ermordet worden, und seine Habseligkeiten waren in die Obhut der amerikanischen Regierung übergegangen, die durch ihren Gesandten in Quito vertreten war. Unter den wenigen Sachen, die dem Feuer entgangen waren, befand sich der Einbaum, dessen Erwerbung mir erlaubt war. Über den Verbleib des Goldes, das Edwards in den Jahren seines Kleinhandels angesammelt haben sollte, war nichts bekannt.

Ich wandte mich in dieser Angelegenheit an den Gouverneur von Archidona. Wie immer, war er sofort zur Hilfe erbötig. Ich war zwei oder drei Tage dort gewesen und war nun bereit, den Napo weiter hinab zu gehen. Die Stadt liegt an diesem Fluß, aber an einer Stelle, wo die Schifffahrt so gut wie unmöglich ist. Man muß den Waldpfad einige 40 Kilometer weitergehen bis zu einem Ort, der den Namen des Flusses trägt, um sich dort einzuschiffen. Hier war es, wo Edwards gelebt hatte.

Wir besprachen Mittel und Wege, um die Abreise für den

nächsten Tag zu ermöglichen. Der Gouverneur versprach, mir den Einbaum in Nabo, am Einschiffungsort, zu liefern. Er wollte ihn durch einige Indianer von der Stelle holen lassen, wo er an den Strand gezogen lag, nahe bei des alten Mannes verbrannter Hütte. Auf einmal kam ihm ein Gedanke.

„Da ist ein sehr ordentlicher Mensch,“ sagte er, „ein Ingles, glaube ich, der nahe bei Edwards wohnt; er tauchte vor ein paar Monaten, von Quito kommend, hier auf. Ich kann nicht viel aus ihm herausbekommen, denn er spricht kein Wort Spanisch oder Ketschua. Ich glaube, er wäscht Gold und er kann leicht Edwards nachfolgen, wenn er nicht achtgibt. Sie könnten nach ihm sehen, wenn Sie Lust haben, wenn Sie nach Napo hinuntergehen.“

Dann wandte sich die Unterhaltung andern Dingen zu, und die Sache kam mir aus dem Gedächtnis. Der Gouverneur veranlaßte mich, meine Träger nach Papallacta zurückzuschicken, und bat mich, am nächsten Morgen zur Wanderung fertig zu sein. Er würde mir Männer verschaffen, um meine Vorräte an den Fluß zu transportieren, und ein paar Kanumänner, die mit bis zur Mündung des Suno kommen würden, dem weitesten Punkt, bis zu dem die Indianer Archidonas überhaupt gehen. Ich bezahlte meine neun Träger mit je zwei Ellen Baumwollstoff und die Kanuleute mit je zehn Ellen. In Quito hatte man mir gesagt, die einzige Tauscheinheit, die ich in Archidona brauchen könne, sei diese Art Stoff, die speziell in der Hauptstadt gewebt wurde. Ich hatte drei Ballen davon. Es ist ein grober Stoff, der aber bei den Indianern sehr beliebt ist. Dieses Gewebe war es, was die Handweberei unter den Dumbo-Indianern um Archidona und Loreto vollständig verdrängte.

Am nächsten Morgen sagte ich also Lebewohl, und weiter ging's mit meinem neuen Gefolge.

Als die Wälder des Amazonas mich an jenem Morgen zum zweitenmal verschlangen, flogen meine Gedanken zurück zu meinen Universitätstagen, als ich mich an Stanleys Berichten weidete und mich danach sehnte, meinen eigenen Einbaum durch einen andern dunkeln Erdteil zu steuern. Als das Walddach sich über meinem Haupt schloß und wir begannen, durch endlose Felder von schwarzem Schlamm zu rutschen und zu patzchen, wobei nur ab und zu

Giehbäche, durch die wir bis zum Gürtel waten, eine Abwechslung brachten, sorgte ich mich wenig um die Menge Unbequemlichkeiten, die mich auf der 6000 Kilometer weiten Reise erwarteten, bis ich Pará erreichen konnte. Ich wußte, beständig hatte ich durch Regen zu patschen, beständig durch Schlamm zu waten; ich mußte von dem Leben, was mir der Zufall in den Weg führte, oder im pfadlosen Sumpf verhungern. Aber nach Pará ging ich, ob irgend jemand vorher diesen Weg gegangen war oder nicht.

Ich hatte die Wälder der Anden auf der Seite des Stillen Ozeans ein ganzes Jahr lang kennengelernt, aber hier bot sich etwas gänzlich anderes. Dieselbe Riesenvegetation, dieselben Schlammseen, dieselben Affen und Papageien, die in den Baumwipfeln schwärmten und freischnitten, aber hier war die letzte Abprungstelle, ehe mich das große Unbekannte verschlang. Nur 40 Kilometer weiter floß der Napo, auf dessen anderm Ufer die weite unerforschte Wildnis begann, die sich bis zu den noch nicht in die Karte eingetragenen Grenzen von Ecuador, Peru, Brasilien und Argentinien erstreckte. In diesem urzeitlichen Irrgarten von Wald, Strom und Sumpf, bevölkert von Menschen, so wild und frei wie die Tiere, die ihr düsteres Heim teilen, seit dem Beginn der Zeiten von keinem zivilisierten Menschen betreten, lagen tausend Geheimnisse verschlossen. Könnte ich sie doch alle ergründen!

Mit solchen Gedanken im Kopf stapfte ich vorwärts und schob die tropfenden Zweige beiseite, naß bis auf die Haut; ich zog an meinen Füßen, die bei jedem Schritt in dem klebrigen Erdreich steckenblieben. Ich war nun einmal losgegangen und, erfüllt von der unbezwingbaren Lust der Jugend, wußte ich, daß nichts mehr mich aufhalten konnte.

Nachdem wir den ganzen Tag gewandert waren, kamen wir zum eigentlichen Halteplatz, einem palmengedeckten Schuppen mit erhöhtem Fußboden, auf dem man im Schutz vor Schlamm und Wasser schlafen konnte. Hier blieben wir über Nacht. Am andern Morgen nahmen meine Träger ihre Last bei Sonnenaufgang auf, und weiter ging's auf der letzten Strede, bis wir wieder zum Fluß kamen. Durch den triefenden Waldtunnel gingen wir den ganzen Morgen, bis wir endlich durch die letzten wenigen Meter Wald das schäumende Wasser des Flusses erblickten und wir auf der

Lichtung auftauchten, wo die Stadt Napo liegt. Sie prangt in großer Schrift auf einigen Karten, deren Zeichner offenbar viel Aufmerksamkeit auf das Detail verwenden. Gegenwärtig hat die Stadt keine Einwohner. Sie besteht nur aus einem einzigen Haus. Das Haus hat jedoch ein gutes Dach. Es steht inmitten einer Lichtung, und die Lichtung ist so wichtig für Napo wie das Haus selbst. Denn sie läßt die gesegnete Sonne herein, und man kann seinen tiefenden Kram trocknen. Noch wichtiger ist, nur wußte ich es damals nicht, daß sie die Ameisen fernhält.

Ich ergriff Besitz von dem Haus und setzte mich, um die Ankunft meines ersten Schiffes zu erwarten, das durch meine neu erworbene Mannschaft herbeigelockt wurde. Es würde wahrscheinlich nur $7\frac{1}{2}$ Meter messen, aber für mich war es eine Sache von größter Bedeutung. Wenn es sich als seeuntüchtig erwies, konnte ich drei oder vier Wochen lang in Napo sitzen, bis ein neues gebaut war.

Am Nachmittag nahm ich meine Ausrüstung vor und untersuchte, wieviel gestohlen und ob das Wasser eingedrungen war. Ich fettete mein Gewehr und meinen Revolver ein und brachte alles in Ordnung für die Reise stromab. Die Zeit für das Abendessen kam heran, und der Topf stand auf dem Feuer. Für meine Träger, die ich bewogen hatte, bis zum Erscheinen des Kanus bei mir zu bleiben, hatte ich einen gewaltigen Topf Reis mit Sirup bereit. Ich war im Begriff, ihn vom Feuer zu nehmen, als jemand hinter mir ins Haus trat und eine Stimme mit dem Akzent des Westens sagte:

„Ich höre, Sie schaffen Ihre Ladung stromab.“

„Richtig geraten,“ sagte ich, „Ziel New York.“

Fünftes Kapitel.

Der furchtbare Vampir.

Ich war zum mindesten überrascht, einen großen, starkknochigen, typischen Goldgräber aus dem Westen am Rande des erhöhten Bodens stehen zu sehen, auf dem ich meine Kocherei besorgte. Barfuß, nur mit einem baumwollenen Unterhemd und einem Paar selbstgemachter Hosen aus demselben Stoff bekleidet, musterte er mich in aller Ruhe. Mit diesen klaren, grauen Augen und diesem scharfen, kantigen Rinn ließ sich sicherlich kein Scherz treiben. Der Mann war offenbar an ein hartes Leben im Freien gewöhnt. Er sah aus wie ein entschlossener Kerl mit rauher Schale — vielleicht ein Ranger, ein Landstreicher, aus Texas. Er erzählte mir später, daß allerdings die Ranger die Ursache seiner Verbannung gewesen seien. Eine kahle Stelle überragte sein markiges Gesicht, und sein Rinn bedeckte ein zottiger, grauer Bart, der aussah, als sei er kürzlich mit einem Machete gestutzt worden. Der Mann war nicht sehr breit gebaut, aber man hatte das Gefühl von großer Kraft. Er mochte 45 Jahre alt sein.

Da erinnerte ich mich an die Worte des Gouverneurs von Archidona, die mir bis zu diesem Augenblick nicht wieder eingefallen waren.

„Sie sind gewiß Don Juan“, sagte ich.

„Der bin ich,“ war die Antwort, „das ist auch das ganze Spanisch, was ich kann; aber ich schätze, so nennen die Leute mich. Mein wirklicher Name ist Tad Koufe.“

„Nun, kommen Sie herein und essen Sie was, Herr Koufe.“

„Lassen Sie die Titel weg“, warf mein Gast ein.

„Das Essen ist gerade fertig,“ fuhr ich fort, „es ist nicht viel los mit dem Futter, aber mehr kann ich nicht leisten.“

Rouse warf einen Blick auf die dampfenden Töpfe mit Reis und Bohnen, die offene Büchse mit Fleisch.

„Entschuldigen Sie sich wegen solchen Zeuges wie dieses?“, sagte er. „Ich habe seit zwei Monaten nichts zu essen gehabt wie Bananen.“

Während er sprach, sah ich seine Augen sich weiten vor Erwartung.

„Nun, dann vorwärts, an die Arbeit!“ rief ich, und dann kauerten wir uns auf den Boden und gingen ans Werk. Wenn jemals ein Mensch eine Mahlzeit genossen hat, so war es Tad Rouse an jenem Abend. Der arme Teufel war heißhungrig. Ich sah gleich, wie schlecht er daran war. Mittendrin machte er eine Pause, weil ihm beim Essen der Atem ausging, und er erzählte mir etwas von seiner Geschichte.

Er war mit 14 Jahren von zu Hause fortgelaufen; seitdem hatte er die Seinigen nie wiedergesehen. Er hatte gehört, der größte Teil seiner Familie sei von Sioux-Indianern umgebracht worden, und als er im Westen auf Büffeljagd war, hatte er keine Gelegenheit versäumt, ein Andenken an die Sioux mitzunehmen. Er war vom Westen vor dem großen Goldansturm nach Klondike verschlagen worden und hatte als Schmied und als Koch im Bergwerk gearbeitet. Er machte sich aber zu früh davon, ein oder zwei Jahre vor der großen Entdeckung. Nach Nevada zurückgekehrt, arbeitete er als Bote und Fahrer auf einer Postlinie. Endlich wurde er es müde, sein Leben für den ärmlichen Lohn, den er bekam, zu riskieren, und er kam auf die schwarze Liste der Gesellschaft unter dem Verdacht, ein paar Landstreicher die Postschachen ausgeliefert zu haben, ohne sie besonders zu verteidigen.

„Onkel Sam sucht mich“, schloß er kurz.

Für meinen Teil machte ich mir nicht das geringste daraus, wer ihn suchte. Hier war der Mann von der richtigen Sorte für eine Reise durch das Land, das vor uns lag. Eine halbe Stunde, nachdem wir uns begegnet, hatte er eingewilligt, mich stromab zu begleiten und mit mir zu teilen, was das Schicksal mir

befahren sollte. Es war ihm einerlei, wohin er ging, wenn es nur irgendwohin war. Von Archidona hatte er für lange Zeit genug, und was Bananen betrifft, wünschte er im Leben keine mehr zu sehen.

Wir legten uns diese Nacht auf dem Fußboden des Schuppens schlafen, jeder zufrieden mit der Aussicht auf die Reise, die wir den nächsten Morgen zusammen antreten sollten. Meine Träger schliefen am andern Ende von Napo, ein paar Meter weiter weg. Es fiel mir stark auf, daß die Indianer sich vom Kopf bis zu den Füßen in die Baumwolldecken einwickelten, die jeder ebenso wie seine Nahrung trug. Ich sagte etwas zu Tac über „diesen Haufen Mumien, die wir bei uns hätten“, und er brummte eine spöttische Bemerkung: „Sie scheinen sich vor der Nachtluft zu fürchten“; dabei lachten wir es.

Wir lagen einige Zeit und sprachen, als ich plötzlich bemerkte, daß ab und zu etwas an dem einen Ende des Schuppens hineingeflogen kam, über uns kreuzte und am andern Ende in die Nacht verschwand. Zuweilen, als die Nacht vorschritt, waren diese Gespenster so nahe über uns, daß wir die Luft von der Bewegung ihrer Flügel auf unsern Gesichtern fühlten. „Eulen“, sagten wir, denn diese waren das einzige, was wir kannten und was so still bei Nacht fliegt. Endlich schliefen wir ein, und ich erwachte erst, als es dämmerte. Als wir aufstanden, war das erste, was ich bemerkte, ein Gefühl von Ermüdung und Schwindel, das mich überraschte, denn ich hatte sehr gut geschlafen. Ich wandte mich nach Tac um, um zu sehen, wie er sich fühle, und war sprachlos, einen großen, häßlichen Blutklumpen an seinem Hinterkopf hängen zu sehen. Ich dachte gleich an die Indianer, die schon auf und mit dem Feuer beschäftigt waren. Tac gestand, sich auch schwach zu fühlen, aber Wunden hatte er keine. Ich verbrachte fast eine Viertelstunde damit, irgendeine Spur eines Schnittes zu finden, der groß genug war, solchen Blutverlust zu verursachen. Dann bemerkte ich einen dunkelroten Fleck am Fußende meiner eigenen Dede, aber meine Füße schienen keine Blutspur zu haben. Endlich machte ich die Indianer darauf aufmerksam, da ich keine Erklärung finden konnte. Und da sah ich, daß einer von ihnen eine ebensolche Pfütze auf dem Fußboden hinterlassen hatte, wo er

geschlafen hatte. Die Träger lachten, als sei dies die natürlichste Sache von der Welt, und sagten, „die Nachtvögel hätten sich genährt“. Sie zeigten uns gleich unsere eigenen Wunden, die wir nicht hatten finden können. Iack war an der Stirn angezapft, ich an der großen Zehe.

Das war meine erste Begegnung mit dem Vampir.

Der einzige Distrikt zwischen Iquitos und den Anden, wo ich der eigentlichen blutsaugenden Vampirfledermaus begegnet bin, ist die Zone, durch die der Napo fließt. Die Fledermaus sucht seine Ufer auf beiden Seiten mehrere Kilometer weit heim, geht aber, wie ich glaube, nie weit landeinwärts. Sie unterscheidet sich von der Spießblattnase, die sich fast ganz von Früchten nährt, und von dem großen Vampir, der etwa 70 Zentimeter breit und ganz harmlos ist.

Im allgemeinen sieht sie der gewöhnlichen Fledermaus ähnlich, nur daß sie etwas größer ist. Mit ausgebreiteten Flügeln mißt sie 25—30 Zentimeter. Sie mag vor Zeiten von Früchten gelebt haben, aber wenn dies der Fall ist, so hat sie sich, wie der neuseeländische Papagei, der Schafe tötet, seitdem einer kräftigern Nahrungsweise zugewendet. Jedenfalls lebt sie jetzt von Blut, das sie aus lebenden Tieren und Menschen saugt. Es scheint, daß dies die einzige Form der Ernährung dieser Gattung ist, obwohl im Fall der Spießblattnase vermutet wird, daß sie von Früchten und Blut lebt, was ein Zwischenstadium in dem Prozeß des Übergangs bedeuten würde. Es gibt auch eine Anzahl anderer Spielarten der Fledermausfamilie, die gemeinhin als „Vampir“ bekannt sind, wahrscheinlich wegen ihrer teuflischen Erscheinung. Sie tragen ihren Namen aber insofern irrtümlich, als der Name vollstündlich „Blutsauger“ bedeutet und sie tatsächlich entweder Frucht- oder Insektenfresser sind.

Die blutsaugende Vampirfledermaus ist mit zwei Paar sehr scharfen Augenzähnen ausgerüstet. Die Wunden, die sie macht, sind ganz zylindrisch, etwa 3 Millimeter im Durchmesser und $1\frac{1}{2}$ Millimeter tief, kegelförmig wie von einem Versenbohrer gemacht. Wo das Fleisch mit dichter Haut bedeckt ist, wie an den Füßen, ist das Loch viel größer, damit diese $1\frac{1}{2}$ -Millimeter-Punktur ins Fleisch selbst gemacht werden kann. Es scheint, daß dies

notwendig ist, um das Blut richtig ausströmen zu lassen. Diese ganz kreisförmigen Wunden werden wahrscheinlich mit den Schneidezähnen gemacht, die scharfgeschliffene Ränder haben.

Die Vampirfledermaus ist ferner dafür bekannt, daß sie den Schläfer, den sie angreift, niemals aufweckt und daß sie nie einen Menschen angreift, der den Schlaf nur heuchelt. Ich habe sehr oft versucht, sie bei der Arbeit zu erwischen. Sie fangen sogar nicht einmal an, wenn bei einer Anzahl Menschen noch einer wach ist. Um ihren Zweck zu erreichen, müssen sie über ihrem Opfer schweben, ohne sich niederzulassen, absolut geräuschlos und unbeweglich. Ließe sich ein Körper von solchem Gewicht nieder, so würde sicher das argloseste Opfer aufwachen.

Es ist auch selbstverständlich, daß eine Wunde von dieser Tiefe nicht gemacht werden könnte, ohne den Patienten aufzuwecken, wenn nicht in irgendeiner Form eine lokale Gefühllosigkeit hervorgerufen würde. Deswegen komme ich zu dem Schluß, daß diese Tiere ein Anästhetikum aus einer Drüse in ihrem Mund oder Hals absondern, das sie in die Wunde einspritzen, sobald die Haut durchbissen ist. Die Wunde scheint auch keimfrei zu sein und bei einiger Sorgfalt heilt sie fast sofort, ohne eine Spur zu hinterlassen. Die Folgen des Blutverlustes machen sich jedoch mehrere Tage lang geltend.

Der Vampir hat beim Fressen nicht die Gewohnheit, die ganze Masse des Blutes bei sich zu behalten, die er seinen Opfern aussaugt. Vielmehr geht die Hauptmasse gleich durch seine Därme, nachdem er sich den Teil einverleibt hat, der für ihn Nährwert hat. Dies habe ich viele Male aus der Stelle ersehen können, in der ich immer die Blutlache nach einem Angriff auf meine Person fand. Ich bin wohl wenigstens fünfundzwanzigmal angegriffen worden, und jedesmal beobachtete ich, daß das Blut sich etwa 10 Zentimeter weit (etwas mehr als der Körper der Fledermaus lang ist) von der Stelle befand, wo es eingesogen war. Um die Wunde selbst klebt niemals Blut. Noch ein anderer Beweis für meine Ansicht wurde nach meinem Dafürhalten durch einen Fall gegeben, von dem ich einige Tagereisen Napo abwärts an der Sunomündung hörte. Der Besitzer einer Handelsstation verlor in einer Nacht achtzehn Hühner, die er vor dem Vampir durch ein

Drahtgitter schützte. Am Morgen fand er nicht nur die toten Vögel, sondern auch den einzigen Räuber, der wie eine Ziehharmonika zusammengefaltet sanft schlafend vom Dach herunterhing. Wie konnte ein so kleines Tier das Blut so vielen Geflügels bei sich behalten?

Meine Beobachtung, daß die Fledermäuse sich wahrscheinlich beim Fressen nicht niederlassen, wurde noch durch die Tatsache erwiesen, daß die Verwundungen dieser Hühner alle an derselben Stelle waren, am Kamm. Kein Huhn würde dulden, daß irgendwas sich in seinem Nacken oder seinem Gesicht festsetzt und in aller Ruhe sich daran macht, ihm ein Loch in den Kopf zu bohren.

Da ferner Fledermäuse keine Beine haben und ihre Flügel mit ihren Gliedern eins sind, wo sollte der Vampir sein einziges Stützwerkzeug, nämlich die handartigen Klauen in den Hauptrippen der Flügel, eingesetzt haben, um seine Beute anzuzapfen?

Wie man sich vorstellen kann, erweisen sich diese Tiere am Napo als die Ursache großer Belästigung. Einige Mitglieder der indianischen Bootsmannschaften, die Tad und ich zu verschiedenen Zeiten in Dienst nahmen, waren nach zwei oder drei Punkturen in einer Nacht nahezu arbeitsunfähig geworden. Wir versuchten uns und unsere Indianer durch baumwollene Toldas (Planen) zu schützen, die wie Moskitonekrahmen aufgestellt wurden. Aber sobald irgendein Teil unseres Körpers die Decke berührte, machte der Vampir durch den Stoff ein Loch, so groß wie sein Kopf, und ging wie gewöhnlich zum Angriff über. Am meisten bevorzugten sie Füße, Stirn, Nase, Hände und Ellenbogen. Andere Male versuchten wir draußen auf den Sandbänken zu schlafen, in der Hoffnung, daß die Vampire den Wald nicht verlassen würden. Dabei trachteten wir möglichst zu vermeiden, unter einer Decke zu schlafen, wenigstens was unsere Köpfe betraf, um nur das Vergnügen zu genießen, unter den Sternen schlafen zu können. Hände und Füße deckten wir zu, in der Hoffnung, diesen Bestien zu entkommen, falls sie uns finden sollten. Vergebliches Hoffen! Sie nahmen stets ihre geheimnisvolle Operation an unsern Gesichtern vor. Mit einem Wort, es gab kein Entrinnen.

Viel ist über die Vampirfledermaus geschrieben worden, Wahres und Erdachtes, was irreführend, wenn nicht übertrieben ist. Zum

Beispiel wird gewöhnlich behauptet, diese Tiere hätten ganze Herden Vieh umgebracht, die nach verschiedenen Teilen von Ost-Peru eingeführt worden waren. Dies mag wahr sein, aber doch nur indirekt. Der Schluß, den man aus dieser Angabe ziehen muß, ist, daß das Vieh an Blutverlust starb. Dies ist aber nicht der Fall. Sie starben an Maden, die von Schmeißfliegen in die von den Fledermäusen gemachten Wunden gebracht wurden und gegen die sich das Vieh nicht wehren konnte.

Ihrer Gewohnheit beim Menschen entgegengesetzt, greifen die Vampire die Vierfüßler im wachen Zustand an. Ich habe sie nachts auf dem Rücken von Pferden und Rühen gesehen, wie sie über dem Widerrist schwebten, offenbar zur großen Qual der armen Tiere. Die Fledermäuse scheinen zu wissen, daß die überlegene Intelligenz des Menschen ihnen eine Quelle der Gefahr ist. Die furchtlose Beharrlichkeit, die sie in dem einen Fall anwenden, ist ebenso groß wie ihre Vorsicht im andern Fall. In einigen Teilen des Napotals gibt es eine kleinere Art einer blutsaugenden Fledermaus, die Vieh, aber niemals Menschen anfällt. Die Vampirfledermaus ist für mich die abstoßendste der unzähligen Plagen des Amazonasgebiets; beim bloßen Gedanken daran läuft es mir oft kalt über den Rücken.

Nachdem wir die Ursache unserer Schwäche entdeckt hatten, begannen wir unsere Abfahrt stromab zu besprechen. Die Nahrungsfrage beschäftigte uns, und Sads Erwähnung der herrlichen Bananen, von denen er gelebt hatte (nicht daß sie ihm herrlich erschienen), erweckte bei mir den Wunsch nach einem Vorrat davon. Er versprach also ein Bündel aufzupacken, zusammen mit seinen wenigen Habseligkeiten, seiner Pfanne zum Goldwaschen, einem Paar Schuhe und einem Machete. Er wollte noch in Edwards alter Hütte nachsehen, ob er noch einige Machete in den Trümmern finden konnte. Er ging also fort, und ich packte ein und wartete auf das Kanu.

Als Sad nach einigen Stunden zurückkehrte, waren auch unsere beiden Yumbos in dem neuen Fahrzeug von Archidona angelangt gekommen.

Die Kanuleute waren klein und schwächlich gebaut und den Indianern aus Papallacta nicht ebenbürtig. Ihr Haar war ge-

schoren, und sie hatten nichts als eine purpurgefärbte Kniehose an. Ich wußte damals nicht so viel von den Indianern wie ein, zwei Jahre später, sonst hätte ich in ihren listigen Augen das, was man den „Lebewohlbid“ nennen könnte, gelesen; so aber ging ich in aller Unschuld auf die Reise.

Wir schleppten alle meine Vorräte in den Einbaum, ein stattliches Fahrzeug aus Zedernholz, das sich aber später als schlecht gebaut erwies. Er war etwa 10 Meter lang, mit mehr Schiffsbreite als sonst bei solchen Fahrzeugen, nämlich 75 Zentimeter. Sacks Kram nahm nicht viel Platz ein. Er war in ein paar Taschen verwahrt, die auf seine Unterhose aufgenäht waren. Edwards alte Machete erwiesen sich als wertlos, da sie durch das Feuer stumpf geworden waren.

Um 2 Uhr ging's fort. Ich war übermütiger Laune, denn mein Traum fing an Wahrheit zu werden. Auch Sack jubelte, diesen gottlosen nahrungslosen Ort zu verlassen. Alles ging an diesem Tag glatt. Das Rudern des Kanus war uns neu. Auf jede Windung des Flusses waren wir neugierig. Es regnete, aber nicht unaufhörlich, wie es weiter unten am Napo in den Wintermonaten der Fall ist. Wir kamen gut voran, unterstützt durch die starke Strömung. Diese macht die Bergfahrt auf dem Napo sehr schwierig, ebenso sein zerklüftetes, felsiges Bett. Er ist jedoch, an europäischen Maßen gemessen, ein riesiger Strom, und die Verhältnisse, die am einen Ende bestehen, müssen nicht am andern Ende maßgebend sein. Seine Länge ist im ganzen etwa 1350 Kilometer, von denen 950 schiffbar sind, nämlich von der Vereinigung mit dem Aguarico, der von Kolumbia herunterkommt und in seiner untern Strecke die Grenze gegen Ecuador bildet, bis zu seiner Mündung in den Marañon. Genauer gesagt, ist er auf dieser Strecke für Flußdampfer mit einem Tiefgang von 1,2 Meter sogar bei niederm Wasserstand schiffbar. Ich erwähne diese Einzelheiten, um einen Eindruck von dem Amazonasbecken als Ganzem zu geben.

Nach ungefähr dreistündigem Rudern lagerten wir auf einem steinigen Ufer, wo Sack seine frühern Kenntnisse als Koch an den Tag legte. Er warf sich mit mehr als gewöhnlichem Interesse auf meine Vorräte, während ich zusah, wie die Indianer einen

palmengedeckten Schuppen errichteten, ein Verfahren, das für mich von größtem Interesse war, da ich es noch nicht gesehen hatte. Vom Bau dieser Schuppen, die im ganzen Amazonasgebiet allgemein gebräuchlich sind, werde ich später sprechen. Ich hatte noch zu lernen, zu was allem die überall vorhandenen Palmblätter dieser Wälder zu gebrauchen sind.

Ich fing schon an zu bemerken, daß Iack mit seinen mannigfachen, durch das Leben in der Wildnis gewonnenen Erfahrungen nicht nur ein guter Gefährte, sondern auch ein erstklassiger Weidmann war. Es war der Anfang einer Freundschaft, die vier Jahre voll Freuden und Leiden im Urwalde währte. Hätten wir gewußt, daß es unsere Bestimmung war, so viele Tage und Nächte ganz auf uns selbst angewiesen zu verbringen, dann würden wir wahrscheinlich in jener Nacht nicht so viel gesprochen haben, ehe wir mit dem Schwur einschliefen, den ersten Vampir, der uns nahekam, zu töten.

Am nächsten Morgen erwachten wir. Wir waren allein und angezapft. Ganz allmählich begriffen wir auf unserer Fahrt den Napo hinab die Hoffnungslosigkeit, den Vampir überlisten zu können; eine Reihe von Nächten lehrte es uns, in denen wir mit teuflischer Regelmäßigkeit angegriffen worden waren. Iack schien der Bevorzugte zu sein, vielleicht weil er jahrelang nicht geraucht hatte. Ich werde nicht wieder auf den regelmäßigen Aderlaß zurückkommen, unter dem wir damals litten. Es genüge zu sagen, daß es uns nie gelungen ist, eine Fledermaus zu sehen, viel weniger eine zu fangen. Erst später hatten wir das einzigartige Vergnügen, einen dieser schlauen nächtlichen Gäste zu töten.

Noch unbekannt mit den Streichen der Indianer dachten wir, unsere Kanuleute seien früh fortgegangen, um Holz oder Wild zu suchen. Nach einer fruchtlosen Suche dämmerte uns langsam, daß wir wirklich allein waren und daß wir unsere Kanus selber rudern mußten, eine Kunst, in der wir damals noch keineswegs Meister waren. Die Numbos waren in der Tat davongelaufen, da sie ihren Lohn voraus bekommen hatten; sie hatten einige Kleinigkeiten aus unserer Ausrüstung mitgenommen, die ihnen gefielen. Sie wollten den langen Rückweg vom Sunofluß nach Archidona vermeiden.

Aber bald fanden wir, daß die Indianer nicht die einzigen arglistigen Kunden im üblichen Gummihandel des Amazonas waren.

Auf uns selber angewiesen, traten wir in eine Zeit unbekümmerten In-den-Tag-Hineinlebens ein. Wir hielten an, um zu schwimmen, wenn es uns einfiel. Unsere Ankunft an einer besonders verlockenden Sandbank war das Signal für eine Espause, was immer die Uhr sein mochte. Abends zogen wir unsere Kanus absichtlich früh an Land, um recht viel Zeit für den neuen Sport des Hausbaus zu haben. Wir schossen nach allem, was wir sahen, ob es gut zum Essen war oder nicht. Wir hatten Zeit und Pulver zum Schießen. Auf dem Rai in New York wartete niemand auf uns. Niemand hatte uns etwas zu sagen. Wir genossen eine herrliche Zeit.

Nach drei oder vier Tagen erreichten wir die Mündung des Suno, eines linken Nebenflusses des Napo, wo wir den kolumbischen Händler Mejías fanden, von dem wir in Archidona gehört hatten. Er war vor einiger Zeit durch die Provinzhauptstadt gekommen, bei Gelegenheit einer seiner halbjährlichen Reisen, auf denen er Waren von Quito herunterbrachte und von denen er mit Gold und Gummi beladen zurückkam. Er hatte eine Art Haus an der Stelle, wo sich die beiden Flüsse vereinigen; dort hielt er ein oder zwei Indianer, die auf seine Handelswaren acht hatten. Sein Feldzugsplan bestand darin, in den Indianerniederlassungen der Umgegend Besuche zu machen und Waren gegen Gummi vorzustrecken, das er bei seinem nächsten Besuch einsammelte. Er war ein beredter Mann, was ihm sehr zustatten kam, wenn er einem Kanu mit Indianern mit einer für einen andern bestimmten Ladung begegnete, für die schon vom rechtmäßigen Besitzer bezahlt worden war. Das mußte ein guter Indianer sein, der von Mejías' verlockenden Anerbietungen ungerührt bleiben und glücklich weiterkommen konnte.

Unsere Begegnung mit Mejías spielte keine geringe Rolle in der Gestaltung unseres Schicksals. Vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an kamen wir gut miteinander aus. Er versah uns mit einer Menge nützlicher Auskunft über das Wesen der Indianer und wie sie zu behandeln seien, über alle Geheimnisse

des Gummihandels und über die Geographie des Landes. Er wußte jedenfalls eine Menge über den obern Napo. Als Ergebnis dieser Unterhaltung beschloßen wir, uns dem Gummihandel zu ergeben. Dafür brauchten wir Dinge wie Handelsgewehre zum Verkauf, Pulver und Schrot, Zündhütchen und mehr Machete und Äxte.

Ich verhandelte demgemäß an den Kolumbier meine nachgemachten Juwelen und den Baumwollstoff, den die Dumbo-Indianer chamalote nennen, den ich den ganzen Weg von Quito für den Tauschhandel mitgebracht hatte. Mejias rüstete uns dagegen mit allen obenerwähnten Waren aus, die besser geeignet waren, Indianer zu bezahlen, die als Caucheros, als Gummisammler, und Kanuleute tätig waren. Das gewöhnliche Verfahren war, mit diesen Waren im voraus zu bezahlen; die Indianer verpflichteten sich, sechs Monate zu arbeiten und die Waren in Gummi-Arrobas zu bezahlen, nach dem herkömmlichen Tauschtarif. Die Arroba ist ein spanisches Gewicht, das kein bestimmtes Maß hat, selbst in verschiedenen Teilen von Spanien wechselt sie. In Brasilien ist sie gleich 14½ Kilo, in Ekuador und Peru gleich 11 Kilo. Aber die Indianer hatten keine Wage, die Arroba war ihnen also nur ein Raummaß und kein Gewicht. Man zeigte ihnen einfach einen Ballen Gummi, der irgend etwas, bis zu 45 Kilo, wog, und sagte ihnen, dies sei eine Arroba. Ein Handelsgewehr wurde drei Arrobas wert gefunden, wenn es einläufig, mehr, wenn es doppel-läufig war. Machete, Äxte usw. wurden im Verhältnis geschätzt.

„Handelsgewehr“ ist der Name für eine Borderladerwaffe (wenn man sie so nennen kann), die eigens für den Gummihandel im Amazonasgebiet gefertigt wurde, wahrscheinlich in Deutschland. Viele tausend Gewehre pflegten jährlich verkauft zu werden. Sie waren so gebaut, daß sie nach höchstens 40 oder 50 Schuß wertlos wurden und ihre Besitzer zwangen, die Arbeit wieder von vorne anzufangen, um ein neues Gewehr erwerben zu können. (Einmal im Besitz eines Gewehrs von Qualität hätte kein Indianer mehr Gummi gesucht.) Die Läufe sind aus Draht, der um eine leicht kegelförmig geformte Stange gewickelt ist, die man nach dem Aufwickeln herausziehen kann; dann werden sie erhitzt und gelötet, poliert und blau oder grau gefärbt. Das Schloß war

von größter Einfachheit und mit derselben peinlichen Sorgfalt gefertigt wie die Läufe. Die Ladung betrug nicht mehr als einen Fingerhut voll Pulver. Beim Abschießen ergaben sich drei verschiedene Geräusche, deren Pausen von dem Grad der Feuchtigkeits des Pulvers abhing. Erst das Knallen des Zündhütchens, was in der Regel prompt funktionierte, dann ein mehr oder weniger langes Zischen des Pulvers, das seine Triebkraft sammelte, schließlich ein Grunzen wie von einem wilden Schwein, wenn die Ladung die Mündung verließ — sofern dies nämlich überhaupt geschah. Ebenso oft zischte sich die Ladung durch das Zündloch tot. Da man nicht sicher wußte, wann die Ladung die Mündung verlassen würde, mußte die Beute, im Falle sie im Fluge geschossen wurde, sorgfältig über den ganzen Horizont verfolgt werden, oder der Jäger mußte das flüchtige Wild selber laufend mit dem Visier verfolgen. Die Gewehre wirkten nur auf etwa 12 Meter weit tödlich. Gegen das Ende ihres Daseins oder wenn sie zu stark geladen waren, wickelte sich der Lauf in der lächerlichsten Weise auseinander; sie konnten sogar wie die Bolas in Argentinien gebraucht werden, um die Füße der Beute zu verstriden. Von meinen persönlichen Erfahrungen mit Handelsgewehren werde ich später sprechen.

Im Laufe unseres Gesprächs mit Mejias über unsern Eintritt in den Gummihandel erwähnte er zufällig die Existenz eines noch unerforschten Flusses, des Yasuni, der gerade oberhalb des Aguatico vom Süden her in den Napo strömt. Man nehme an, sagte er, daß zwei unbekannte Stämme von wilden Infeles, wie die spanischsprechenden Südamerikaner sie nennen, seine Ufer bewohnten. Niemand hatte sich nach dem Yasuni hinaufgewagt. Nicht einmal die Caucheros, die den Napo gut kannten, hatten ihre Indianer bewegen können, sie in die düstern Waldungen an seinen Ufern zu begleiten. Mejias ahnte nicht, daß er ein Wagnis vor uns ausbreitete, das uns beide vor allen andern reizte. Ja, dem geborenen Goldsucher, zeigte es Visionen von goldgrabenden Abkömmlingen der Inkas im Besitz der verborgenen Schätze der Alten; in mir erweckte es die alte Sehnsucht, zu forschen, wo noch kein weißer Mann den Fuß hingesezt hatte.

Wir verschoben also unsere Reise nach New York dem Yasuni

zuliebe und dachten wenig daran, wie lange wir lebendig begraben sein würden oder was meine Familie und meine Freunde sagen würden, wenn ich nicht wieder auftauchte. Wir teilten Mejias unsern Entschluß mit und vereinbarten, unser Kanu und unsere Vorräte auf seiner Station zu lassen, während wir nach Loreto zu Fuß gingen, um Indianer für unsere Expedition zu finden. Loreto ist ein zwei oder drei Tagemärsche entferntes Dorf, sunoaufwärts. Es ist wie Archidona ein Mittelpunkt des Tauschhandels, wo der Händler seine Waren vor den Indianern, die von den umliegenden Chacras kommen, ausbreitet und wo Arbeit als Entgelt für die Handelsware gegeben wird. Es ist nur ein Haufen Palmenhäuser, genau wie Archidona.

Wir benutzten also Mejias' Anerbieten, unsere Sachen bis zur Rückkehr für uns aufzuheben, und schlugen den Pfad nach Loreto ein mit zwei Trägern als Führer, die uns der Kolumbier lieb. Ein dreitägiger Marsch durch den unvermeidlichen Schlamm brachte uns ans Ziel. Bei der Ankunft nahmen wir Besitz von einer der leeren Hütten (die ganze „Stadt“ war Gemeingut) und erklärten den Eingeborenen, der Zweck unseres Kommens sei, Kanuleute zu mieten. Wir wurden zu dem indianischen Ortshauptling geschickt, der auf einer Chacra einen halben Tagemarsch vom Orte wohnte. Wir fanden ihn am nächsten Tag. Er und seine Frau waren grauhaarige intelligente alte Leute, die mit ihren zwei handfesten Söhnen ein echtes Dumbohaus bewohnten, mit Palmholzpfosten und Wänden und einem dicken Strohdach. Es war ausgestattet mit Bambusbetten, einer steinernen Feuerstelle und einem kleinen Haufen eiserner Werkzeuge, die von Händlern eingeführt waren. Sie hatten eine gutgehaltene Chacra, wo sie die unvermeidliche Banane und Yuca (die spanische Bezeichnung für Kaffave) pflanzten, die beiden wichtigsten Nahrungsmittel der Völker des obern Amazonasgebietes und seiner Umländer. Sie hielten auch Geflügel und hatten die merkwürdige Gewohnheit, dem Hahn die Stimmbänder zu durchschneiden, um das Aneignen durch Fremde zu verhüten. Es war ein komischer Anblick, den Hahn all die Bewegungen des Krähens ausführen zu sehen, ohne daß er einen Laut hervorbringen konnte.

Der alte Mann nahm regen Anteil an der Wohlfahrt seines

Volkens und erkundigte sich genau nach unsern Absichten, dem Lohne, den wir geben würden, und dem Zeitpunkt unserer Rückkehr. Wir machten ihm ein Handelsgewehr zum Geschenk mit der Versicherung, daß es gänzlich *yanga mahta* (gratis) sei, wenn er uns helfen würde, fünf erfahrene Gummiarbeiter zu beschaffen, die mit uns den Napo hinuntergingen. Den *Yasuni* wagten wir nicht zu erwähnen, denn das hätte das sofortige Ende bedeutet. Der Häuptling kam dem Vertrage nach, die Männer wurden gefunden. Meine Kenntnis der Ketschuasprache, die ich in West-ecuador aufgeschnappt hatte, kam mir zustatten. Ohne sie wären wir schlecht dran gewesen, denn *Sad* konnte kein Wort sprechen. Die ausgewählten Männer machten einen guten Eindruck. Der Name ihres Führers war *Santiago*.

Aber eine Enttäuschung stand uns bevor. Drei lange Wochen mußten wir in *Loreto* sitzenbleiben, während die Indianer ihre Marschausrüstung besorgten. Es war uns eine große Überraschung, daß sie so lange dazu brauchten; wir hatten angenommen, daß sie vierundzwanzig Stunden, nachdem sie sich verpflichtet hatten, zum Aufbruch bereit sein würden. Hier war es, daß wir unsere erste Bekanntschaft mit *Masata* machten, wie die *Dumbos* die mit menschlichem Speichel konservierte Kassave nennen, die sie zu jeder Mahlzeit trinken. Die Frauen bereiten sie so zu, daß sie die gekochte Kassave kauen und in mit Palmblättern ausgelegte Körbe packen. Es ist ein langwieriges Verfahren, das mit der Zubereitung des *Giamanchi* der *Antipas* übereinstimmt, von dem ich später des längern sprechen werde.

Auch wir waren gezwungen, bis zu einem gewissen Grad von *Masata* zu leben. Manchen Tag saßen wir da und warteten, bis das Frühstück für uns gekaut war. Ich erinnere mich, daß *Sad* Anstoß an der *Masata* nahm, die von einer alten Hexe zubereitet wurde, die nur sehr wenige Zähne hatte und die Arbeit mit dem Zahnfleisch und der Zunge tat.

Ich will schnell über diese Zeit der Langeweile hinweggehen, die nur durch die Notwendigkeit erleichtert wurde, unsere Indianer beständig zu größerer Eile bei ihren Vorbereitungen anzutreiben. Wir hatten schon jeden mit einem Handelsgewehr bezahlt. Endlich waren sie reisefertig, nur ausgerüstet mit ihren Gewehren

(die noch intakte Läufe hatten) und ungefähr 70 Kilo Masata für jeden Mann. Der vollständige Mangel an Wild um Loreto herum hatte uns mancher guten Mahlzeit beraubt, aber vielleicht war die Bilanz doch zu unsern Gunsten, da unsere Gummiarbeiter aus demselben Grund ihre Gewehre nicht hatten abschießen können; sonst hätten diese vielleicht schon das Aufwühlungsstadium erreicht.

Um Zeit zu sparen und unsern schweren Masatavorrat so bequem wie möglich zu transportieren, bestiegen wir ein Kanu und erreichten Mejlas' Station in einer kurzen Tagereise. Ich verbrachte den Tag damit, den Indianern auseinanderzusetzen, daß ich eine schöne Auswahl von Handelswaren hätte, die mich an der Sunomündung erwartete.

Wir stiegen an Land und traten in das Haus des Kolumbiens.
Es war leer.

Sechstes Kapitel.

Das Gesetz des Waldes.

„Ich weiß, wo er hingegangen ist.“
Einer der Kanuleute hatte gesprochen. Tad und ich wandten uns einander zu und lasen uns gegenseitig in den Augen. Eines Mannes Depot im Urwald ist geheiligtes Eigentum. Es zu bestehlen ist das schlimmste Vergehen gegen das Gesetz des Waldes. Des Kolumbiers Verbrechen zu übersehen wäre ebenso unmöglich gewesen für Tad mit seinem angeborenen Sinn für die Gerechtigkeit der Bergarbeiterlager und der Viehfarman als für meinen nationalen Stolz. So hatte jeder für sich beschloffen, die Sache dürfe hiermit nicht zu Ende sein. Unsere Indianer, die den Weg wußten, sollten uns sofort zu Mejias' Lager führen. Mejias hatte nicht mit der Tatsache gerechnet, daß andere Indianer außer den seinigen seine Schlupfwinkel in den Gummiwäldern kannten.

Wir verließen sofort die Station und fuhren in unserm Einbaum den Rapo hinab. Am andern Tag erreichten wir die Mündung eines kleinen unscheinbaren, aber tiefen Fließchens am rechten Ufer, die Stelle, wo der Kolumbier der Vermutung nach sich in die Wälder gewandt hatte. Mehrere Kilometer flußaufwärts erreichten wir das von ihm angelegte ständige Depot, wo er seinen Gummi unterbrachte. Es war niemand da, denn an dieser einsamen Stelle war keine Gefahr. Es gab nicht mehr wie zwei oder drei Weiße, die in der ganzen Gegend des obern Rapo arbeiteten, und kein Dumbo wird jemals ein Depot stören. Wir fanden die Hauptmasse unserer Borräte. Die nächste Aufgabe war, Mejias zu finden.

Unsere Indianer folgten der Spur ohne alle Schwierigkeit.

Mejías selber trug *Alpargatas* (Segelleinenschuhe mit Hanfsohlen), daher war die Spur, die uns immer weiter nach Süden führte, nicht zu verfehlen. Wir kamen an zwei oder drei Raftplätzen vorbei, wo er und seine Leute die Nacht verbracht hatten. Am dritten Tag war es wahrscheinlich, daß wir sie jeden Augenblick fassen würden, da die Spur erkennen ließ, daß sie sich auf der Suche nach Gummi ausgebreitet hatten und sich langsam bewegten. Wir wünschten sie zu erreichen, nachdem sie für die Nacht haltgemacht hätten. Endlich hörten wir sie Holz schlagen. Unser Indianerführer machte halt, und mit der seinem Volke eigenen ruhigen, bedeutungsvollen Bewegung zeigte er mit dem Rinn in die Richtung des Geräusches. Wir gingen langsam auf das Lager los mit der Absicht, mit dem Gewehr in der Hand von Mejías Rechenschaft zu fordern. Bis auf einige Schritte näherten wir uns der Lichtung, als wir entdeckt wurden. Mejías ergriff ein Gewehr und rannte an den Saum der Lichtung; er sah durch und durch feindlich aus, meinte Jaá. Es blieb nichts anderes übrig, als zuerst zu schießen. Jaá trug meinen alten *Coltrevolver*, den mir Herr Dillard in *Guanaquil* geschenkt hatte, eine tödliche Waffe in der Hand eines Kenners. Man kann eigentlich sagen, daß Mejías Selbstmord beging.

Sein Tod wurde von seinen Indianern nicht übel aufgenommen, nachdem ihnen die Einzelheiten des Falls auseinandergesetzt worden waren. Wir nahmen uns alles zurück, was uns gehörte, und ließen sie mit dem übrigen tun, was sie wollten. Dann lehrten wir zu unserm Kanu zurück und setzten unsern Weg den *Rapo* hinunter fort.

Zwei Tagereisen brachten uns zu der nächsten Gummistation, die ein Señor *Ubarca* am linken Ufer eingerichtet hatte. Diesem erklärten wir, was geschehen war, und fühlten uns erleichtert, als wir merkten, daß Mejías einen sehr zweifelhaften Ruf genossen hatte und daß wir genau in Übereinstimmung mit dem ungeschriebenen Gesetz des Landes gehandelt hatten. Vom *Nasuni*, dessen Möglichkeiten unsere Phantasie immer mehr beschäftigten, wußte er aber nur wenig. Er wies uns an Don *Elias Andrade*, den König des *Rapo*, der in einem bequemen strohgedeckten Haus zwei Tagereisen weiter stromab wohnte, unterhalb der *Nasuni*-

mündung und eine Stunde Kanufahrt aguaricoaufwärts. Dies ist der größte Nebenfluß des Napo und fast so breit wie dieser selbst. Wir machten uns daher auf den Weg nach Andrades Station.

Andrade war ein ekuatorianischer Cauçero, der sich an einer ausgesuchten Stelle in einer wichtigen Station niedergelassen hatte. Die Vereinigung der zwei größten Flüsse nordwestlich von Iquitos bot eine Lage, wie man sie im ganzen Distrikt nicht besser finden konnte. Andrade beherrschte dort den Handel zweier bedeutender Straßen. Sein Haus stand etwa 25 Meter vom Wasser entfernt; es war ein zweistödiges Gebäude, auf drei Seiten von einer großen Veranda umgeben, mit einem kahlen Hof davor. Es beherrschte die Aussicht auf den Aguarico, der an jener Stelle $1\frac{1}{4}$ Kilometer breit ist. Er besaß eine Dampfbarasse, mit der er auf dem Fluß die Polizei ausübte; er hielt jeden an, der in die Nähe kam, fragte ihn aus und überwachte auf diese Weise den Handel. Hinter seinem Haus dehnte sich eine ansehnliche Pflanzung; sie wurde noch vergrößert durch die zahlreichen Chacras seiner Indianer, die die eine Hälfte des Jahres dort lebten, während sie in der andern für ihn Gummi sammelten. Er hatte tatsächlich eine eigene kleine Kolonie gegründet, die er leitete und wo er mit seiner Frau und einem Sohn und zwei Töchtern lebte.

Seine Ausrüstung bestand aus einer Anzahl Zimmermannswerkzeuge, mit denen er seine Möbel anfertigte, und einer Reihe einfacher Aderbaugeräte, wie Hacken, Bidel und Schaufeln.

Wir hatten uns über unsern Empfang nicht zu beklagen. Er nahm uns in den Kreis seiner Familie auf, gab uns für die wenigen Nächte, die wir dort blieben, ein Haus als Unterkunft und lud uns zu seinen Mahlzeiten ein. Er hatte sich einen Tisch in der Veranda gebaut, wo die Familie speiste.

Beim Mahl am ersten Abend frug er, ob wir gewohnt seien, Masata zu essen. Als wir dies bejahten, wandte sich der alte Mann zu uns und sagte lächelnd:

„Ich kann diese besonders empfehlen; sie ist von meinen Töchtern gefaut worden.“

Seine Töchter, die mit uns am Tische saßen, erröteten bei diesem Kompliment.

Andrade war den Yasuni noch nicht hinaufgekommen, seiner Meinung nach mußten aber große Mengen Gummi dort sein. Er hatte schon immer die Absicht gehabt, mit einem gut bewaffneten Trupp stromaufwärts zu fahren, falls er schiffbar wäre; allerdings sei die Gegend dort von Infeles bewohnt. Das war alles, was wir über diesen Fluß erfahren konnten, an dessen Erforschung wir unser Herz gehängt hatten. Von Zeit zu Zeit hatten wir bei unsern Dumbos den Yasuni aufs Tapet gebracht. Zuerst schienen sie sich sehr zu scheuen, in diese übel berufene Gegend zu gehen, aber durch Extralohn und durch das Versprechen zurückzukommen, falls uns die Infeles belästigen sollten, überzeugten wir sie nach und nach, daß sie sich vor einem mehr oder weniger nebelhaften Schredgespenst fürchteten. Schließlich willigten sie ein mitzugehen, angespornt durch die Andeutung, daß sie nach der Rückkehr in die Heimat die Löwen ihres Stammes sein würden.

Wir brachten Fleischvorräte an Bord, frisches und konserviertes, und einen Winchester für Tad; wir erhandelten alles aus Andrades reichlichen Vorräten und bezahlten mit einigen meiner „Perlen“-Halsketten, die ihm für seine Töchter gefielen. Dann ging's wieder weiter.

Mit einem von Andrades Indianern als Lotfen fuhren wir bis in die Nähe der Mündung des Aguatico. Hier belehrte der Lotse unsere Indianer, wie man den Napo am besten überschreiten und an der Mündung des Yasuni landen könne. Dies gelang uns auch ohne Schwierigkeit.

Der Yasuni hat seinen Namen von der Ketschuabezeichnung yacu suni, was „langer Fluß“ bedeutet. Über seine Länge waren wir damals natürlich gänzlich in Unkenntnis, aber ich bin imstande, auf Grund unserer Erfahrungen zu sagen, daß er im ganzen etwa 400 Kilometer messen muß. Auf seiner ganzen Länge verfolgt er einen sehr gewundenen Lauf. Für einen so langen Fluß ist er sehr schmal, an seiner breitesten Stelle ist er nur 30 Meter breit. Er fließt träge und ist tief, nachdem er das felsige Bett verlassen hat, durch das er die ersten 80 Kilometer strömt. Dichtes Grün überdeckt ihn an vielen Stellen eine lange Strecke weit mit einem festen Dach, das das Wasser vor der Sonne schützt und das

Rudern sehr angenehm macht, außer bei hohem Wasserstand, wo die überhängenden Äste eine ständige Gefahr bilden; besonders gilt dies von den ersten 240 Kilometern seines Laufes. Auf dem Yasuni fühlt man sich wirklich im tiefsten Herzen des Urwalds.

Es gibt noch Hunderte solcher Flüsse und Ströme, die noch kein Weißer je erforscht hat, kleinere Nebenflüsse des Santiago, des Aguarico, des Ucaiali und des Marañon. Jetzt, da der alte Gummihandel im Amazonasgebiet fast ganz aufgehört hat, die Stationen und Niederlassungen vermutlich für immer verlassen und verfallen sind und die regelmäßigen Dampferlinien, die die Gewässer vieler der Hauptflüsse befuhren, verschwunden sind, werden wohl auf Jahrhunderte hinaus ungemessene Flächen der Länder des Amazonasbeckens von keinem Weißen mehr betreten werden.

Unsere Reise in dem gewundenen Waldtunnel des Llangen Flusses kann in verschiedene Abschnitte eingeteilt werden; die erste umfaßte etwa zwanzig Rudertage seit Eintritt in die Mündung. Ich beabsichtige, diesen Zeitraum als Ganzes zu behandeln, da viele Tage einander sehr gleich waren und es unmöglich sein würde, über jeden Tag zu berichten, auch wenn es erwünscht wäre. Ich führte kein Tagebuch, da mir damals nie der Gedanke gekommen war, einen Bericht über meine Reise zu veröffentlichen. Einige der Hauptereignisse dieser Tage haben jedoch so starke Eindrücke in mir hervorgerufen, daß ich mich ihrer mit Leichtigkeit in den Einzelheiten erinnere. Von diesen will ich sprechen und sie in den ganzen erwähnten Zeitabschnitt einbegreifen.

Die Indianer arbeiteten gut. Sie freuten sich über die Jagd, die ausgezeichnet war. Affen von all den dreizehn Arten, die mir aus den Wäldern des Amazonas bekannt waren, gab es im Überfluß. Ich begann eine Sammlung ihrer Schädel anzulegen, die ich aus der Bratpfanne rettete, vom winzigen Pichico bis zum pavianähnlichen Coto; die Sammlung ging mir aber in den aufreibenden Tagen, die folgten, verloren. Affen bildeten die Hauptnahrung unserer Indianer, und damals fing auch ich an, ihr Fleisch zu schätzen; mit der Zeit fand ich mehr und mehr Geschmack daran. Wilde Truthühner waren so zahlreich, daß wir sie vom Kanu aus schossen und aus dem Wasser holten.

Tapire sah man täglich, auch Capibaras oder Wasserchweine, das größte der Nagetiere. Diese wogen bis zu 50 Kilo, aber ihr Fleisch ist nicht schmackhaft, zum Unterschied vom Tapir, der wie Rindfleisch schmeckt. Eine Menge anderer Wildarten fielen unsern Gewehren zur Beute, so Fasanen und Rebhühner, Laufvögel verschiedener Art und Papageien, die zuzeiten buchstäblich den Himmel verdunkelten. Kurz, es war kein Mangel an gutem Fleisch.

Auch Fische gab es massenhaft. Wenn wir eine kleine Bucht passierten, in deren stillen, klaren Wassern wir sie schwimmen sehen konnten, warfen wir die Angel aus. Aber anfänglich vermochten wir nicht einen einzigen aus dem Wasser zu ziehen, denn in dem Augenblick, in dem die Angel einhakte, bissen sie die Schnur durch. Wir mußten zu einer „Angelschnur“ aus Schlüsseln von Sardinenbüchsen unsere Zuflucht nehmen, mit der wir unsern ersten Fang machten. Obwohl uns die Indianer warnten, der Fisch werde beißen, gelang es mir, den Haken aus seinem Maul zu entfernen; er fiel auf den Boden des Kanus, wo er prompt nach Jads Fersen schnappte und eine Wunde wie ein Miniaturhaiisch machte, nämlich zwei tief eindringende Halbkreise. Dieser Fisch ist in Brasilien als Paranha, bei den Indianern als Paña bekannt. Im Äußern ähnelt er unserm Sonnensich und ist wie dieser ein sehr guter Bissen. Ein großer pflegte über ein Kilo zu wiegen.

Ich kann mir vorstellen, daß die Anwesenheit des Fisches in so vielen der stillen Gewässer das Zögern erklärt, mit der dünnhäutige Tiere sie passieren. Er ist ausgerüstet mit einem scharfen Gebiß in jedem Kiefer, die wie die des Haiisches geformt sind, dem er an Raubgier gleichkommt, wenn er ihn nicht sogar überbietet. Zu Wasser wie zu Land ist er bössartig wie ein wütender Hund. In jedem Element greift er den Menschen ohne Herausforderung an. Ich bezweifle, daß ein Mensch lebendig den Versuch übersteht, einen von Pañas wimmelnden Strom zu durchschwimmen.

Oberst Theodor Roosevelt erwähnt in der Schilderung seiner südamerikanischen Reise bei der Beschreibung dieses Fisches das nicht, was ich als ein höchst eigenartiges Merkmal dieser Gattung ansehe. Es ist folgendes: der Paña gibt ein Geräusch von sich, das man nur als ein leises Bellen bezeichnen kann; es ist noch auffallender, wenn nicht schreckenerregender als sein Biß.



Mit Palmblättern gedeckte Schushütte im Urwald.



Cauchero beim Anzapfen eines Gummibaums.

Nach einigen Rudertagen wurden wir einer Anzahl Gummibäume ansichtig, die am Ufer entlang standen; wir beschloßen, die Indianer zu bewegen, uns zu zeigen, wie man sie aussucht und bearbeitet. Wir lernten die bekannten Anfangsgründe, die Bäume zu bezeichnen, den Saft zu proben, den Baum an Rinde und Blatt zu prüfen, schließlich den gefällten Stamm anzuzapfen und die Milch zu sammeln. Es war jedoch erst später, daß wir ernstlich an die Arbeit gingen.

Aber Gummimilch ist nicht die einzige, die im Amazonasgebiet fließt. Die Indianer zeigten uns am Yasuni ein Geheimnis der Wälder, das unsern ungeschulten Augen fast wie ein Wunder erschien. Einer von ihnen schlug eines Morgens ein Machete in einen großen glattrindigen rotbraunen Baum und entnahm der Wunde etwa ein halbes Liter einer Flüssigkeit, die der Milch so ähnlich an Aussehen und Geschmack war, wie man es sich nur denken kann. Er versicherte uns, sie sei gut, und zum Beweis trank er davon. Wir benutzten sie später immer für unsern Kaffee, den sie ebenso verbesserte wie die echte Milch.

Eines Tages kamen wir zu dem Schluß, der Strom müsse erheblich gefallen sein. Da wir stets in Bewegung blieben, hatten wir keine Möglichkeit zu beurteilen, um wieviel er gefallen war. Aber andauernd passierten wir so viel Hindernisse in Gestalt von gestürzten Stämmen, die von Ufer zu Ufer halb über Wasser lagen, daß wir sicher waren, richtig geurteilt zu haben. In diesen Fällen mußten wir entweder das Kanu ausräumen, mit Wasser füllen und unter dem Stamm durchschieben oder auf dem Wasserspiegel eine Lücke in den Stamm schneiden, so groß, daß der Einbaum durchkam, und glitschige Erlenrinde darauflegen. Im letztern Fall wurde so verfahren, daß man das Heck des Kanus mit Ladung und Mannschaft belud, scharf ruderte, bis es halb drüben war, und dann die ganze Last in den Bug beförderte. Auf diese Weise kamen wir leicht durch.

Das Schneiden der Lücken in diese Stämme war meine Einführung in die Schwierigkeiten, mit Hartholz umzugehen. Die Lehrzeit war um so schwieriger, als ich Neuling im Gebrauch der Art war. Jack, der seine Zeit in unsern Holzlagern des Nordens abgedient hatte, war Meister darin und er lehrte mich diese Kunst.

Die gestürzten Stämme, die den Fluß bedeckten, waren alles Hartholzbäume. Wären sie das nicht gewesen, würden sie in wenigen Monaten verfault sein (mit Ausnahme der Zeder, die einige Jahre aushält). Es kostete uns im allgemeinen zwei oder drei Stunden harte Arbeit, um eines dieser Hindernisse zu passieren.

Infolge des niedrigen Standes des Wassers beschloßen wir zu lagern und zu warten, bis Regen fallen und uns 60—90 Zentimeter mehr Wasser geben würde, um uns darin fortzubewegen. Wir waren inzwischen in gutes Gummiland gekommen und ergriffen die Gelegenheit, zu suchen, was damals das wertvollste Produkt der Wälder des Amazonas war. Wir gingen herum und bezeichneten Bäume, das einfache Verfahren, durch das der zuerst Gefommene sie für sich in Anspruch nimmt. Überall am Amazonas genügt ein einfaches Artzeichen, um allen mitzuteilen, daß der Baum in den alleinigen Besitz desjenigen übergegangen ist, der das Zeichen gemacht hat. Es ist der Viehbrand der Wälder. Aber die Gummi liefernden Flächen sind so groß, daß es selten zu einem Waffengang zwischen den Gummisuchern kommt. Was den Yasuni selbst betrifft, habe ich vom ersten bis zum letzten Tag jener Expedition nicht das geringste Zeichen eines früheren Besuchs zivilisierter Menschen gefunden. Alles, was ich an diesem Flusse von Anfang bis zu Ende sah, bestätigte meine Hoffnung, daß wir die ersten Suiracuchas (Weiße) waren, die diesen Weg gingen.

Die fünf Dumbos machten sich daran, eine kleine Lichtung zu schaffen, und bauten am rechten Ufer eine strohgedeckte Schutzhütte. In wenigen Stunden waren wir eingerichtet und unsere Vorräte gelandet und geborgen. Vor der Hütte war ein Schwimmteich mit einer Miniatursandbank. Wir hatten reichlich zu essen, und das Leben war überhaupt sehr angenehm.

Dort in jener Pfütze war es, wo wir das erste Reptil auf unserer Reise fanden, eine Anaconda, eine Gattung, durch die der Amazonas und seine Grenzländer berühmt sind. Die Anaconda, die aus der Familie der Boas stammt, ist die größte Schlange der Welt und erreicht eine Länge von 15 Meter und mehr, mit dem entsprechenden riesenhaften Umfang. Ihre Haut ist von keiner bestimmten Farbe und erscheint im allgemeinen schwarz, während die

Boa gefleckt ist und eine Färbung hat, die mit ihrer Umgebung in den Wäldern harmoniert. Die Boa wird stets an Land gefunden, die Anakonda ist eine Wasserschlange. Ihr Kopf ist in derselben Weise gebaut wie der der andern nicht giftigen Schlangen. Auf jeder Seite des Kiefers hat sie eine Reihe mächtiger Zähne, die leicht gebogen sind und nach der Kehle zu abfallen. Ihre Kiefer haken sich natürlich beim Verschlängen der Beute aus. Mund und Rachen würden in normalem Zustand nichts Größeres als ein Kaninchen bewältigen können. Wie der Python hält sie nach dem Fressen einen langen Schlaf. Merkwürdigerweise lebt sie, obwohl im wesentlichen eine Wasserschlange, hauptsächlich von Land-säugetieren.

Eines Morgens trat ich beim Baden, wie ich glaubte, auf den Boden des Teiches, als ich plötzlich fühlte, wie es unter mir sich hob. Einige Indianer waren bei mir. Da ich vermutete, auf einen Stechrochen getreten zu sein, die solche Flüsse unsicher machen, schwamm ich so schnell ich konnte nach dem Ufer und schrie den Indianern die Nachricht zu. Die Indianer am Ufer holten eiligst das Kanu und bewaffneten sich mit spitzen Stöcken, um den Fisch zu speien.

Ein Blick ins Wasser zeigte ihnen aber, was dort in Wirklichkeit lauerte. Unerfrodren griffen sie mit ihren Speeren an. Das ungeheure Reptil, das sich als 9 Meter lang erwies, setzte sich zu unserer großen Überraschung nicht zur Wehr. Nach meinen spätern Erfahrungen zu urteilen muß es gerade ins Wasser gegangen sein, nach einem langen Schlaf. Diese Meinung wurde dadurch bestätigt, daß wir in seinem Magen ein fast ganz verdautes Wild fanden; es ist aber ungewöhnlich, daß diese Ungeheuer sobald ins Wasser zurückkehren. Nachdem wir die Schlange schließlich durch einen Schuß getötet hatten, der sie ungefähr ein Meter unter den Kopf entzweischchnitt, trugen wir sie an Land. Unserer sieben hatten eine schwere Aufgabe, den sich noch krümmenden Körper herauszuziehen und auf die Sandbank zu legen. Wir häuteten die Schlange ab und hatten den ganzen Tag damit zu tun, die Haut an der untern Seite aufzuschlißen und sie Zoll für Zoll vom Fleisch zu reißen.

Die Arbeit war auch dann noch nicht fertig. Als wir endlich

das letzte des anhängenden Fleisches weggehakt hatten, um die Haut konservieren zu können, mußten wir einen Rahmen aus zwei 9 Meter langen jungen Bäumen machen, auf dem wir sie ausspannen und in die Sonne stellen konnten. Schließlich mußte noch ein Schuppen gebaut werden, um sie während des Trocknens vor dem Regen zu schützen. Als wir sie endlich so weit hatten, daß sie zu einem walzenförmigen, etwa 1 Meter hohen Paket zusammengerollt im Boot verstaут war, hätte es fast eine Meuterei gegeben. Nachdem wir sie einige Tage mitgeschleppt hatten, fingen wir an zu fürchten, daß die Insekten unser Kommen riechen würden! Tad sagte, der einzige Zweck sei, daß man beim Töten keine Spur mehr zu machen brauchte. Endlich, nach vergeblichen Versuchen, sie trocken zu erhalten, wurde die Haut in einem unserer vorübergehenden Lager den Ameisen überlassen.

Bis jetzt war noch kein Anzeichen von den Wilden zu sehen gewesen, durch die der Yasuni berühmt war. Es schien, als sei das Land von Anbeginn der Zeiten ungestört geblieben. So vollkommen war die Einsamkeit dieser Urwälder, als reisten wir durch eine andere Welt. Jungfräuliche Natur herrschte unangefochten in diesem Land der Bäume und Flüsse, das in vieler Hinsicht den Mooren des Mesozoikums gleichen mußte, die die Erde vor ungezählten Hunderttausenden von Jahren bedeckten. Ich hatte das Gefühl, daß wir jeden Augenblick an der nächsten Flußbiegung einem Brontosaurus oder einem Diplodocus begegnen könnten.

Wir kamen wieder gleichmäßig voran. Der Regen hatte den Fluß geschwellt und machte die Fahrt leichter. Die Dumbos schienen ihr früheres Grauen vor dem Ort vergessen zu haben. Wir waren zufrieden, eine Mannschaft gewonnen zu haben, wie sie im Napogebiet nicht besser gefunden werden konnte. Ich glaube, angeblich suchten wir nach Gold oder Gummi oder nach beiden, aber für mich bedeutete weder das eine noch das andere etwas. Worauf es mir ankam, war, daß wir als erste hier Bahn brachen. Tag um Tag vergruben wir uns tiefer im Unbekannten.

Die Maquisapajagd war einer unserer Hauptsporne (maqui bedeutet auf Ketschua „Hände“, sapa ist ein angehängter Superlativ; der Name wurde den Affen gegeben, die ganz aus Gliedern

zu bestehen scheinen). Der Maquisapa oder Spinnenaffe ist tief-schwarz mit weißen Flecken auf Gesicht und Kopf. Er hat einen langen Greiffschwanz und sieht aus wie ein lebendiger Strid mit fünf Enden; er bewegt sich ebenso schnell durch die Bäume, wie ein Mensch laufen kann. Daraus folgte, daß die Jagd auf diese Gattung eine anstrengende Arbeit war. Der Maquisapa bietet ebenso guten Sport wie die Geflügeljagd, denn man kann nie zu einem ruhigen Schuß kommen. Den Indianern gelingt dies, sonst könnten sie mit ihren Handelsgewehren nie einen herunterholen. Sie beschleichen sie mit einer Geschicklichkeit, die kein Weiber erreichen kann. Oft verstecken sie sich im Dickicht und rufen die Affen in deren Sprache an, bis sie auf Schußweite kommen; wir konnten dann niemals sagen, wer sprach, der Affe oder der Jumbo.

Bei der Jagd auf diese Tiere war es, daß ich einmal ein schönes Exemplar der saftgrünen Peitschenschlange sah. Gewöhnlich wird angenommen, daß diese Gattung Baumschlangen nie länger als 60 Zentimeter wird; diese maß jedoch zweifellos $1\frac{1}{2}$ Meter. Sie glitt 6 Meter über meinem Kopf einen Zweig entlang; die Indianer sagten mir, sie sei auf der Jagd nach Vogelnestern.

Nach drei Wochen näherer Bekanntschaft mit den Jumbos hatten wir eine Menge uns ganz neuer Kenntnis vom Wald gewonnen. Wir konnten jagen, fischen, rudern, mit der Ruderstange steuern und ein Lager aufschlagen, wie die besten von ihnen. Überdies gab jetzt die eintönige unermessliche Ebene schärfer ausgeprägten Ufern und leichten wellenförmigen Erhebungen Raum, die die Nähe des Hügellandes anzeigten; dort konnten wir erwarten, mehr Gummi zu finden als im Flachland. Es war jedoch stets unmöglich, eine Aussicht auf die nächste Umgegend zu gewinnen. Die höchsten Bäume sind von solch mächtigem Umfang, daß man sie nicht erklettern kann. Selbst wenn es möglich wäre, sie mit Hilfe der von den obern Ästen herabhängenden Bejucos zu erklimmen, wäre die Gefahr zu groß, von einem der giftigen Insekten gebissen zu werden, die in der Höhe hausen. Man ist ein Gefangener des Waldes.

Da kam uns der Einfall, den Fluß zu verlassen und uns eine

Tagereise, etwa 15 Kilometer weit, landeinwärts zu schlagen und ein ständiges Lager anzulegen, um von ihm aus auf die Suche nach Gummi und Infieles zu gehen. Eines Abends zogen wir das Kanu an Land und machten es dort fest, mit dem Boden nach oben, etwa drei Meter über dem Wasser. Unsere Vorräte ließen wir zurück, bis wir einen Platz für unser Hauptquartier gefunden hatten; dann tauchten wir am nächsten Morgen im Busch unter. Es schien, als könnten wir den Nasuni nie loswerden, so viele Male stießen wir wieder auf eine seiner Schleifen. Wie eine große Schlange hielt er uns umfaßt. Endlich durchwateten wir ihn verzweifelt, in der Hoffnung, auf dem andern Ufer Freiheit zu finden. Nach einem Kilometer wurden wir wieder aufgehalten. Wir schlugen eine andere Richtung ein, die uns am richtigsten dünkte, und kamen endlich von ihm los.

Nach zweistündigem Marsch sahen wir die Indianerführer haltmachen. „Schon wieder der Fluß“, dachten wir und holten sie ein, bereit von neuem zu schwimmen. Einer von ihnen streckte sein Kinn aus. Wir folgten der Richtung seiner Bewegung. Vor uns lag ein Pfad, auf dem deutlich menschliche Fußspuren im Lehm abgedruckt waren. Es war kein Zweifel über das Tier, das sie gemacht hatte. Vom Fußballen aus gingen die fünf Zehenabdrücke wie die Speichen eines Rades.

Diese Entdeckung übte eine elektrifizierende Wirkung auf uns aus. „Nun her mit den goldenen Spüleimern!“ schrie Tad.

Armer alter Tad, seine Ansicht war immer gewesen, daß Gold als das biegsamste Metall zu allen möglichen Hausgeräten von jenen Wilden benutzt werde, die wir eines Tags finden würden. Ich für meinen Teil war nicht ganz so sanguinisch, was Töpfe und Pfannen betraf, aber ich war entschlossen, zu versuchen, mich mit den Menschen anzufreunden, deren Fußspuren wir betrachteten — Menschen, die imstande sein würden, uns zu helfen, dies unbekannt Land zu erforschen und ihm seine etwaigen Schätze zu entreißen. Ein jeder Mensch hat eine wenn auch noch so kleine Anlage zur Habsucht.

Die Indianer erklärten, die Spur sei eine Jagdspur und daher lang. Sie meinten, sie führe stromauf nach dem höherliegenden Land. Wir kamen zu dem Schluß, daß wir später reichlich Zeit

haben würden, ihr nachzuforschen, und wir gingen deshalb weiter, um einen geeigneten Lagerplatz zu finden, von dem aus als Mittelpunkt das umliegende Land zu erforschen wäre. In kurzer Zeit fanden wir, was wir brauchten, eine über dem allgemeinen Niveau liegende Stelle. Wir waren jetzt durch einen etwa achtzehnstündigen Marsch von unserm Kanu getrennt und hatten einen schwierigen Weg hinter uns. Wir bauten hier eine Schutzhütte für Iad und mich und eine für die Yumbos. Kurz ehe wir die Stelle erreichten, hatte Iad einen Dungaruru geschossen, einen Vogel von der Größe eines Huhns, dessen Fleisch und Gefieder dem des Fasanen ähnelt — er war sogar für die Indianer ein seltener Fang wegen seines scheuen Wesens. Wir brieten ihn zum Abendessen über dem Feuer. Die Indianer legten großes Interesse für den Vogel an den Tag. Während wir aßen, kamen sie zu uns und erbaten sich einen Bissen, damit sie ihren Stammesgenossen erzählen konnten, sie hätten von einem der begehrtesten Beutestücke des Jägers gegessen. Jeder Mann war an dem Abend in bester Laune infolge der Aussicht, bald das zu finden, woran wir unser Herz gehängt hatten. Gold, Gummi, Infieles, alles mochte unsrer warten. Wir breiteten unsere Gummidecken aus, wickelten uns hinein und schliefen ein, mit der ganzen Welt versöhnt. Es fiel uns gar nicht ein, daß wir Wache halten sollten.

Am andern Morgen wurde ich von den Stimmen des Waldes erweckt, die mit der Dämmerung einsetzten. Ich stand auf und ließ Iad noch in seine Decken eingewickelt liegen; er mochte von jenen goldenen Eimern träumen. Ich durchschritt den Raum von etwa drei Meter, die die beiden Hütten trennte. Es waren provisorische Bauten aus einer Anzahl Palmenblätter, deren Enden in der Erde steckten und die einen schrägen Baldachin bildeten. An der offenen Seite des Schuttdaches der Yumbos blieb ich stehen; ich war wie vom Donner gerührt von dem, was ich sah.

Der Platz war leer!

Siebentes Kapitel.

Ein Schreckensmarsch.

Als ich vor dem verlassenem Obdach stand und es anstarrte, stellte ich Betrachtungen an über die Gewohnheiten der Bewohner des Amazonasgebiets. Sie schienen Überraschungen zu lieben. Ihre starke Seite war offenbar das Kunststück des Verschwindens. Damit wurden wir in zwei Monaten zum drittenmal zum besten gehalten. Es war entschieden unsere Bestimmung, für uns selber zu sorgen.

Ich kehrte zu unserm Obdach zurück und weckte Jack. Als er die Nachricht hörte, setzte er sich in den Decken auf und, seine Rede mit einigen gutgewählten Worten einleitend, sagte er etwas über die Leute, die in dieser Weltgegend keine sehr zuverlässigen Gefährten seien. Reden hatte jetzt jedoch wenig Zweck. Wir handelten. Wir packten alles auf, was uns die Dumbos gelassen hatten, und traten die Rückwanderung zum Kanu an, die uns aller Wahrscheinlichkeit nach mehr Mühe am Tage machte, als Santiago und den andern bei Nacht. Wir marschierten den ganzen Tag, so scharf wir konnten. Es war unmöglich, die Flüchtlinge dadurch abzufangen, daß wir nach einer Stelle, die weiter stromab lag als unsere Landungsstelle, abschnitten. Dank den verwickelsten Windungen des Flußlaufs konnten wir geradesogut 30 Kilometer weiter oben als weiter unten auf den Fluß stoßen. Wir hatten keine Instrumente zur Orientierung mit, und tatsächlich hat ein Kompaß in einem solchen Land wenig praktischen Wert. Selbst wenn man die allgemeine Richtung eines Flußlaufes kennt, kann der Kompaß einem nicht sagen, ob man den Fluß über oder unter einer bestimmten Stelle erreicht hat, da es unmöglich ist, in den dichten Waldungen in einer bestimmten Richtung gerade fortzumarschieren.

Abends erreichten wir, ermattet und schmutzig, unsern Landungsplatz. Wir waren nicht im mindesten überrascht zu finden, daß unser Kanu verschwunden war und damit unsere letzte Möglichkeit, die Indianer zu erwischen. Niedergeschlagen bereiteten wir unser Abendessen und gingen schlafen. Am nächsten Morgen kam mir der Gedanke, Santiago werde sich gefürchtet haben, ohne uns in unserm Kanu auf dem Napo gesehen zu werden. Es hätte unbequeme Fragen geben können, denn in Archidona existierte eine Art Behörde, die über eine primitive Polizei aus Eingeborenen verfügte. Einem Weißen ein Kanu zu stehlen, ist in jenem Land ebenso schlimm, wie im Westen der Vereinigten Staaten jemand ein Pferd zu stehlen. So beschloßen wir auf alle Fälle, dem Fluß eine kurze Strecke abwärtszufolgen und nachzusehen, ob der Einbaum irgendwo geblieben war.

Es stellte sich heraus, daß wir recht hatten. Wir fanden ihn nach ein paar Stunden. Die Dumbos hatten offenbar die Palmenart gefällt, die sich durch eine Anschwellung in der Mitte des Stammes zur hilfsweißen Herstellung zweier Kanus in wenigen Minuten eignet. Das Mark ist weich und kann leicht mit dem Machete ausgeschnitten werden; die Enden werden dann mit Schlamm verstopft. Für ein schnelles Fortkommen bei einer solchen Gelegenheit tun sie vortreffliche Dienste, aber als dauerndes Fahrzeug sind sie unbrauchbar wegen ihrer Schwere, und infolge ihres niedrigen Freibords füllen sie sich bei dem geringsten Anlaß mit Wasser und sinken.

Nun begann der zweite Abschnitt unseres Dasunt-Abenteuers. Es war eine Zeit des Leidens und der bitteren Erkenntnis, wie sehr wir in Wirklichkeit für unsere Wohlfahrt auf die Dumbos angewiesen waren; uns drohte völliges Verderben, aus dem wir schließlich in letzter Stunde durch einen glücklichen Zufall errettet wurden.

In der ersten Zeit, nachdem wir ganz auf uns angewiesen waren, ging es ganz gut. Das erste, was wir taten, war, daß wir beschloßen, die Reise stromauf fortzusetzen auf der Suche nach den Infieles, von deren Aufenthalt wir wenigstens eine Ahnung hatten. Nach dem, was Santiago gesagt hatte, berechneten wir, daß sie irgendwo nahe an den Quellen des Dasunt wohnen mußten.

Also kehrten wir um, nachdem wir das Kanu gefunden hatten, und fuhren fröhlich von dannen. Wir kamen nicht so schnell vorwärts wie zu der Zeit, da die Indianer bei uns waren; man kann sich denken, daß diese Meister in allen Arten der Fortbewegung waren. Nach und nach lernten aber auch wir Sachverständige zu werden, und nach wenigen Tagen legten wir am Tag 16 Kilometer zurück. Mehrmals standen wir Tantalusqualen aus durch den Anblick einer Windung unseres Stromes, die nur durch wenige Meter Land von uns getrennt war, aber tatsächlich zwei Tage Arbeit mit der Ruderstange kostete. Es war unmöglich, unser schweres Kanu die $4\frac{1}{2}$ Meter hohen Lehmufer hinaufzuziehen. Wir kontrollierten bei solchen Gelegenheiten unsern Fortschritt, indem wir einen Baum an der stromaufwärts gelegenen Seite des Isthmus bezeichneten, der zwischen den beiden Armen der „Saarnadel“ lag. Dieselbe Eigentümlichkeit haben die meisten Ströme des Amazonasgebiets gemein. Der Morona, dessen größten Teil ich selber erforschte, ist dafür typisch.

Eines Tags, als wir im Schutz des linken Ufers stetig weiterfuhren, rief Jack plötzlich aus:

„Da drüben liegt ein toter Alligator; machen wir, daß wir hier fortkommen.“

Ich wandte mich nach der Richtung um, in die er zeigte. Im Augenblick erkannte ich seinen Irrtum. Dort in Schlamm und Wasser, mit Fliegen, Schmetterlingen und Insekten aller Art bedeckt, lag die riesigste Anakonda, die ich mir je in meinen wildesten Träumen hätte vorstellen können. Über $3\frac{1}{2}$ Meter ihrer Länge waren im Schlamm am Ufer ausgestreckt, der Rest lag in dem klaren seichten Wasser, eine Riesenschlinge davon unter unserm Kanu. Ich habe seitdem die Geschichte von ihrer Länge viele Male erzählt, und sie ist mir fast nie geglaubt worden. Gewiß ist, daß sie 15 Meter maß, wahrscheinlich aber 18. Dies kann ich aus ihrer Lage schließen. Unser Kanu war $7\frac{1}{4}$ Meter lang, der Kopf der Schlange befand sich ungefähr $3\frac{1}{2}$ Meter jenseits des Bugs, der Schweif gut $1\frac{1}{4}$ Meter jenseits des Hecks, die Mitte des Körpers war in ein riesiges S geschlungen, dessen Länge die unseres Einbaums hatte und gut $1\frac{1}{2}$ Meter breit war.

Es ist hier am Platz zu bemerken, daß Waterton davon spricht,

es würden bis zu 12 Meter lange Reptile getötet, während, wie er sagt, die Spanier des Droonoqui ausdrücklich bestätigen, daß sie 21, sogar 24 Meter erreichen und daß diese Ungeheuer den stärksten Ochsen töten können.

Ich befand mich im See, wo ich die Gewehre nicht erreichen konnte, und rief daher Jack zu, er solle schießen. Er langte nach seiner Waffe, aber das Geräusch, das er beim Herumkramen in den Geräten machte, beunruhigte die Schlange. Das Wasser wirbelte so hoch auf, daß es uns beinahe zum Kentern gebracht hätte, und die Schlange verschwand. Die Behendigkeit, mit der sie sich bewegte, war im Hinblick auf ihren großen Umfang verblüffend und stand in auffallendem Gegensatz zu der Schlange, die wir abgehäutet hatten. Wenn ich daran dachte, wie der kopflose Körper der Letztern sich nach der Tötung um meine Beine gewickelt und diese in der letzten Zusammenziehung der sterbenden Muskeln fast zerbrochen hatte, konnte ich mir vorstellen, was uns geschehen wäre, wenn jene Riesenbestie in ihrer kopflosen Flucht sich um unser Kanu gewickelt hätte. Wie vollkommen hilflos wäre der stärkste Mann in den Schlingen eines solchen Ungeheuers!

Ein Monat war vergangen; wir fanden allmählich, daß wir das Kanufahren gründlich gelernt hatten. Wir hatten einige neue Anzeichen als Beweis der Anwesenheit der Wilden gefunden. Zweimal entdeckten wir Brücken über den Strom; sie bestanden aus zwei überhängenden großen Ästen, die mit Bejuco zusammengebunden waren, ein roher aber sicherer Übergang bei Hochwasser. Wir sahen noch mehr Spuren, aber nie ein Anzeichen von einem Wohnhaus. Da wir sicher waren, den Indianerstamm noch weiter stromauf zu finden, eilten wir vorwärts. Die Schifffahrt wurde immer schwieriger, je weiter wir kamen. Der Fluß ging hoch, höher als wir wußten.

Eines Nachts machten wir wie gewöhnlich an einem überhängenden Ast fest. Nachdem wir gefocht und ein Obdach gebaut hatten, brachten wir alle Gerätschaften, Handwerkszeug und Gewehre ins Boot zurück, wo sie durch die Hülle aus Palmblättern (*armariaris* ist am obern Amazonas der Name dafür) mehr Schutz gegen die allgemeine Feuchtigkeit hatten. Das Kanu war zu unsern Füßen festgemacht. Nach der harten Tagesarbeit

schließen wir tief, ohne die leiseste Ahnung von der Tragödie, die sich abspielen sollte. Stunde um Stunde fiel das Wasser, Stunde um Stunde wurde das Tau straffer. Lange Zeit müssen die Vorräte dem fortwährenden Druck der Schwere widerstanden haben, während das Kanu sich nach und nach der senkrechten Stellung näherte, da es schon lange das Ende des Taus erreicht hatte. Endlich, in den frühen Morgenstunden, glitt alles, was wir besaßen, außer zwei Machete und einer halben Flasche Sirup, in einer Unglückslawine ins Wasser. Hätten wir nur an dem Abend den Aft nicht so sorgfältig ausgesucht. Wie leicht hätte er warnend krachen können, als er sich in der Spannung bog!

Als wir erwachten, blickten wir $4\frac{1}{2}$ Meter unter uns auf das Wasser hinab. Langsam nur dämmerte uns die Wahrheit. Wir befanden uns sechzig Tage stromauf von der nächsten Station, ohne irgendwelche Nahrungsmittel, ohne die Möglichkeit, solche zu bekommen. Zu unsern Füßen lagen unsere beiden Dedes, die beiden Machete und die Sirupflasche, die wir durch Zufall versäumt hatten, mit ins Boot zurückzulegen, die einzigen Überreste unserer Ausrüstung! Sack, immer Philosoph, warf einen einzigen grimmigen Blick auf das überhängende Kanu und wandte sich ab.

„Ach, du lieber Himmel!“, murmelte er. Es war so ziemlich alles, was man dabei sagen konnte. Die Aussicht war hoffnungslos. Wir konnten nicht erwarten, aus diesem tiefen schlammigen Fluß ein einziges Stück zu retten. Was aber schwamm, war bereits viele Kilometer weit fort. Fort waren unsere Gewehre, fort unsere Vorräte, hoffnungslos im Schlick eingebettet, mehrere Meter unter eilig dahinfließendem Wasser. Wir dachten daran, danach zu tauchen, und wäre das Wasser still gewesen, hätten wir wenigstens Gewehre und Munition retten können; aber die schlammige Strömung hätte uns, lange bevor wir auf Grund kamen, fortgerissen.

In vierzehn Tagen hätten wir den Napo erreichen können, falls wir Nahrungsmittel gehabt hätten, ohne diese war es unmöglich. Wir überlegten die Sache eine Weile hin und her und kamen zu dem Schluß, unsere einzige Hoffnung sei, die erste Spur, die wir finden konnten, so schnell als möglich zu verfolgen. Wir waren ein Opfer jener Tücke geworden, die (hätten wir es vorher

gewußt) charakteristisch ist für alle kleinen tropischen Flüsse in Amerika während der Regenzeit.

Barfuß, barhäuptig, nur mit baumwollenen Hemden und Hosen bekleidet, machten wir uns auf den Weg mit unsern Decken, den Machete und der armseligen Sirupflasche.

Welche Aussichten! Wir hatten nur drei Spuren gesehen, seitdem wir auf dem Yasuni waren, und diese waren viele Kilometer weit entfernt; unsere einzige Hoffnung war, uns in die Wälder zu schlagen, fort von dem verwünschten Fluß, der uns der Mittel beraubt hatte, unser Leben zu fristen.

Mit dem einzigen Gedanken, immer weiterzugehen, so rasch wir nur konnten, bis unsere Kraft erlahmte, drangen wir durch das Dschungel vorwärts, ohne unsern Weg zu bezeichnen. Was hätte es auch für einen Zweck gehabt, wenn die Wiederkehr nichts nützte! Wenn irgendwo, lag hier unsere Rettung vor uns. Zeit war für uns das kostbarste Ding der Welt. Wir legten eine tüchtige Strecke zurück, aber die Dornen, die überall wuchsen, bereiteten uns viel Beschwerden. Zuerst blieben wir stehen, um sie aus den Füßen zu ziehen. Nach dem ersten Tagemarsch kümmerten wir uns jedoch nicht mehr darum, wo wir hintraten, und drängten uns in gerader Richtung (wie wir glaubten) vor, ohne Rücksicht auf Dornen oder sonstige Hindernisse. Die Sirupflasche tranken wir am ersten Tag leer, spülten sie aus und tranken das Wasser mehrere Male, bevor wir die Flasche fortwarfen. Es regnete unaufhörlich. Der Wald war unsagbar trübselig. Die Erde war ein einziger vollgesogener Morast, alle paar Meter weit standen Teiche.

Als es Nacht wurde, schnitten wir einige Blätter von einer Palme ab und säuberten ein Plätzchen mehr oder weniger, um darauf zu schlafen. Wir krochen zusammen unter unsere schweren, von Wasser vollgesogenen Decken und breiteten noch eine Lage Palmblätter über uns. Auf diese Weise sammelten wir genügend Wärme, um eine behagliche Nacht verbringen zu können. Am Morgen waren wir erfrischt, fühlten aber ein Jucken am ganzen Körper, teils von der Menge von Kratzern, die wir uns auf dem Marsch zugezogen hatten, teils vom Scheuern unserer nassen Lasten. Da wir nichts zu essen hatten, machten wir uns gleich wieder auf den Weg.

zu schwer auf uns. Wir müssen an jenem Tag jede Stunde gerastet haben. Beim Eintritt der Nacht waren wir gänzlich erschöpft und nur mit Schwierigkeit brachten wir es fertig, ein Bett von Blättern herzurichten. Die ganze Nacht fiel der Regen stärker als je.

Am fünften Morgen erwachten wir in einer Pfütze. Auf unsere Füße taumelnd, brachen wir auf, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Während dieses Morgens verließ uns auch der letzte Rest unserer Kräfte. Ungefähr gegen Mittag rannten wir gegen eine Mauer von dornigen Bambusheden. Der dichteste Stacheldrahtzaun ist kein schlimmeres Hindernis. Wir waren so gut wie nackt und kaum imstande, uns aufrechtzuerhalten; daher blieben wir vor der Hede stehen. Meine Knie wankten, und ich sank auf die Erde, ohne auf Tads Flehen zu achten, noch zu sehen, was auf der andern Seite sei. Ich murmelte etwas wie „erst einmal schlafen“ und vergaß rasch alles um mich. Ein Held, der er war, griff Tads diese furchtbare Dornenhede an. Wie es ihm gelang, hindurchzukommen, weiß ich nicht.

Das Nächste, was ich wußte, war, daß er mich mit dem Fuß anstieß und mich anschrte:

„Um Gottes willen, Mensch, steh' auf! Ich habe einen Weg gefunden — so breit wie der Broadwan!“



Eingeborene Caucheros.



Anakonda auf der Lauer.

Achtes Kapitel.

Ein Gespenstervolk.

„Na, hoffentlich wird dieser Kunde nicht zu Hause sein, wenn wir erscheinen.“

Sad zeigte, während er sprach, auf eine riesige Fußspur.

Die Botschaft, die er mir brachte, als ich halb bewußtlos dalag, hatte eine wunderbare Wirkung auf meine Beinmuskeln. Sie gehorchten wieder meinem Willen, und im Nu war ich auf den Füßen und wankte meinem Gefährten durch die Luke in der Hede nach, die er mit dem letzten Aufwand seiner Kräfte durchbrochen hatte. Ohne Rücksicht auf unsere schmerzenden Wunden, die durch die grausamen Dornen wieder aufgerissen wurden, waren wir hindurchgebrochen und befanden uns auf einer merkwürdigen Waldstraße. Es war ein sauber ausgeschnittener Tunnel, von einer Seite zur andern kein Zentimeter weniger als fünf Meter breit. Er war von diesen verborgenen Menschen gemacht, nach denen wir schon so lange gesucht hatten, und war mit solcher Sorgfalt und in so großem Maßstab angelegt, wie ich es weder vorher noch nachher wieder gefunden habe. Es war, als sei ein Haus durch den Urwald gezogen worden. Den Zweck konnte ich nie feststellen. Die Straße war einzig in ihrer Art, nicht nur wegen ihrer Breite, sondern auch wegen ihrer großen Länge, die wenigstens 1½ Kilometer betrug; zum größten Teil verlief sie schnurgerade. Die einzig mögliche Erklärung für ihr Vorhandensein, die ich geben kann, ist die, daß es die erste Anlage einer ungewöhnlich großen Chacta gewesen sein mag.

Wie es auch sein mochte, dieser Anblick brachte uns beiden neues Leben. Wir schleppten uns weiter, bereit, weitere hundert Kilometer zu marschieren! Irgend etwas mußte am Ende eines so großen, neuen Weges sein.

Unter den zahllosen frischen Fußspuren von Männern, Frauen und Kindern, die der Weg aufwies, stach der riesige Fußabdruck hervor, dem Jads Bemerkung gegolten hatte. Wir mußten uns zunächst entscheiden, ob wir der „Menschenmenge“ folgen wollten oder nicht. Die große Mehrzahl der Spuren führte vom Fluß ab; also beschloßen wir, unser Glück in der entgegengesetzten Richtung zu versuchen, da wir ja gänzlich in die Hand der Wilden gegeben waren, wo immer wir sie finden mochten. Wir wandten uns nach rechts und marschierten so rasch als möglich, erfüllt von dem Gedanken an das Obdach und an die Nahrung, die wir finden würden.

Nachdem wir etwa 500 Meter zurückgelegt hatten, sahen wir nicht weit vor uns die unverkennbare Helligkeit einer Rodung. Wenige Minuten später waren wir draußen im Freien und starrten auf Reihen von Bananenstauden, Yuca, Jams, süße Kartoffeln, auf alles, was unser Herz begehrte. Die Chacra umfaßte etwa 1½ Hektar; in einer Ecke stand ein Haus. Dies fanden wir, nachdem wir den Weg durch die Rodung verfolgt hatten, die an sich ein Miniaturwald von Kulturpflanzen war. Etwa 10 Meter vor der Giebelwand machten wir halt und starrten an, was entweder unsere Rettung oder unsern endgültigen Untergang bedeuten konnte. Als wir im strömenden Regen fröstelnd dastanden, dürften wir nicht gerade als ein furchterregendes Paar erschienen sein. Sicherlich würde kein menschliches Wesen vor uns Angst haben! So dachte Jads, der vorschlug, wir sollten einfach hineingehen, als ob wir zum Stamme gehörten, und etwas zum Essen zu erwischen suchen. Ich dagegen meinte, wir sollten ein Gebrüll ausstoßen, das Haus stürmen und dann das Beste hoffen.

„Besser erst drinnen sein und dann brüllen,“ erwiderte Jads, „so daß sie uns hören können.“

Seine Ansicht gab den Ausschlag. Ich ging die wenigen Meter bis zum Haus voran und riß die Palmblätter auseinander, die die als Tür dienende Öffnung verdeckten. Ich trat ein und befand mich im Dunkeln. Jads, der mit seiner Machete dicht dahinterstand, hieb ein Loch in die Wand und ließ Licht herein.

Wir waren allein. Das einzimmerige Haus war einige 12 Meter lang und halb so breit. Das erste, was wir sahen,

war Mais; die Kolbenbündel hingen paarweise zusammengebunden von den Dachsparren herab. Daneben gab es Bündel von Bananen und Pisang in verschiedenen Reifegraden und Körbe mit wilden Früchten.

Wie wir sahen, war das Haus eigentlich nichts als ein großer Giebel, dessen abfallendes Dach zu beiden Seiten auf die Erde reichte. Nachdem wir uns gegen Überraschungen gesichert hatten, gingen wir daran, Feuer zu machen. Während Jack mit dem Feueranzünder der Wilden hantierte, begann ich die Rauchfänge nach Fleisch zu durchforschen. Wir waren nicht in der Verfassung, frisches Obst zu essen — wir brauchten warme, gekochte Nahrung. Als ich auf eine der Feuerstellen trat, verbrannte ich mir den Fuß. Beim Suchen in der Asche entdeckte ich einige glimmende Kohlen, die wir gleich zur Glut ansachten. Wir schleppten die Steine zur Sicherheit in die Mitte des Hauses und machten ein gewaltiges Feuer an. Bald waren wir dabei Mais zu rösten, Pisang und Kaffave zu braten und dabei die gesegnete Wärme in uns aufzunehmen. Wie herrlich war das! Ich brauche mich nicht darüber auszulassen, was das für uns bedeutete.

Wir sahen uns um und nahmen das Inventar des Innern auf. Das Dach stak voller Speere, schön aus Chontaholz gemacht und mit Federbüscheln des Lumbiqui (Tukan) verziert. Neben Haufen von ziegelroten, runden Töpfen lagen Steinbeile mit hölzernen Griffen. Zubehör zum Feuermachen war in einer Ecke verwahrt. Roh angefertigte Blasrohre lagen auf den Querbalken. Eine kleine Menge Masata war in einem der Töpfe aufbewahrt. Ein Duzend steinerner Feuerstellen war rings im Hause an den Seiten verteilt; über jeder hing ein Gestell aus kleinen Stäben vom Dach herab. Schalen aus entzweigedesschnittenen Kürbissen lagen da und dort herum. Von Möbeln war absolut nichts vorhanden, auch keine Anzeichen von Spinn- oder Webvorrichtungen, nicht einmal Matten auf dem Lehmfußboden. Das Haus war in ordentlichem Zustand, ganz als ob die Bewohner plötzlich aus ihrem Alltagsleben fortgegangen wären.

Wir kamen beim Nachdenken zu dem Schluß, daß sie nicht länger als achtundvierzig Stunden vor unserer Besitzergreifung fort sein konnten, denn länger hätten sich die Kohlen nicht heiß

erhalten. Ohne Zweifel hatten sie unsere Schüsse auf der Jagd unten am Yasuni gehört und waren in völliger Unwissenheit über alles, was die Außenwelt betraf, vor unserer Annäherung geflohen. Ob sie zurückkehren würden, war eine offene Frage. Es schien wahrscheinlich, daß sie jedenfalls zu irgendeiner Zeit wiederkommen würden, um sich zu überzeugen, was aus ihrer Heimstätte geworden war.

Gänzlich unbekannt mit der Natur und den Gewohnheiten der Wilden, waren wir natürlich geneigt, soviel Vorsichtsmaßregeln wie möglich zu treffen für den Fall des wahrscheinlichen Besuchs der rechtmäßigen Eigentümer der beschlagnahmten Wohnung. So schliefen wir neben so viel Waffen, als wir deren habhaft werden konnten, ich auf einem Bett von Speeren, die in etwa 2 Meter Höhe von Balken zu Balken gelegt waren, Sad am Feuer, sein Machete und einen Speer in der Hand. Um mich vor der scharfen Schneide der dreikantigen Speere zu schützen, bedeckte ich sie mit mehreren Lagen des Materials, das dem Menschen des Amazonasgebiets das Wohnen allein möglich macht, mit den Blättern der allgegenwärtigen Palme.

So traten wir in den dritten Abschnitt unserer Expedition ein.

Drei Wochen lebten wir in unserm neuen Heim. Diese ganze Zeit über ließen wir es nie aus den Augen, und wenn wir aus unserm Schutz heraustraten, war es nur, um Wurzeln in der Chacra auszugraben und Brennholz zu sammeln. Es ging uns schlecht. Die judenden Schwären, mit denen wir bedeckt waren, machten uns fast rasend, nun unser Blut wieder zu zirkulieren angefangen hatte. Sie hatten sich über den ganzen Körper verbreitet, bis wir die Qual kaum aushalten konnten. Auch unsere Füße eiterten von den Dornen, die unter die Haut eingedrungen waren. Wir verbrachten die meiste Zeit damit, zu versuchen, sie mit Hilfe des Machete herauszuziehen, und nach und nach gelang es auch, uns von ihnen zu befreien. Die Eiterung (chig-chig, wie die Indianer sagen) brauchte lange Zeit, bis wir sie loswurden. Unsere Nägel loderten sich, und eine wässrige Flüssigkeit sonderte sich unter ihnen ab, ebenso von den Beulen, mit denen unsere Füße bedeckt waren, und selbst an den Stellen zwischen den Zehen. Die Flüssigkeit verbreitete einen besonders widrigen Geruch. Die Zeit

und unsere eigenen Maßregeln waren die einzigen Heilmittel, über die wir verfügten. Während wir die Schmerzen in den Füßen, so arg sie waren, ertragen konnten, galt es sofort ein Mittel gegen das Tuden unseres Körpers zu finden, sollten wir nicht wahnsinnig werden. Es fiel uns ein, daß nichts über eine bestimmte Temperatur hinaus am Leben bleiben kann und daß wir den Mikroben in unserer Haut verhältnismäßig leicht mit Hitze zu Leib rücken konnten. So verfielen wir auf ein wirksames Mittel, sie loszuwerden. Wir behandelten uns abwechselnd gegenseitig, indem wir Bananenhäute im Feuer erhitzen und sie so lange an die Beulen hielten, bis sich eine Blase bildete. Dieses Verfahren war natürlich schmerzhaft, aber wir waren froh, das unleidliche Tuden loszuwerden, sogar um den Preis einer Verbrennung. Eine Vorsicht mußten wir gebrauchen — die Haut der Blase nicht zu öffnen, damit nicht eine schlimmere Blutvergiftung als die erste eintreten konnte.

Wären die Wilden zu jener Zeit zurückgekommen, dann hätten sie einen von uns rittlings auf dem ausgestreckten Körper des andern gefunden und gesehen, wie er ihn feierlich mit Feuer folterte. Bei der erstaunlichen Anpassungsfähigkeit des menschlichen Organismus wurden unsere Nerven diese Behandlung so gewöhnt, daß sie uns gegen das Ende keine Schmerzen mehr machte. Im Gegenteil, wir stritten uns um das Vorrecht, an die Reihe zu kommen.

Inzwischen hatten sich unsere Füße durch beständiges Baden in heißem Wasser gebessert, und es blieb nichts anderes übrig, als geduldig zu warten.

Wir waren natürlich so gut wie nackt, da wir fast alle Reste unserer Kleidung zu Verbänden verbraucht hatten. Am Hals und Gürtel hingen jedoch noch die Fegen der Baumwollhemden und Hosen besserer Zeiten, aus denen wir einige unsaubere Streifen zurechtgemacht hatten.

Obwohl wir während der ganzen Zeit unserer Rekoneszenz niemals ein Anzeichen der Infieles sahen, ist es so gut wie sicher, daß ihre Rundschafter unsere Bewegungen die ganze Zeit vom Waldbrand aus beobachteten. Im Lichte meiner spätern Erfahrungen mit diesen namenlosen, unbekanntem Menschen bin ich nicht überrascht, daß wir unbehelligt leben konnten. Ich glaube, sie stehen

auf einer so tiefen Stufe der Entwicklung, wie es menschlichen Wesen überhaupt möglich ist. Sie wohnen an Flußläufen, haben aber weder Kanus noch Flöße und fangen anscheinend keine Fische. Wir begegneten niemals einer Spur selbst der primitivsten Zimmermannsarbeit, ihre Häuser ausgenommen; diese waren, wie schon gesagt, in der Weise gebaut worden, daß man junge Bäume an einen gemeinsamen, von zwei Pfosten getragenen Dachbalken lehnt und diese einfachen Fachwerkrahmen mit Palmblättern deckt. Ihre Häuser stehen immer mit den Giebeln von Osten nach Westen, wie ich annehme aus Gründen des Aberglaubens, denn sie lassen niemals Licht hinein.

Daß sie gar keine Kleidung tragen, wird durch das Fehlen von Webstühlen in ihren Häusern bewiesen und durch den flüchtigen Schimmer, den wir von ihnen erhaschten, wenn sie sich bei unserm Näherkommen in die Wälder stürzten. Sie gehören der Steinzeit an, und die Benutzung irgendeines Metalles ist ihnen fremd, sogar die des Goldes, zu Tads Ärger. Als Waffen haben sie nichts als den Speer und das Blasrohr. Sie kauern und schlafen auf der nackten Erde, selbst die einfachste Form von Möbeln ist ihnen unbekannt. Niemals sah ich Musikinstrumente wie das Tam-tam oder die Rohrpfefe, die bei den vorgeschrittenen Iwaros verwendet werden. Später hörte ich etwas mehr über ihre Religion.

Sie begraben ihre Toten einzeln in den Wäldern. Die Leiche wird in sitzender Stellung beerdigt, wie bei den alten Inkas, und ein Miniaturhaus wird darüber erbaut; ein Topf Masata wird über dem Toten aufgestellt. Offenbar verehren oder fürchten sie die Toten. Nachdem wir einige Monate im Lande gewesen waren und ein Lager am Fluß gebaut hatten, stieß ich einst auf ein Grab in der Nähe des Wegs, und aus Neugier, um genauer zu sehen, welcher Art heute die Wilden seien, fing ich an nachzugraben. Wenige Zentimeter tief stieß ich mit dem Spaten durch die Kruste von trockenem Lehm, die sozusagen den Deckel der Grabhöhlung bildet, in der der Tote lag.

Hier war endlich einer von ihnen, der mir nicht davonlaufen konnte! Ich sah den Kopf und fand, als ich ihn aus dem Grabe zog, daß das lange, straffe, schwarze Haar noch am Schädel hing.

Ich wollte den Kopf als Kuriosität aufbewahren; ich nahm ihn daher mit ins Lager und hing ihn im Hause auf. Binnen vierundzwanzig Stunden hatten die Wilden in unserer Abwesenheit den Platz aufgesucht, meine Trophäe weggenommen und wieder ins Grab zurückgelegt. Das war das einzige Mal, das sie genug Mut aufbrachten, unsere Behausung zu betreten. Ihre Entrüstung muß sehr groß gewesen sein, daß sie ihre Angst vor uns überwandten.

Schmutz des Körpers, ein bei den Wilden sonst so allgemeiner Brauch, ist ihnen, soweit ich beobachten konnte, unbekannt. Infolge ihrer Ablehnung, mit uns in Verkehr zu treten, blieb uns so vieles über diese Menschen und ihre Lebensgewohnheiten verborgen, daß ich verhältnismäßig wenig von ihnen weiß. Die meisten meiner Beobachtungen über ihre Lebensweise sind notwendigerweise nur Schlüsse, die wir aus der Untersuchung ihrer Häuser und Chacras zogen. Ihre Scheu war nicht zu überwinden; es mochte scheinen, daß sie sich aus der Welt geflüchtet hatten und alle Menschen als ihre Feinde betrachteten (es sei denn, daß sie uns für Teufel hielten, was auch nicht unwahrscheinlich ist). Ohne Zweifel waren sie durch ihre kriegerischen Nachbarn in die tiefsten Tiefen ihrer Waldheimat gescheucht worden. Daß sie den Krieg nicht lieben, ist sicher.

Hätten wir über eine so reiche Kenntnis des Waldes verfügt wie sie, so hätten wir einen von ihnen fangen und das Eis brechen können. Tatsächlich verließen wir ihr Land, ohne durch ein einziges Wort oder eine Miene mit ihnen in Verkehr getreten zu sein. Daher rührt es, daß ich von diesem Stamm, der mit vielen andern in den undurchdringlichen Weiten der Wälder zwischen Kolumbia und Argentinien vergraben ist, nur eine ganz unvollständige Skizze geben kann.

Doch zurück zu meinem Bericht! Am Ende einer dreiwöchigen vegetarischen Ernährung und nach sorgfältiger Pflege erholten wir uns von den Folgen unseres Fünftagemarsches vollständig. Nun waren wir wieder imstande, unsere Aufmerksamkeit dem Gummisuchen in den Wäldern zuzuwenden, und wir begannen die zahlreichen Pfade zu erforschen, die das höher gelegene Land wenige Kilometer von unserm Hauptquartier durchzogen. Wir

waren unumschränkte Herren des ganzen Distrikts. Sicherlich hat nie eine in fremdes Land gedrungene Macht einen leichtern Sieg gehabt als wir. Ich möchte jedoch nicht den Eindruck erwecken, als ob wir uns freuten, so ganz allein gelassen zu werden, zu einer Zeit, da wir noch hofften, freundschaftliche Beziehungen zu jenen gespensterhaften Menschen anzubahnen, die überall waren, von denen wir aber niemals mehr als einen flüchtigen Blick erhaschen konnten. Wir waren weit davon, überzeugt zu sein, daß wir niemals die Schranke beseitigen würden, die Angst und Aberglaube vor uns aufgerichtet hatten.

Als sollte uns ein Begriff davon gegeben werden, was das Land uns zu bieten hatte, hatte die Natur den größten Gummibaum, den ich jemals gesehen habe, gerade an den Rand der Pflanzung gepflanzt, auf der wir wohnten. Die Gummibäume in jenem Teil der Welt, deren Erzeugnis als Kautschuk bekannt ist, wachsen auf nicht überschwemmtem Boden, zum Unterschied von der Seringa, die in den Tiefländern des untern Amazonas gedeiht. Die erstere Gattung kommt einzeln im Wald verstreut vor, während die letztere in Hainen von Hunderten von Bäumen gefunden wird. Die Kautschukbäume werden nicht durch Abzapfen bearbeitet, mit Rücksicht auf die große Entfernung, die zurückgelegt werden müßte, um dieselbe Menge Milch zu sammeln, die von einem einzigen Seringal, wie die Haine örtlich bezeichnet werden, gewonnen werden kann. Während man nur wenige Kilometer zu wandern hätte, um hundert Seringas anzuzapfen, würde man wahrscheinlich auf jeden einzelnen Kautschukbaum fast zwei Kilometer rechnen müssen.

Aus all diesem folgt, daß es nicht der Mühe wert ist, die kleinern Bäume zu bearbeiten, die im Vergleich mit der Zeit, die auf das Sammeln verwendet wird, zu wenig einbringen. Die Bäume werden, anstatt angezapft zu werden, gleich umgehauen und zerstückelt; der ganze Stamm und die großen Äste werden in kurzen Zwischenräumen mit Ringen versehen und bis auf den letzten Tropfen Saft zur Ader gelassen.

Obwohl dies das einzige Verfahren ist, das in den Wäldern tatsächlich Erfolg hat, wird derselbe Baum manchmal, aber nicht allgemein, in Zentralamerika und Mexiko angepflanzt; hier werden die Bäume natürlich in entsprechender Entfernung für das Ab-

zapfen gepflanzt und bilden nach etwa zehn Jahren eine sichere Einnahmequelle für ihre Besitzer.

Wir fanden es nie der Mühe wert, einen Kautschukbaum zu bearbeiten, der unter $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Meter Durchmesser am Boden hatte, falls er sich nicht zufällig in der Nähe größerer Bäume befand, die wir ausgewählt hatten. Ein wirklich einträglicher Baum hat gewöhnlich einen Durchmesser von 60 oder 90 Zentimeter gerade über dem Punkt, von dem die Wurzeln nach allen Seiten ausgehen, und einen 6 bis 15 Meter hohen Stamm, bevor die ersten Äste sich abzweigen. Die Rinde eines Stammes von dieser Größe ist zwischen 2 bis $3\frac{3}{4}$ Zentimeter dick, glatt, schwammig und von gelblich grauer Farbe. Die Gummimilch ist in der Rinde enthalten.

Der große Baum, der in unserer Richtung in der Erde stand, lieferte allein 70 Kilo Gummi; er ist ein paar Worte wert. Er war gut 36 Meter hoch. Die Höhe von der Erde bis zur Ansatzstelle der flachen, abfallenden Wurzeln, die den Riesen trugen, belief sich auf 3 Meter.

Die Wurzeln des Kautschukbaums gehen nicht tief in die Erde, sondern breiten sich an der Oberfläche aus und nehmen eine große Fläche ein; im Falle dieses besondern Baumes war es ein Kreis, dessen Halbmesser die halbe Höhe des Baumes selbst betrug. Die Bäume werden im tiefsten Didicht des Waldes entdeckt, indem man den Erdboden nach diesen leuchtend gelben Wurzeln absucht und ihnen folgt.

Die Stärke der Wurzeln und der Umstand, daß es unbequem ist, sie unterhalb ihrer Ausgangsstelle abzuschneiden, machte es nötig, ein Gestell zum Hacken zu errichten. Dies stellten wir unmitttelbar über ihnen auf. Ein gespaltener, etwa 2 Meter langer junger Baum wurde in einen Schlig, der in den Stamm geschnitten war, eingeführt und, auf seiner flachen Seite stehend, hatten wir darauflos. Es war für uns die Arbeit eines ganzen Tages, das Gestell aufzurichten und den Baum zu fällen. Der Einschnitt mußte etwa ein Meter hoch sein, bevor der Baum fiel. Als dieser zu krachen anfang, mußten wir eiligst davonlaufen, um aus dem Gefahrenbereich herauszukommen, denn er riß eine Anzahl kleine Bäume mit, deren Zweige durch ein Netzwerk von Lianen mit ihm verwickelt waren,

und durch seinen Fall schlug er eine kleine Lichtung. Vierundzwanzig Stunden lang konnten wir keine weitere Arbeit unternehmen, wegen der Myriaden von aufgestörten Insekten, die überall umherschwärzten.

Am andern Tag kamen wir wieder und begannen aufzuräumen. Der Stamm unseres Kautschukbaums war kaum sichtbar in dem Gewirr großer und kleiner Vegetation, die auf dem gefällten Riesen lag. Das Werk zweier weiterer Tage war es, einen Raum um den Stamm und den Stumpf herauszuschneiden, eine Arbeit, die notwendig war, damit wir genug Platz zum Abzapfen der kostbaren Milch erhielten. Dann endlich begann der eigentliche Vorgang des Gummisammelns. Nachdem wir die Vegetation unter dem Stamm weggeräumt hatten, stampften wir eine Reihe von Vertiefungen in den gesäuberten Erdboden; über jedem dieser Brunnen wurde ein breiter Ring in Form eines V in die Rinde geschnitten, aus dem das schneeweiße, milchige Saft in stetigem Fluß strömte.

Überall machten wir diese Einschnitte, in Stamm, Wurzeln und Stumpf. Nach Ablauf einer Woche kehrten wir zurück, das nunmehr hartgewordene Gummi zu sammeln. Jedem Brunnen entnahmen wir einen großen, etwa 5 Zentimeter dicken, 75 Zentimeter breiten Pfannkuchen, während wir aus den Einschnitten selbst lange dreieckige Stride zogen, die sich gebildet hatten, als das Ausströmen aufhörte. Schließlich reinigten wir die Oberfläche des Gummis und machten feste Bälle daraus, indem wir die Stride um die Pfannkuchen wickelten.

Ich habe die Art und Weise, wie wir diesen großen Baum anpacten, geschildert, weil sie typisch ist für die vielen Arbeitsmonate, die wir am Dajuni verbrachten. Natürlich bin ich damit verschiedenen Begebenheiten vorausgeeilt, die sich kurz nach dem Zeitpunkt zutrug, die meine Erzählung erreicht hatte. Wir waren damals nicht im Besitz irgendwelcher Werkzeuge oder Geräte außer unsern beiden Macheten; wie wir diesem Mangel abhalfen, will ich kurz berichten.

Die Nachforschungen, die wir gleich nach unserer Genesung anstellten, ergaben so gute Resultate, daß wir beschlossen, lange genug in der Gegend zu bleiben, um eine ansehnliche Anzahl

Bäume zu bezeichnen, und dann stromab zu gehen, um uns neu auszustatten. Auf diese Arbeit verwandten wir drei oder vier Monate; wir begaben uns von einer Chacra zur andern, schlüpfen in die Hütten der Wilden, die sie bei unserer Ankunft stets verließen (eine sehr bequeme Einrichtung), und lebten von den Gemüsen und Früchten, die sie gepflanzt hatten. Als wir schließlich einen guten Pfad entdeckt hatten, der vom Ufer des Yasuni zur ersten Chacra, die wir fanden, führte, erschien es uns am besten, einen ständigen Mittelpunkt für unsere spätern Unternehmungen zu bauen; wir taten dies auch. Aus diesem Haus holten sich die Wilden den Kopf ihres toten Kameraden.

Dort lebten wir, ehe wir zu Andrades Station zurückkehrten, nach meinen spätern Berechnungen etwa vom Juni bis Ende Oktober 1897. Solange wir jedoch in diesen Wäldern lebendig begraben waren, gaben wir uns keine Rechenschaft davon, wie die Tage, Wochen und Monate vergingen. Es war ein merkwürdiges Erlebnis, dieses letzte Zerreißen des Zusammenhangs mit der Außenwelt. Die Zeit ist das eine gemeinsame Interesse, daß die von der Zivilisation Abgeschnittenen mit den Zurückbleibenden verbindet — die beherrschende Kraft, die das Leben aller Menschen regelt, in welchem dunklen Winkel der Erde sie sich auch immer verstedten mögen, eine unwiderstehliche Macht, der alle gehorchen müssen. Aber wir beiden Weltverlorenen in diesen unergründlichen fernen Wäldern lehnten es sozusagen ab, dieses Unvermeidliche auf uns zu nehmen. Vielleicht vergaßen wir manchmal sogar, daß die Zeit vergeht. Jedenfalls war es uns vollkommen gleichgültig.

Unsere feste Basis war ein großer Fortschritt gegen die Häuser der Wilden. Wir rodeten eine kleine Lichtung, errichteten eine erhöhte Plattform mit Bambusfußboden und deckten das Ganze mit einem Strohdach. Wir bauten auch Bettstellen aus demselben Holz. Auf einem provisorischen Floß aus Balsastämmen fuhren wir stromab, um das Kanu zu suchen, das wir versteckt hatten, als wir zu Fuß in den Wald hineingingen. Dabei entdeckten wir, daß die Entfernung von der Stelle, wo wir unsere Vorräte verloren, bis zu der Chacra, die uns das Leben rettete, ungefähr einen halben Tagemarsch betrug, einen guten Weg vorausgesetzt.

Zum Feuermachen hatten wir die Vorrichtung der Wilden, die wir jedoch selten brauchten, denn wir unterhielten mit frisch gefällten Baumstämmen ein ständiges Feuer im Küchenhaus. Wir lebten recht behaglich, aber der unveränderliche Speisezettel wurde uns schließlich doch zu eintönig. Die Unterhaltung verlief meist ähnlich der folgenden.

„Wenn du heute abend in ein Restaurant in New York gehen würdest, was würdest du dir bestellen?“

„Na, ich denke eine Schüssel heißen Zwieback mit Butter und ein halbes Duzend Pasteten“ usw.

„Nun, und angenommen, du wärst in einer Stadt des Viehlandes in eine chinesische Schenke verschlagen, was würdest du da verlangen?“

„Schinken und Eier und Kaffee mit Sahne darin.“

Dann durchliefen wir allmählich die kulinarische Skala, bis wir besprachen, was jeder im Abfalleimer zu Hause gesehen hatte. Diese Stücken Brot und Pastetenkruste, diese Knochen mit einem Bissen Fleisch daran, wie würden wir sie hier begrüßt haben! Wir schwangen uns sogar zu dem Beschluß auf, daß wir ihnen den Ausguß hinab nachgejagt wären, wenn Aussicht bestanden hätte, sie zu erhaschen.

Nur einmal kamen wir frei von der Pflanzenkost, die immer lästiger wurde. Ich fing im Wald eine große Landschildkröte; wir hatten an ihr eines der herrlichsten Abendessen, das ich mich je erinnere genossen zu haben. Ich entging mit knapper Not einer der größten Enttäuschungen meines Lebens, als die Schildkröte in den Fluß schlüpfte, während ich mich anschickte, das Fleisch aus der Schale zu schneiden. Dem Tier schien jedoch das Wasser nicht zu behagen, eilig kroch es wieder das Ufer hinauf. In jedem Land ist die Landschildkröte eine Delikatesse. Am oberen Dajumi brachte sie uns einen richtigen Festtag.

In dem Bestreben, uns Abwechslung in der ewig gleichen Kost von Pisangs, Bananen, Jams und Yuca zu verschaffen, gingen wir auf die Suche nach jener Milch, die uns Santiago finden gelehrt hatte. Nachdem wir einen Baum gefunden hatten, der den weißen Saft reichlich lieferte, verloren wir keine Zeit, ihn in großen Zügen zu trinken. Er schmeckte allerdings nicht ganz so gut wie früher und

er hinterließ einen etwas bitteren Nachgeschmack. Nach ein paar Minuten wanden wir uns am Boden, zusammengebrochen vor Schmerz und starker Übelkeit. Stöhnend erklärte Tad, er glaube sich übergeben zu müssen, und wenn es dazu komme, müsse er sehr krank sein, denn er habe es nur einmal in seinem Leben getan. Nach minutenlangem krampfhaftem Würgen brachte er ein paar hübsche, kleine Gummibälle heraus, die ebensogut sprangen wie der echte Kautschuk. Auch ich steuerte meinen Beitrag bei.

Als alles vorbei war, wandte sich Tad feierlich an mich.

„Wenn man denkt, daß das nur einen Dollar das Pfund wert ist“, sagte er und befühlte die Bälle. „Wenn ich es auf diese Weise machen müßte,“ fügte er gedankenvoll hinzu, „würde ich eine Million für die Unze verlangen und höchstens noch für eine weitere Unze garantieren.“

Nach dieser Erfahrung ließen wir die wilde Milch in Ruhe.

Es gibt ein Duzend oder mehr Bäume, deren Saft weiß und milchig ist. Was wir verschluckten, nennen die Indianer Cáuouch-máchan (Bruder des Gummis).

So verbrachten wir unser Dasein von Woche zu Woche; wir wohnten in unserm neuen Lager und machten alle paar Tage Ausflüge nach der nächsten Chacra, um uns mit Gummi zu versorgen. Unsere Forschungen erstreckten sich über eine große Bodenfläche; wohin wir kamen, stießen wir auf die Pfade und Pflanzungen der Wilden, aber nie bekamen wir mehr von ihnen zu sehen als einen flüchtigen Blick auf die wie der Blitz durch die Bäume flüchtenden Gestalten. Unsere Hoffnung, diesem Gespenstervolk näherzukommen, erstarb allmählich. Alles Gummi, das wir je erlangen würden, sollten wir allein, ohne Hilfe gewinnen, und was die goldenen Spüleimer betraf...!

Wir arbeiteten weiter und weiter, eine Reihe ereignisloser Tage, und bezeichneten im ganzen etwa hundert brauchbare Bäume.

Gelegentlich wurde die Langeweile durch irgendeinen ungewöhnlichen Zwischenfall unterbrochen, von denen mehrere sich meinem Gedächtnis eingepägt haben.

Einmal stießen wir beim Ducagraben auf ein schönes Exemplar der Vogelspinne, die in allen Wäldern des Amazonas einheimisch

ist, aber selten angetroffen wird. Diese Spinne hat einen violett und schwarzen Leib von 5 Zentimeter Länge und schwarze Beine. Leib und Beine sind schwerfällig gebaut und dicht mit Haaren bedeckt. Wie man weiß, tötet sie Hühner und anderes Geflügel. Die Indianer sind der Ansicht, daß die Spinne ausschließlich von solcher Beute lebt. Daß ihr Biß eine tödliche Vergiftung hervorruft, weiß ich, denn ein Cauchero starb einst in meiner Gegenwart daran. Ihr Äußeres ist schön, aber auch abstoßend. Das Exemplar, das wir fanden, war groß genug, einen Frühstücksteller zu bedecken, da sie 20 Zentimeter spannte, aber sie zeigte nicht die blitzschnellen Bewegungen, die so viele der größern Spinnen kennzeichnet, besonders die Tarantel, die nur halb so groß ist. Ich spießte sie mit einem scharfen Stab auf und versuchte, sie zu konservieren, aber die Ameisen marschierten mit sämtlichen Teilen ihres Körpers davon.

Kurz vor dem Ende jener Zeit des Suchens kam Jacó, der allein draußen gewesen war, ziemlich blaß und erregt, ins Lager zurück. Er setzte sich und tat eine jener kurzen Äußerungen, die ihn bezeichnen.

„Ich glaube, mit mir ist's vorbei. Ich bin am Abfahren.“

So etwas war ich von Jacó nicht gewöhnt und ich war sehr beunruhigt, denn irgendein Unheil mußte es gegeben haben. Er sagte mir, er sei von einer giftigen Schlange gebissen worden und er fühle sich schon nicht recht wohl. Die Schlange, sagte er, liege auf dem Hauptweg nicht ganz ein Kilometer entfernt; er habe sie dort mit seinem Machete getötet. Ich eilte an die angegebene Stelle und kehrte schleunig mit der „Medizin“ zurück, entschlossen, das drastische Mittel zu versuchen, das auf der pazifischen Abdachung der Anden angeblich so viele Heilungen bewirkt.

Man läßt den Patienten die Gallenblase der Schlange, die ihn gebissen hat, verschlucken, unterbindet das betroffene Glied oberhalb des Bisses und legt eine glühende Kohle auf den Biß selber, bis er gründlich ausgebrannt ist. Zu unserer großen Erleichterung war Jacó nach achtundvierzig Stunden wieder wohl auf; er hatte nichts Schlimmeres als Schwindel und Blutungen aus Mund und Nase auszustehen gehabt. Es war eine der drei Giftschlangen gewesen, die wir während unserer ganzen Zeit am

Nasuni gefunden hatten; sie war nicht über 60 Zentimeter lang und trug braune, grüne und gelbe Flecken.

Schließlich entschlossen wir uns fortzugehen; es muß ungefähr im Oktober gewesen sein. Wir hatten die Genugthuung, Bäume in genügender Anzahl bezeichnet zu haben, um die Überfahrt nach New York herauszuschlagen. So beluden wir denn das Kanu mit Proviant für vierzehn Tage und bauten im Bug aus Steinen eine Feuerstelle.

Eines Morgens standen wir zur Abfahrt bereit; wir hatten zuvor einen Ameisenhaufen ausgehoben und an Bord gebracht. Als letzten Versuch, freundschaftliche Beziehungen zu den Wilden herzustellen, ließen wir eins der Machete nahe beim Lager in einem Baum eingeschlagen zurück, in der Hoffnung, sie würden dies als Friedensangebot annehmen und sich nach Entdeckung des Wertes mehr davon holen, wenn wir zurückkämen.

Dann gingen wir an Bord und stießen ab.

Neuntes Kapitel.

Die Riesenanakonda.

Wir hatten gute Fahrt, bis ein Tapir das Kanu in tausend Stücke zertrümmerte.

Wir hatten zwei Drittel des Weges zurückgelegt; die Klippen lagen weit hinter uns, und wir hatten die letzte Strecke des Yasuni erreicht, wo das Wasser tief und langsam unter seinem kühlen grünen Dach dahinfließt. Der Fluß hatte damals zufällig Niederwasser, und die steilen Lehmufer erhoben sich hoch über unsern Häuptern; es waren vielleicht fünf Meter von ihrem Rand bis zum Wasserpiegel. Der Einbaum hatte geringen Tiefgang, denn der größte Teil unserer Vorräte war verzehrt. Der Rest der Ausrüstung (ein Machete) war bei uns im Wald, wohin wir gegangen waren, eine neue Ruderstange zu holen; das Fahrzeug hatten wir im Schutze des Ufers festgemacht zurückgelassen.

Als wir uns auf der Rückkehr durch das Didicht Bahn brachen, jagten wir einen Tapir auf. Das Tier, in seiner blinden Hast, sich in Sicherheit zu bringen, stürmte durch den Busch ins Wasser. Da die Tapire keine Abwehrmittel haben, suchen sie stets das Wasser oder ein Bambusdidicht zu gewinnen, wohin ihre Feinde, die Jaguare, nicht folgen können. Wenn eine dieser gewaltigen Ragen sich einmal in des Didchäuters Rücken festgebissen hat, muß sie entweder ertränkt oder in Stücke zerrissen werden, ehe der Jaguar seinen Halt losläßt.

An jenem Morgen war das Tier zufällig direkt zwischen uns und dem Fluß; daher eilte es in dem Augenblick, in dem wir es aufgestöbert hatten, auf das Wasser los. Durch das Didicht brechend hielt es keinen Augenblick am Ufer an, sondern ging mit einem Kopfsprung ins Wasser. Es landete mit einem Krach mitt-

Schiffs, und unser Kanu trieb in Stüden fort. Wir dankten der Vorsehung, daß sie die Bananen und Jams mit einem spezifischen Gewicht von weniger als 1,00 begabt hatte, denn wir waren dadurch imstande, sie in kurzer Zeit durch Schwimmen zu retten, ebenso die getrockneten Holzschette, die zum Feueranmachen dienten.

Wir brauchten zwei bis drei Tage, um ein provisorisches Kanu aus einer Fackpalme mit Balsaauslegern und ein paar Rudern herzustellen. Wir wählten einen der stärksten Bäume, den wir finden konnten. Da wir nur ein Machete hatten, um die Arbeit zu verrichten, war das Ergebnis ein Notbehelf; aber das Fahrzeug war seefest und erfüllte hinreichend seinen Zweck für die wenigen Tage, bis wir den Aguatico erreichten. Dort wartete ja Andrade auf uns mit allen erdenklichen Vorräten, die wir brauchen konnten.

Je schneller wir die Strecke zurücklegen konnten, desto besser, denn die Moskitos wurden, je näher wir dem Napo kamen, zu einer immer größern Marter. Häufig setzten wir die Fahrt die ganze Nacht durch fort; der eine wachte und steuerte das Kanu, während der andere schlief.

Wir waren zum Teil froh, als wir um die letzte Windung des sich ewig schlängelnden Tunnels bogen und der breite Napo in der glühenden Sonne schimmernd vor uns lag. Es kostete nur wenige Stunden Ruderns, nach dem linken Ufer hinüberzukehren, in die stillen Wasser des Aguatico einzulaufen und an Andrades schwimmendem Bier anzulegen. Unsere Kleidung reichte nicht mehr für uns; einige Lumpen, die am Gürtel unserer alten Unterhose hingen, waren alles, was übrig war. Jack ließ mir also seine Überbleibsel, um die meinigen zu ergänzen, und ich kam mir richtig aufgeputzt vor, als ich das Ufer betrat.

Um eine lange Geschichte kurz zu erzählen: Andrade nahm uns für ein paar Tage auf, und wir statteten uns nach dem Borgsystem aus, das in jenen Tagen der Hochkonjunktur die Grundlage aller Geschäfte im Land des Amazonas bildete. Natürlich hatten wir nichts auf der Welt, womit wir dem alten Händler Bezahlung garantieren konnten, aber das spielte dort unten im Jahr 1897 keine Rolle. Wir genossen es ausgiebig, uns einigermaßen im Bereich der Zivilisation zu befinden. Sie war uns das,

was die Stadt dem aus den Wäldern des Nordens zurückkehrenden Wanderer ist; die „Luftdichten“ waren besonders Tads Geschmack, Zwieback, Milch, Milchschokolade, Butter und viele andere unerhörte Lederbissen. Sogar die von Damen gefaute Masata schmeckte gut.

Ich benützte die Gelegenheit, nach Hause zu schreiben, um meine aufgeschobene Rückkehr zu erklären, aber wie sich herausstellte, kam der Brief niemals an. Unser Wirt wollte ihn angeblich in Iquitos auf die Post geben.

Der alte Andrade entwickelte großes Interesse an der Außenwelt, von der er absolut gar nichts wußte. Aber aus demselben Grund, der so viele seines Schlages verhindert, die Neugierde selber zu befriedigen — aus Angst zu verhungern, da man nicht wußte, was man verlangen sollte, konnte Andrade nie überredet werden, eine Reise nach Pará hinunter und weiter in die zivilisierte Welt hinein zu unternehmen. Er stellte alle möglichen Fragen über das, was mit dem Gummi geschehe, nachdem es in Iquitos eingeschifft war; die eigentliche Verwendung der Hauptquelle seines Lebensunterhalts war ihm gänzlich unbekannt. Es war natürlich unmöglich, ihm mehr als einen winzigen Teil der Vorgänge zu erklären, durch die das Rohgummi zu tausenderlei Zwecken verarbeitet wird.

Wir erlangten ein neues Kanu von ihm, das allerdings, wie sich herausstellte, schon recht mitgenommen war. Nahrung, Töpfe, Kessel, Fischereigerät, Moskitoneze, Büchsen, Munition, ein doppel-läufiges Handelsgewehr und schließlich auch Kleider wurden in unsern neuen „Kriegsbeuteln“ verwahrt und an Bord gebracht. Auf Andrades Fragen, was wir am obern Yasuni gefunden und warum wir dahin zurück wollten, gaben wir ausweichende Antworten. Ein Vermögen war dort nicht zu machen, aber wir konnten viel besser mit unsern gespenstischen Freunden auskommen, wenn sich niemand hineinmischte. An vielen solchen einsamen Flüssen wie der Yasuni hatten Caucheros Überfälle ausgeführt, die Männer eines wilden Stammes niedergeschossen und die Frauen und Kinder fortgeschleppt, um sie als Sklaven zu verkaufen, ein am Amazonasstrom übliches Geschäft, das so einträglich war wie die Gummigewinnung. Die stoische Natur der Eingeborenen dieser

Gegenden erlaubte es ihnen, sich in aller Zufriedenheit in ihre neue Umgebung hineinzufinden.

Voll Hoffnung begaben wir uns also auf den Weg nach unserm alten Heim oben am Dasunt und traten in den vierten Abschnitt unseres Unternehmens ein, ausgerüstet mit den auf unserer frühern Fahrt erworbenen Kenntnissen.

Als erfahrene Kanuleute, die wir jetzt geworden waren, kamen wir stetig voran und genossen den Luxus, unter den neuen Baumwoll-Moskitonezen in aller Ruhe zu schlafen. Wir fanden eine Anzahl unserer frühern provisorischen Lager, die zu neuem Gebrauch bereit waren. Die Reise nahm vierzig oder fünfzig Tage in Anspruch und war im ganzen ereignislos, aber ein Vorkommnis war von größtem Interesse.

Ein oder zwei Tage, nachdem wir in den Fluß eingelaufen waren, hatten wir uns in einem der von Santiago und Co. gebauten Lager für die Nacht eingerichtet. Auf irgendeine Weise hatte ich das Moskitonez weggestoßen und meine Füße unbedeckt gelassen. Mitten in der Nacht wurde ich durch einen scharfen, stechenden Schmerz in der großen Zehe aufgeweckt und im Glauben, es habe mich irgendein Insekt gebissen oder gestochen, griff ich nach dem Gummistrid, der als Lampe diente, und zündete ihn mit einem Streichholz an.

Mein Fuß war mit Blut bedeckt, aber sonst war nichts zu sehen. Bald entdeckte ich die Ursache des Unheils. Eine Vampirfledermaus kreiste unter dem Dach der Hütte. Das Licht fladerte noch, und ich selbst saß aufrecht in dem Bettkasten, aber die Bestie erneuerte ihre Angriffe immer wieder; sie landete am Fußboden zu Füßen des Bettkastens und mit Hilfe der Flügel erkletterte sie meine Dede. Natürlich griff ich nach meinem Machete und schlug das gefräßige, ekelhafte Tier nieder.

Im Lichte der Tatsachen, die ich über diese Kreaturen bereits mitgeteilt habe, erscheint das Verhalten dieser Vampirfledermaus, der einzigen, die ich je bei ihrer Arbeit an einem menschlichen Wesen fangen konnte, sehr ungewöhnlich. Ohne Zweifel unterbrach ich zufällig ihre Tätigkeit, nicht weil ich direkt dadurch geweckt wurde. Denn wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich es ja sicher schon viele Male vorher tun müssen. Der Schmerz muß

verursacht worden sein, entweder weil das Tier in seiner Angst das Maul plötzlich von der Wunde fortzog, oder weil es mich aus Zorn mit seinen vier scharfen Augenzähnen biß.

Eine weitere Eigentümlichkeit bei dieser Geschichte war der Umstand, daß selbst, als ich bei Licht aufrecht dafuß und mein Machete nach dem Blutsauger schwang, dieser immer wieder mit unbezwinglicher Beharrlichkeit zum Angriff vorging und der Tod allein dem Kampf ein Ende machte. Der Vampir benahm sich mit einem Wort so, wie diese Tiere es beim Vieh immer tun, aber in geradem Gegensatz zu ihrem gewöhnlichen Verhalten Menschen gegenüber. Die Scheu, die sie sonst beim Angriff auf Menschen zeigen, verschwindet anscheinend vor jener wütenden Gefräßigkeit, die nichts stillen kann, wenn sie einmal das Blut des Opfers gekostet haben. Mein eigenes soeben erzähltes Erlebnis ist aber das einzige Beispiel seiner Art, das zu meiner Kenntniss gekommen ist.

Unternehmungen wie die unsrige sind immer stark mit Glücksfällen gemischt. Einmal entrannten wir knapp einem Unfall, der uns einen schweren Zeitverlust gekostet hätte. Wir lagerten behaglich auf einer bequemen, für den Nasuni recht großen Sandbank. Ich schlief im Kanu, aus Sorge, es könnten die Taue reißen oder das Boot könnte hoch auf dem Trocknen bleiben, während Saad auf dem Sand schlief.

Das Kanu schwamm in etwa 60 Zentimeter tiefem Wasser. Auf einmal entstand im Didicht eine Bewegung, und drei Tapire brachen in großer Eile ins Freie. Durch den Lärm erweckt taten Saad und ich unser Bestes, sie abzuwehren, voll Sorge, sie könnten uns in ihrem blinden Rasen umrennen. Wir waren nicht im geringsten imstande, sie zu verschrecken, so sehr wir auch schrien und gestikulierten. Sie kamen heran; der eine brach durchs Lager, der andere sprang über den Bug des Kanus; den dritten endlich hielt das in roten Kaliko gewidelte Gespenst auf, das kreischte und die Arme herumwarf; er tauchte glatt unter dem Bug des Bootes. Dabei kippte er das Kanu, bis das Wasser beim Bug hereinstürzte, vermochte aber nicht, es ganz zu versenken. Wie sein naher Verwandter, das Rhinoceros, braucht der Tapir entschieden eine Brille. Er ist ein Tier, gegen das wegen seiner plumpen

Dummheit keine Vorkehrungen getroffen werden können. Obwohl von Natur harmlos, bedeutet gerade seine Unbeholfenheit eine Gefahr. Sein zahmes Wesen hat uns oft die Möglichkeit verschafft, uns bequem mit gutem Fleisch zu versorgen und alle Stride für das Kanu zu bekommen, die wir brauchen konnten.

Da ich gerade von Wild spreche, möchte ich erwähnen, daß im Amazonengebiet vieles, was fett und schmachhaft erscheint, sich als ungenießbar erweist, z. B. findet man bei den Paujilen und Truthühnern, daß sie so viel von dem wilden, in diesen Wäldern wuchernden Knoblauch gefressen haben, daß ihr Fleisch von jenem wohlbekanntem Duft durchzogen ist, den wenige, die nicht lateinischen Stammes sind, ertragen können.

Da es ungefähr um Weihnachten herum sein mußte, beschloßen wir die festliche Zeit zu begehen, indem wir einige der neuen Kleider anlegten, mit denen uns Andrade versehen hatte. Wir öffneten also eine Kiste mit Hemden. Zu behaupten, daß diese Hemden weich waren, würde irreführen. Sie waren geradezu mürbe. Hätten wir eine Spatel gehabt, wir hätten vielleicht ein Hemd aus dem Duzend herausheben können, ohne daß es in Stücke ging. So aber hatten wir an diesen Hemden mehr Spaß als bei vielen Weihnachtsfeiern, denen ich beiwohnte. Sie hatten uns fünf Dollar das Stück gekostet.

„Das macht ungefähr einen Dollar auf die Sekunde, wenn man vorsichtig ist“, bemerkte Tad.

Die Feuchtigkeit in diesem Lande zerstört tatsächlich alles außer Wolle, Gummi und nichtoxydierbare Metalle, es sei denn, daß es in luftdichte Gefäße eingepackt ist. Ein Löffel Salz, der Luft ausgefekt, zerschmilzt einem vor den Augen. Baumwollgewebe zerfallen im zehnten Teile ihrer normalen Lebensdauer. In Säden aufgehobenes Getreide quillt bald, während Nahrungsmittel, die Mehl enthalten, in wenigen Tagen sich mit grünem Schimmel überziehen.

In ungefähr drei Wochen hatten wir die Lehmufer hinter uns und stakten über steinigen Grund dahin. Die Regenzeit konnte jeden Tag eintreten; wir wandten daher alle Kraft an, die restliche Strecke zurückzulegen, ehe wir zwischen den überhängenden Ästen herumschwammen. Eines Tags, ungefähr zwei Wochen

Später, passierten wir den Schauplatz der tragischen Nacht und wußten, daß wir in drei bis vier Stunden am Ende der Reise sein und endgültig wissen würden, ob unsere Nachbarn unser Freundschaftsanerbieten angenommen hatten.

Als wir um die letzte Windung bogen, traf das Machete noch in dem Baum, wo wir es eingehauen hatten; aber daneben fand sich ein vollkommenes Abbild des ganzen Geräts bis auf die Nietlöcher im Griff. Es traf sich, daß der Baum zu jener Gattung gehörte, deren besondere Eigenart eine geschmeidige grüne Rinde ist, die in der Form von deutlichen weißen Linien jeden Eindruck wiedergibt, der darauf angebracht wird.

Wenn wir uns das Verhalten der Wilden überlegten, schien zweierlei daraus hervorzugehen. Erstens hatten sie beschlossen, nichts mit uns zu tun zu haben. Sie hatten die Gelegenheit dazu gehabt und sie mit Bedacht vorübergehen lassen. Entweder fürchteten sie uns oder sie hatten keinen Wunsch, mit uns zu handeln, oder wiederum war ihr Moralkodex in der Frage des Eigentumsrechtes zu streng. Welcher dieser Gründe auch immer der wirkliche sein mochte, wir würden niemals Freund mit ihnen werden.

Zweitens schloß ich daraus, daß sich als richtig erwies, was ich schon früher vorausgesetzt hatte, daß diese Menschen überhaupt nichts von freihändiger Zeichnung und selbst der einfachsten Form der Schreibkunst verstanden. Ich sah niemals irgendeine Marke oder Zeichen auf einem Baum, Stein oder irdenen Topf. Sicherlich hätten sie, so folgerte ich, eine Botschaft für uns auf diesem Baum hinterlassen, wenn sie verstanden hätten, irgend etwas schriftlich oder durch Zeichen mitzuteilen. Statt dessen drückten sie einfach unser Machete dagegen und zogen die Umrisse mit einem scharfen Stein nach.

Wir gingen nun an die Aufgabe, unser Reisegeld für die etwas unsichere Reise nach New York zu sammeln. Aber kaum hatten wir angefangen, als ich von einem der größten Feinde des Caucheros, dem Fieber, ergriffen wurde. Eines Tags begann ich ohne irgendeine Ursache zu zittern. Es schüttelte mich, daß ich fühlte, meine Zähne würden durch das Schütteln ausfallen. Meine Knie versagten; ich legte mich auf die Erde und umfaßte mich fest, um mich zusammenzuhalten; die Muskeln meines Gesichts

Schmerzen von der Anstrengung, meine Kiefer am Zusammen-schlagen zu hindern. Jeder Knochen und Muskel in meinem Körper tat mir weh, als würde er entzweigebrochen. Nachdem das Zittern seinen normalen Lauf genommen hatte, machte es wie bei Malaria einem starken Schweiß Platz, der meine Kleider vom Kopf bis zum Fuß durchnäßte und wodurch sie so übelriechend wurden, daß sie bis zum Waschen außerhalb des Lagers aufgehangen werden mußten.

Woche auf Woche, Monat auf Monat kam das Fieber mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks, jeden zweiten Tag ungefähr um 11 Uhr vormittags. Wenn ich zu der Zeit im Lager war, legte ich mich auf eine Decke, und Tack setzte sich auf mich, um mich zu verhindern, „mich durch die ganze Landschaft zu schlängeln“, wie er sich ausdrückte. Wenn ich unterwegs oder bei der Arbeit war, legte ich mich hin, wo es eben war, und schüttelte mich meine üblichen zwanzig Minuten. Unter Einfluß der Zeit, die ich brauchte, um mich von der großen, durch das Schütteln verursachten Erschöpfung zu erholen, verlor ich ein ganzes Jahr lang jeden zweiten Tag eine ganze Stunde. Nach mehreren Monaten meinte Tack:

„Du hast wirklich deinen Beruf verfehlt; du hättest ein Vermögen machen können mit dem Schütteln von Baranüssen.“

Ich arbeitete unverdrossen weiter und hoffte dabei immer auf die Zeit, bis ich mich akklimatisiert hätte, aber diese kam nie. Ich wurde magerer und magerer, und das einzige, was gedieh, war mein Bart. Tack hatte, nebenbei gesagt, auch einen üppigen Bartwuchs, den er mit dem Machete gerade zu schneiden pflegte; dazu benutzte er einen Pfahl als Hackblock. Wir müssen ein komisches Paar gewesen sein, mit einem viereckigen Loch in den Bärten, das zum Essen offengelassen war.

Es ist mir auch diesmal unmöglich, einen Bericht unseres Lebens in den orchideenbeladenen Wäldern des Yasuni der Zeitfolge nach zu geben. Unser zweiter Besuch am Oberlauf dieses Flusses war nur ein einziges langes Jahr des Fällens, Schleppens, Jagens, Kochens und Schüttelns. Der Zeitabschnitt umfaßte ungefähr das Jahr 1897, aber wiederum kamen wir aus der Zeitrechnung. Es machte uns wenig aus, ob es der Tag vorgestern

oder morgen war. Allmählich wuchs der kleine Haufen Gummi vor unserer Hütte zu mächtiger Höhe an. Wir konnten auf den Dollar sagen, wieviel wir hatten. Unser behelfsmäßiger Wiegeapparat bestand aus einer einfachen hölzernen Wage, an deren Ende eine Ölfanne von fünf Gallonen (22½ Liter) voll Wasser befestigt war, deren Gewicht wir nach dem Verhältnis von 4½ Kilo auf die Gallone berechnen konnten.

Monat auf Monat verging, nur von Zeit zu Zeit wurde die Eintönigkeit durch eine neue Entdeckung unterbrochen. Ich wage zu sagen, daß es ein Menschenleben erfordern würde, alle die Geheimnisse dieser Wälder kennenzulernen. Betritt man den Wald als Neuling, dann sind die Bäume entweder Gummibäume oder einfache Bäume, die Bewegungen ihrer Zweige sind nichts weiter als Bewegungen, und die Fährten zwischen ihnen zeigen nichts weiter an als das Vorüberziehen irgendeines Tieres. Die Vielheit der Stimmen des Waldes bedeutet dem Ohre des Neulings keine besondere Botschaft.

Allmählich erschließt sich dem Menschen die innere Bedeutung der Dinge. Aber niemals kann er hoffen, das wunderbare Wissen zu erwerben, das der tiefste Lebensgehalt derer ist, die in einer Welt geboren und aufgewachsen sind, die ein Wald ohne Grenzen ist. In jedem Baum sehen diese ein Blasrohr, ein Obdach, eine wichtige Arznei oder den Bestandteil eines Mahles. Jede Fährte, es genügt ein umgedrehtes Blatt, ist ihnen ein Wegweiser. Ein fernes Geräusch kann ihnen bedeuten, daß die Maquisapas einen Obstbaum gefunden haben oder daß die Cotos sich für die Nacht niedergelassen haben und ihrem Giftpfeil eine leichte Beute sein werden. Mit einem Wort, ihnen eignet eine bis ins einzelne vollkommene Kenntnis der Welt, in der sie ihr Leben verbringen, einer Welt, die ausgestattet ist mit allen möglichen Gaben der Natur, die aber doch im Vergleich mit unserer Welt einfach genug ist. Ohne diese Kenntnis könnten sie nicht am Leben bleiben.

Von allen Geheimnissen des Amazonasgebiets, die mich in ihrem Bann hielten, ist jenes, das sich mir in diesen Wäldern enthüllte, vielleicht das seltsamste. Auf der Jagd am Wege wurde ich auf eine eigenartige Bewegung zwischen den niedrigern Gewächsen aufmerksam und ich wandte mich auf die Seite, deren

Ursprung zu untersuchen. Ich verbarg mich im Grünen und wartete. Endlich kam drei Meter über dem Boden ein langer dünner Hals in Sicht, auf dem sich ein Kopf mit ein Paar Hörnern, vielleicht auch Rüsseln, erhob, der hin und her schwankte, als sei er auf der Suche nach Beute. Die Hörner, anstatt von vorn auszugehen, standen jedoch seitwärts heraus.

„Wenn dies der Hals ist,“ dachte ich, „wie wird da der Körper aussehen?“ Und dann blitzte mir eine mögliche Lösung durch den Sinn.

„Endlich der Diplodocus!“

Ich lauerte darauf, den Körper des Tieres zu entdecken. Da schoß der lange Hals vorwärts, und seine Hörner hingen zwischen dem Gewirr der Lianen, die den Baum umgaben. Der Hals zog sich langsam und anmutig zurück und ließ das, was ich für den Kopf gehalten hatte, in den Lianen hängen. Die verfaulte Haut klebte an dem Schädel, an dem noch zwei oder drei Wirbelknochen hingen. Da erkannte ich die Erscheinung, auf die ich vorher schon ein- oder zweimal gestoßen war, den Kopf eines Stückes Wild, der von einem Baum herabhing. Wie solch ein Tier jemals auf einen Baum gelangen konnte, war mir bis zu diesem Tag als völlig unlösbares Rätsel erschienen. Nachdem die Anaconda — denn eine solche war es — den Teil ihrer Beute losgeworden war, den sie nicht verschlingen konnte, zog sie sich langsam zurück, um einen Platz zu finden, wo sie ihre Mahlzeit in Frieden ausschlafen konnte.

Anscheinend können diese Reptile, obwohl man weiß, daß sie Fleisch und Vieh verschlingen, mit dem Kopf eines mit Geweih gekrönten Wildes nicht fertig werden. Um sich einen so ledern Bissen nicht entgehen zu lassen, verschlingen sie also den Körper und warten, bis sie den halbverfaulten Kopf von dem teilweise verdauten Kumpf abbrechen können. Natürlich müssen sie geraume Zeit warten, bis sie diese Tat vollbringen können, denn der Kopf, von dem ich diese Anaconda sich befreien sah, befand sich schon in einem vorgeschrittenen Grade der Verwesung. Später hörte ich von den Indianern, daß das, was ich gesehen hatte, ein alltägliches Vorkommnis in den Wäldern war.

Wenn wir uns von unserer Tätigkeit in den Wäldern

ausruhen wollten, pfl egten wir eine Kanne frischer Gummimilch ins Lager zu bringen und uns daranzumachen, die wenigen Bequemlichkeiten und Hilfsmittel zu ergänzen, die wir besaßen — einen neuen Tabaksbeutel, ein wasserdichtes Bettuch, ein Luftkissen, ein Paar Schuhe oder einige Kerzen. Man kann das Gummi zu einer Anzahl von Dingen verwenden. Zum Kleiderfliden gibt es nichts besseres; ein Gummisaum ist viel stärker als jeder Faden und als der Stoff selbst. In den tiefenden Wäldern kann man bequem ein genügend wasserdichtes Schuzdach mitführen — ein gewöhnliches Stück Baumwollstoff, das auf der einen Seite mit der reinen Milch bestrichen ist. Beim Fahren im Kanu, in dem man der bratenden Sonne ausgesetzt ist, kann eine ähnliche Dede benutzt werden; man braucht nicht zu sorgen, daß sie klebrig wird, wenn man nur die Milch vor dem Anstreichen mit gewöhnlichem Schießpulver vermischt, ein Verfahren, das die Dede schwarz färbt.

Die Geschmeidigkeit des reinen Gummis (das außerhalb der Wälder selten gefunden wird) ist verblüffend. Ein Stück kann zu seiner zehn- und zwanzigfachen Länge gedehnt werden und kehrt in den ursprünglichen Zustand zurück. Obwohl vollkommen passende Schuhe schnell und leicht hergestellt werden können, ist es unmöglich, sie fortwährend zu gebrauchen, weil sie bald die Füße verbrühen und der Infektion aussetzen. Sie werden angefertigt, indem man einfach den Fuß in einen Eimer Milch taucht. Zehn Minuten nach dem Zurückziehen des Fußes ist das Gummi trocken. Durch eine Wiederholung des Verfahrens wird die Lage dicker, bis die gewünschte Stärke erreicht ist; die letzten Tauchbäder beschränken sich auf die Sohlen. Dann werden sie vom Fuß abgeschält (jedes Haar wird bei dem Verfahren vorher entfernt) und sind für den Gebrauch fertig. Besonders nützlich sind sie auf sehr dornigem Boden, denn ihre Elastizität widersteht jeder noch so scharfen Spize. Wir versahen uns mit Licht, indem wir beide Seiten eines Palmblattes bestrichen und es in noch nassem Zustand zu einem Strick drehten. Das Ergebnis war eine gute, langsam brennende, aber nicht sehr angenehm riechende Fadel.

Aber etwas gibt es in den Wäldern, dem das Gummi nicht widersteht. Eines Morgens fanden wir beim Erwachen, daß wir

in der Nacht von einem Schwarm Ameisen von der gewöhnlichen roten Sorte heimgesucht worden waren. Stundenlang hatten sie in aller Ruhe gearbeitet und Löcher in unser Moskitoneß, in einen Panamahut von Jack und sogar in unsere Gummisäde gebohrt. Jede Ameise schleppt alles fort, was sie tragen kann, sie schneidet mit ihren scherenartigen Kiefern ein unregelmäßiges Stück ab. Von Jacks Hut war, als wir aufstanden, nichts mehr zu sehen als ein paar Ameisen, die um den Besitz des letzten zentimetergroßen Stückchens kämpften. Über unsere kleine Lichtung ging ein Zug dieser Bürger eines durchaus sozialistischen Staates einen Baum hinauf; jeder trug eine rote Fahne, die eben noch ein Teil unseres kostbaren Moskitoneßes gewesen war; es verlor ungefähr ein halbes Meter hoch um den Boden herum. Die Ausrüstungssäde aus Gummi fanden wir stellenweise angefressen, aber die große Zähigkeit des Stoffes verhinderte die Diebe, ihn in Stücke zu reißen. Daß sie aber überhaupt imstande gewesen waren, sich an den Säden bemerkbar zu machen, war ein Beweis für die erstaunliche Kraft der Ameisen. Die Löcher waren natürlich mit neuer Milch leicht auszubessern.

Da ich von den Erfindungen spreche, durch die wir uns das Leben in den Wäldern erleichterten, fällt mir ein Verfahren ein, das ich zum Feueranmachen anwandte und das sich außerordentlich nützlich erwies, im Hinblick auf die große Schwierigkeit, Streichhölzer trocken zu erhalten. Vielleicht finden andere, die in die Wildnis gehen, es ebenso praktisch. Wir sammelten das trodene Moos auf der Unterseite eines Palmblattes (ein trodener Lappen tut denselben Dienst) und unwidelten die Spitze eines Machete damit. Dann wurde das Moos mit Schießpulver bestreut und ein Zündhütchen auf die Spitze der Schneide des Machete gesetzt, mit einem Stein darauf geklopft, damit das Pulver losging und das Moos in Brand steckte.

Es kam eine Zeit, in der die Beschaffung von Wurzeln aus der nächsten indianischen Chacra ihr Ende fand und wir unsere Aufmerksamkeit einer größern Chacra zuwandten, die etwa 8 Kilometer vom Lager entfernt war. Das war aber eine Enttäuschung, denn die Eigentümer hatten alles abgeerntet, was dort gewachsen war, und hatten den Platz neu bepflanzt. Das war eine ernste

Sache für uns, denn es gab keine andere Thacra innerhalb eines guten Tagemarsches, und wenn wir von dort neuen Gemüsevorrat ins Lager bringen wollten, blieb uns keine Zeit für die eigentliche Arbeit.

Um diese Zeit ging auch der Zucker aus, und der Sirup war im Schwinden. Als nur noch eine Gallone übrig war, hatten wir einer den andern im Verdacht, mehr als seinen rechtmäßigen Anteil zu nehmen. Darum teilten wir den Rest in gleiche Teile und nahmen jeder seinen. Einige Tage später sah ich den Boden meiner Blechbüchse; Saß, der mich nicht überdauern wollte, leerte daraufhin alles, was er hatte, auf einen Schluß. So endigte die letzte unserer Süßigkeiten. Aber das war nur der Anfang des Unheils. Der Tabak war zu Ende. Saß, der Nichtraucher, war davon unberührt, aber für mich war es ein wahres Trauerspiel. So stark empfand ich den Verlust, daß ich ein- oder zweimal ganze Tage damit verbrachte, nach entfernten Stellen zu pilgern, wo wir gearbeitet hatten, in der Hoffnung, ein paar alte Stummel zu finden. Ich hätte es besser wissen können, aber ich versuchte mich vom Gegenteil zu überzeugen. Ich mußte zu Bananenblättern meine Zuflucht nehmen; obwohl ein schwacher Ersatz des wirklichen Krautes trugen sie etwas dazu bei, das Glend des Fiebers und der Eintönigkeit unserer Kost vergessen zu machen. Tag für Tag wurde der Speisezettel kürzer und beschränkte sich allmählich auf ausschließliche Reiskost; dabei blieb es vorläufig. Es gab im Strom nahe beim Lager keine Fische, denn die Strömung war ihnen zu stark. Mit Wild wurden wir ab und zu versorgt; es schien, als kämen und gingen viele der Tiere und Vögel mit der Jahreszeit; ohne Zweifel zogen sie nach frischen Jagdgründen, wenn ihre Nahrungsquellen erschöpft waren.

Von Zeit zu Zeit suchten wir Trost in unserer Bibliothek, sie bestand aus einer amtlichen zwanzigseitigen Schrift der Regierung der Vereinigten Staaten und behandelte eine Viehkrankheit. Ich habe mir nie erklären können, wie es geschehen war, aber irgendwie hatte sie ihren Weg von Quito den Pasuní hinauf gefunden, vielleicht in ein altes Hemd eingewickelt. Ich glaube, ich muß sie erwischt haben, als ich das zweitemal zu Andrade kam. Jedenfalls kann ich auch heutigestags daraus zitteren: „Diese weit-

verbreitete Seuche führt ihren Ursprung auf den Brand der Getreidehalme zurück“ usw. usw. —

Als wir eines Tags eine Ladung Gummi ins Lager schleppten, stießen wir auf einen Ameisenbären, der auf dem Wege daherschlenderte. Wir schossen ihn, in der Hoffnung, uns von dem ewigen gekochten Reis zu erholen, der immer widerlicher wurde.

Scheinbar war dieses Exemplar Spezialist für schwarze Ameisen, denn wir fanden eine große Anzahl von ihnen in seinem Magen. Aber was uns interessierte, war sein Fleisch. Es sah zäh aus, hatte aber einen angenehmen Geruch. Nach einer halben Stunde im Kochtopf zerfiel es in Stücke. Da wir hungrig waren, aßen wir eine ordentliche Portion davon. Nach wenigen Minuten war uns beiden so übel als möglich. Sad erholte sich noch am selben Tag von den Wirkungen seines Mahls, aber ich war nicht so glücklich; ich wurde ernstlich krank und lag tagelang meistens in Delirien da. Als es besser zu werden schien, zerriß das Kanu bei Hochwasser die Vertäuung und schwamm ohne uns nach dem Napo ab. Es schien damals, als seien wir bestimmt, ein Unheil durchzumachen, nur um von einem andern ereilt zu werden. Es war der Anfang der schlimmsten vierundzwanzig Stunden, die ich am Yasuni je verbracht habe.

Sad tauchte, um den Einbaum zu retten, und beide entschwandten meinen Augen. Bis zum Dunkelwerden wartete ich ungeduldig auf seine Rückkehr; dann begann ich zu verzweifeln, als die Stunden der Nacht einander folgten und nichts von meinem Gefährten zu sehen und zu hören war. Schließlich gab ich ihn als ertrunken auf; ich nahm eine Fadel in die Hand, um dem Ufer folgend, seine Leiche zu suchen. In meinem Fieberzustand hätte ich wenig oder gar nichts tun können. Auf jeden Fall aber war es mir unmöglich, stillzusitzen. Als der Morgen heraufkam und Sad immer noch fehlte, empfand ich aufs tiefste die Einsamkeit dieser düstern Wälder. Meine Krankheit trug dazu bei, mich in noch tiefere Niedergeschlagenheit zu versetzen, bis meine Stimmung sich zum ausgesprochenen Haß gegen diese öde Wildnis steigerte. Als der Tag fortschritt, begann ich, erschöpft in meinem Bettkasten liegend, zu planen, wie ich ein Fahrzeug bauen könne, das mich und meine halbe Tonne Gummi

von diesem gottverlassenen Ort fortbringen könnte. Selbst wenn ich zum Sagen zu schwach wäre, würde genug Reis da sein, daß ich durchhalten könnte.

Am frühen Nachmittag drang von Stromab ein wohlbekanntes Lied an mein ungläubiges Ohr. War dies der Anfang des Irrsinnns oder nur eine vorübergehende Sinnestäuschung? Was immer es sein möchte, es war unerträglich. Armer Sad; du treibst wohl 30 Kilometer weit von hier Stromab. . .

Da trat Sad herein.

Zehntes Kapitel.

Straßenraub.

Wir wollten nach Iquitos. Darüber war kein Zweifel mehr. Ich war nicht mehr für schwere Arbeit zu gebrauchen. Ich konnte mich selbst den Weg nicht entlang schleppen, geschweige denn Gummi. Dieses Leben, das wir so lange ertragen hatten, war nicht mehr auszuhalten. Wo wir vorher hatten lachen können, vermochten wir nicht mehr zu lächeln. Der Haufen Gummi sah endlich wie eine Überfahrt nach New York aus. Für mich bedeutete New York Familie und Freunde, für Tad heißen Zwieback und Butter!

Das Kanu hatten wir wieder erlangt. Nach einem Kampf mit dem Strom, bei dem Tad keine rettenden Ruder hatte, wurde mein Gefährte am linken Ufer an Land getrieben. Lange sann er darüber nach, wie er zurückgelangen könnte; endlich gab er es als hoffnungslos auf und begab sich zu Fuß auf die Suche nach einer Stelle, wo er hinüberschwimmen und sich am rechten Ufer zum Lager zurückarbeiten konnte. Aber die Nacht überfiel ihn, im Dunkeln verlor er den Weg und er war gezwungen, naßt wie er war, im Wald zu schlafen. Am nächsten Tag stieß er auf den Fluß oberhalb des Lagers und eilte so schnell er konnte auf einem unserer Wege nach Hause. Nach einigen Tagen, als sich die Wirkung des Ameisenbären etwas verloren hatte, ging ich mit Tad stromab, und wir holten den Einbaum herauf.

Wir verloren keine Zeit mehr, das Gummi und den Rest unserer Habseligkeiten an Bord zu verstauen, und stießen ab.

Die Reise war die ersten zehn Tage nur durch eines gekennzeichnet — durch den Kampf um die Nahrung. Der Proviant, den wir von Andrade mitgebracht hatten, war fast ganz aufgebraucht. So mußten wir uns auf die sehr zweifelhafte Versorgung durch

die Broden verlassen, die der Zufall uns in den Weg warf. Ein- oder zweimal lohnte es sich, sie zu bekommen. Ich erinnere mich, daß wir eine Seltenheit in diesen Wäldern fanden, das Nest eines Dungaruru mit acht Eiern. Die Eier dieses Vogels sind himmelblau, größer als Hühnereier und schmeden ausgezeichnet. Zuzeiten sammelten wir die Früchte einer Chontapalme, eine gelbe, mehligte Frucht von der Beschaffenheit und mehr oder weniger dem Geschmack der gerösteten Kastanie. Es ist nebenbei gesagt das Holz dieses Riesenbaums, das von vielen der Stämme des obern Amazonas zur Herstellung der Blasrohre und Speere verwendet wird.

Manchmal trieb uns der Hunger zu Experimenten, die milde gesagt, recht mäßige Ergebnisse hatten. Einmal kosteten wir zum Beispiel einen Truthahngerier (spanisch gallinazo). Sie sind die Straßenreiniger der Tropen. In Colon wurde eine Geldstrafe auferlegt für das Töten eines Mitglieds dieser einzigen Kanalräumergilde in der Stadt. Iad begann ihn zu rupfen, aber nachdem er einige Federn entfernt hatte, übergab er ihn mir und sagte, ich könne ihn ganz für mich allein haben. Ich rupfte weiter, bis er in all seiner scheußlichen Nacktheit erschien. Ich ließ ihn durchkochen, sott ihn, briet ihn, kochte ihn wieder und briet ihn nochmals in Affenfett, bis er eine stinkende ekle Masse auf dem Boden der Pfanne war. Dann gab ich es auf. Es gibt vielleicht ein chemisches Mittel, den Geruch aus dem Truthahngerier zu entfernen, aber ich bezweifle es.

Nach diesem sah ein totes Wildschwein, das wir fanden, ganz appetitlich aus. Wir glaubten, es werde nicht viel auf sich haben, ob es getötet oder eben eingegangen war, da wir es ja kochten. So schnitten wir einen Hinterlauf ab und brachten ihn ins Lager zurück. Er war stark angegangen. Wir kochten ihn. Die Maden waren besser wie das Fleisch.

Mehr Glück hatten wir mit einer Wasserschlange, die wir schießen konnten, als sie neben dem Einbaum schwamm. Das gebratene Fleisch schmedte wie Kal.

Endlich erreichten wir ein Altwasser voller Pafias, und unsere Nahrungsorgen waren vorüber.

Eines Nachts konnten wir zur Abwechslung wieder einmal herz-



Strasse in Iquitos.

Die Häuser sind aus Schlamm und Bambus gebaut.



Peruanischer Militärposten bei Iquitos.

lich lachen. Ich erwachte von einem merkwürdigen, halb stöhnenden, halb zischenden Laut, wie wenn ein Grammophon abließ. Gleich darauf stellte ich den Ursprung des Geräusches fest. Sach auf der andern Seite der Hütte murmelte etwas durch die Zähne. Nach sorgfältigem Nachgeben auf die seltsamen Töne, die er ausstieß, verstand ich endlich die Worte, die er in steigender Todesangst wiederholte:

„Um Gottes willen, mache Licht!“ stöhnte er.

Sein inständiges Flehen weckte mich zum Handeln auf, und ich tat nach seinem Geheiß. Ich hob den Moskitonekrahmen auf und ließ das Licht der Fackel auf sein Bett fallen. Auf seinem Gesicht sah eine Landkrabbe.

Es ist nicht zu verwundern, daß er sich fürchtete, einen Muskel zu bewegen. Es hätte ein Skorpion, eine große Spinne, ein Tausendfuß oder eins der vielen andern kriechenden giftigen Tiere sein können, die im tropischen Amerika um ein Lager immer zu finden sind. Niemand zieht irgend etwas an, ohne es vorher gründlich zu untersuchen. Willst du Unheil vermeiden, dann stecke eine heiße Kohle in deine Schuhe vor deinen Füßen und drehe Hemd und Hosen von außen nach innen, bevor du ihnen deine Glieder anvertraust.

Wir hatten noch drei bis vier Tagereisen bis zur Mündung des Flusses, als wir eines Nachmittags landeten, um Armariaris für das Kanu anzufertigen, da wir bald in die Sonne hinauskommen würden. Wir machten wie gewöhnlich an einem Ort fest und gingen nur mit Büchse und Machete in den Wald. Nach ein paar Stunden kehrten wir an den Fluß zurück. Von den 20 und mehr Ballen Gummi, die wir mitgeführt hatten, waren nur noch drei übrig.

Es war der schwerste Schlag, den wir auf dem Yasuni erlitten. Die Gegenwart anderer zivilisierter Wesen auf seinen Gewässern war das letzte, was wir vermutet hätten. Offenbar war jemand während des Jahres unserer Abwesenheit nicht müßig gewesen. Zweifellos hatten wir den Zauberbann vom Yasuni genommen, und andere hatten gewagt, unsern Spuren zu folgen. Das erste, was uns einfiel, war, unsere Ruder zu ergreifen und so schnell wir konnten stromab zu fahren, um die teuer erkauften

Früchte einer Jahresarbeit wiederzuerlangen. Unsere Gefühle kann man sich vorstellen. Wir waren auf dem Kriegspfad.

Nach zweistündigem Rudern stießen wir auf einen Ekuadorianer und seine Tochter, die mit einer Kanuladung Indianer am Ufer lagerten. Von diesen zogen wir Erkundigungen ein und hörten, daß ein Trupp Kolumbianer (der Name erweckte keine angenehmen Erinnerungen) am Tag vorher vorübergekommen, aber nicht zurückgekehrt sei. Nun ist der Yasuni ein sehr schmaler Fluß; wir drehten also unser Kanu um. Wir baten um einen Korb Farinha, dankten dem alten Mann für seine Auskunft und setzten den Dieben nach.

Nach vierundzwanzig Stunden kam vor uns Rauch in Sicht. Um eine Windung biegend, kamen wir an eine kleine Bucht, von wo aus er aufstieg. Wir landeten und näherten uns vorsichtig dem Lager, das ziemlich abseits vom Rand des Wassers stand. Wir gingen auf die Lichtung zu, wo uns drei Indianerinnen von der Rock-und-Blusen-Sorte entgegenkamen; augenscheinlich gehörten sie zu einem Caucherotrupp. Sie waren vom Aguarico gekommen, sagten sie. Während wir sprachen, kam ein härtiger, wild aussehender Kerl heran, der Typus des Renegaten. Ich hielt ihn fest und entwaffnete ihn, bevor er sich von seiner Überraschung erholen konnte. Einer zweiten Büchse und eines Handelsgewehrs, die ich in der Hütte gewahrte, bemächtigte ich mich ebenfalls. Den Cauhero ließ ich zurück; er konnte dem Glüd danken, daß er der verdienten Strafe entronnen war. Mit Jaß traf ich am Wasser zusammen. Er hatte unser Gummi in einem Kanu schwimmend gefunden und obendrein noch viel mehr, und er sagte, er habe keine große Lust, auszusuchen, was unser und was ihrer sei.

Unterdessen war ein zweiter Kolumbianer aufgetaucht; nur mit einem Machete bewaffnet, sah er nicht sehr gefährlich aus. Ehe wir abstießen, gaben wir ihnen noch einige gute Ratschläge über ihr weiteres Verhalten am Yasuni. Jaß kleidete sie in besonders ausdrucksvolles Englisch ein. Wir deuteten ihnen an, daß wir sie, wenn wir ihnen in den Wäldern begegneten, wahrscheinlich für Affen halten würden.

Und so kam es, daß wir einige Tage später mit zwei Kanus

und etwa einer Tonne Gummi in den Napo hinausführen; eine Büchse und ein Handsgewehr hatten wir dem Ecuadorianer gelassen, als Dank für seine Auskunft und seine Farinha. Wir glaubten, der alte Herr verdiene etwas für seine Mühe.

Nach dem Dunkel der Wälder marterte uns die Glut der Sonne und ihr Widerschein auf dem Wasser. Unsere dürftige Kleidung, die allmählich nur aus Lumpen bestand, gewährte uns keinen Schutz, und wir waren schwer verbrannt. Jack litt mehr als ich. Er schälte in den vierzehn Tagen, die vergingen, ehe wir am Marañon ankamen, drei oder vier Häute ab; außerdem waren Moskitos und Mücken zum Berrücktwerden. Wir beschlossen, nachts zu reisen und am Tag im Kanu abwechselnd zu schlafen. Aber obwohl wir so der Sonne entrannen, half nichts gegen die Insekten, die Tag und Nacht in Wolken schwärmten. Manchmal saßen sie in solcher Anzahl auf uns fest, daß eine schwarze Schmiere — man könnte die Substanz Moskitopaste nennen — auf der Hand blieb, wenn man schnell über die Haut strich.

Zuerst versuchten wir nachts zu landen. Dabei entdeckte ich eine Ader von $1\frac{1}{4}$ Meter dicker Halb-Anthrazitkohle, die einen Teil des Ufers bildete. Sie brannte gut und hinterließ reine weiße Asche; sie schien mir eine gute Qualität hochwertigen Brennstoffs zu sein, gerade das, was die Schwärme von Dampfern brauchten, die damals die Hauptströme befuhren und entweder haarsträubende Preise für englische oder amerikanische Kohle zahlen oder zweimal am Tag anlegen und Holz schlagen mußten.

Das fortwährende Summen der Moskitoflügel klang wie ein ferner Eisenbahnzug, der in der Stille der Nacht vorüberfährt. Als letzte Anstrengung, die Sonne und die Mücken fernzuhalten, landeten wir und schritten dazu, uns Anzüge aus den roten Kalikomositonezen zu machen, indem wir die Säume mit Gummi verbanden. Wir breiteten den Stoff auf dem Lande aus, nahmen unsere Machete und versuchten uns im Schneidern — mit jämmerlichem Erfolg. Jacks Schnittmuster wäre für frühere Zeiten geeignet gewesen, als ganz enganliegende Kniehosen getragen wurden, aber nicht für die Arbeit, die wir zu tun hatten. Er konnte sich damit nicht setzen und ging steifbeinig umher. Die einzige Art,

wie er ins Kanu kommen konnte, war sich hineinzurollen. Voll Verzweiflung schlichtete er die Außensäume auf und klebte Kester hinein, um die Lücken zuzustopfen. Jeder einzelne klebte an seinen haarigen Beinen fest. Er schwor, daß, wenn er all die Stücke gehabt hätte, die er „am obern Yajuni auf einen Baum klettern“ sah, er Hemd und Hose vereinigen könnte. Die Sache war übrigens nicht so ernst, wie sie hätte sein können, denn seine Haut war zu einer Farbe verbrannt, die zum Kaliko paßte.

In das Kanu zurückgekehrt, steuerten wir nach dem Marañon.

Ein oder zwei Tage später trieben wir dahin, als ich auf einmal etwas sah, was ich seit Guayaquil am Stillen Ozean nicht wieder gesehen hatte — ein richtiges Dampfschiff! Wir ruderten auf das Ufer los, wo der Dampfer zum Holzschlagen angelegt hatte, um Erkundigungen einzuziehen, wie weit es nach Iquitos sei. Als wir herankamen, bemerkte ich, daß die Mannschaft an Deck uns über die Reling mit auffälligem Interesse musterte. Bald steckte der Eigentümer des Fahrzeugs, ein wohlhabender peruanischer Caucho, den Kopf über den Rand und rief uns an, ohne die seiner Rasse inwohnende Höflichkeit zu vergessen:

„Ich glaubte erst, Sie seien Indianer, aber jetzt sehe ich, daß ich mich irrte.“

„Sie haben recht,“ schrien wir, „wir sind Amerikaner.“

Darauf lud er uns an Bord und sagte, er habe einen Landsmann von uns mit, den Maschinisten. Wir legten an und kletterten an Deck.

Das erste, auf das Jads Auge fiel, war eine Brotkruste an Deck. Als Ablenkung stürzte er sich darauf, wie ein Fußballspieler auf den Ball.

Don Luis Felipe Moré wandte sich an den nächsten Matrosen und befahl, etwas zum Essen heraufzubringen, denn als richtiger Spanier nahm er an dem Schauspiel Anstoß.

Aber ohne auf das Essen zu warten, fragte ich, wo der Amerikaner zu finden sei.

„Unter der Luke da drüben“, antwortete Don Luis.

Wir steckten unsere Köpfe über das Gitter und riefen „Hallo da unten.“

Der Maschinist sah von seiner Arbeit auf. Ich glaube, er fing an, uns zu antworten, aber im Augenblick beann er sich anders, wie er später erzählte, und rannte die Treppe herauf, in Sorge, wir könnten ihm ent schlüpfen, ehe er uns noch einmal gesehen hätte.

An Deck angekommen, verließen ihn die Kräfte. Hier war endlich jemand mit Sinn für Humor! Sprudelnd und hustend rollte er umher, ganz sprachlos vor Lachen. Auch die Feierlichkeit unseres Wirts brach endlich zusammen, und auch er wand sich.

Auf die stoßweisen Fragen des Maschinisten antwortete ich, wir hätten Quito vor etwa zwei Jahren verlassen, um nach New York zu gehen, seien aber stromaufwärts aufgehalten worden.

„Aber wie weit ist noch Iquitos?“ frug ich; „das ist augenblicklich viel wichtiger als New York.“

„Fünf bis sechs Rudertage; aber gehen Sie nur geradeswegs nach New York, sie machen sich dort ein Vermögen!“ war die Antwort.

Als wir uns einige Minuten später zum erstenmal im Spiegel sahen, waren wir selber überrascht. Zwei Jahre ohne Haarschneiden oder Rasieren hatten ihren Stempel zurückgelassen, und obendrein trugen wir unsere selbstgefertigten Anzüge. Das Nettoergebnis waren ein paar abgekehrte, barfüßige, zerzauste Rip van Winkles in rotem Kaliko.

Don Luis zeigte sich der Gelegenheit gewachsen. Unsere Leidensgeschichte bewog ihn, alle guten Eßwaren herauszurücken, die das Schiff besaß — Büchsenwürste, Edamer Käse, Zwiebad, Zucker, Biskuit, Bier und eine Fülle anderer Dinge, die ich vergessen habe. Das Beste von allem war ein Laib wirklichen Brotes, etwas, was wir seit Quito nicht mehr genossen hatten.

Mit einem Wort, sie taten auf diesem Dampfer für uns alles, was sie konnten, und boten uns die Nahrung und Kleidung, die wir so bitter nötig hatten. Als wir eine Stunde später unser Kanu wieder bestiegen, ließ sich der Maschinist versprechen, daß wir in Iquitos auf ihn warteten, wohin er in einigen Tagen zurückkehren sollte.

„Ihr seid die Kerls, die ich kennenlernen will“, rief er mir nach, als wir abstiegen, und dann als letzten guten Rat:

„Sucht Dr. X. auf.“

In sechs Tagen erreichten wir Iquitos.

Elftes Kapitel.

Squitos.

Squitos entsprang der Notwendigkeit eines Sammel- und Verteidigungsmittelpunktes für Gummi und für Waren für das obere Amazonasgebiet, entsprechend dem, was Manaos und Pará für das untere Gebiet sind. Es bestand eigentlich, wie so viele Flußuferstädte, nur aus einer langen Straße mit einstöckigen Adobe-(Lehm-)Häusern, mit Wellblechdächern (wie unromantisch!), in denen sich die Bureaus und Warenhäuser der Zweigniederlassungen der amerikanischen und europäischen Handelshäuser befanden. Der Rest war eine Anzahl elender unfertiger Seitenstraßen, in denen die eingeborene Bevölkerung, die Cocama-Indianer (Kanuleute und Gummiarbeiter), und peruanische Caucheros wohnten.

Die Häuser in diesen Nebenstraßen bestehen aus Bambus mit Strohdächern. Die Wände waren stellenweise durchsichtig; ihr einziger Vorzug bestand in Billigkeit und Sauberkeit. Telegraph, Telephon, Kanalisation, elektrisches Licht, Kühlanlagen und Pflaster waren Wohlthaten der Zivilisation, die nicht bis nach Squitos gedrungen waren. Wasser wurde in irdenen Töpfen durch die eingeborenen Diensthoten vom Fluß gebracht. Die Stadt schoß in die Höhe wie eine „Hochkonjunkturstadt“ im amerikanischen Westen und war dazu verurteilt, nur zu existieren, solange die Handelsverbindungen, aus denen sie geboren war, dauern würden. Als ich dort war, muß die Stadt zehntausend Einwohner gehabt haben; später war sie nur halb so groß. Heute ist sie der Wohnort einer Handvoll Indianer.

Die Stadt ist von Pará mit einem Doppelschraubendampfer in vierzehn Tagen zu erreichen, es sind etwa 5000 Kilometer. Sie

liegt nahe der Vereinigung einiger großer Nebenflüsse, auf denen das Gummi aus den Lagern zum Hauptstrom gebracht zu werden pflegte. Die Gegend bildet das ganze Jahr durch die Grenze für die Schifffahrt für Seeschiffe. Im Jahr 1900 stellte Kapitän Todd vom Kanonenboot „Wilmington“ der Vereinigten Staaten in seinem offiziellen Bericht über seine Kreuzfahrt auf dem Amazonenstrom fest, daß die durchschnittliche Tiefe in der Regenzeit von Iquitos bis zum Meer 36 Meter beträgt.

Mit unsern beiden Kanus, die zusammengebunden ein Floß bildeten, ruderten wir am 27. Dezember 1898 um Mitternacht nach Iquitos hinein, nachdem wir uns durch ein Netzwerk von Altwässern gewunden hatten. In San Juan, einem Dorf an der Mündung des Napo, nahmen wir ein paar indianische Führer auf.

Gerade als wir diese letzten Kilometer zurücklegten, schrieben die Herren Gebrüder Mourraille aus Pará nach meiner Heimat in Elmira einen der vielen Briefe, die während meiner Wanderjahre in der Wildnis von den verschiedensten Orten zwischen Guanaquil und Pará geschrieben wurden und die versuchten, meine Familie auf meine Spur zu bringen. Sie schrieben wie folgt:

Pará, 24. Dezember 1898.

Sehr geehrte Frau!

Ihr Schreiben vom 31. Oktober ist in unserm Besitz, und wir bedauern, nicht imstande zu sein, Ihnen irgendwelche weitere Nachrichten von Ihrem Sohne zu geben; er befindet sich dreitausend Meilen weit von dieser Stadt, aber er wird sicher jeden Brief bekommen, den Sie ihm durch die Vermittlung des Herrn Elias Andrade schicken.

Zur größern Sicherheit können Sie Ihren Brief in einem an die Herren Marius & Leoy, Iquitos, Peru, über Pará, Brasilien, adressierten Kuvert schicken. Diese Herren sind in Iquitos die Agenten des Herrn Andrade, der am Fluß Napo wohnt.

Wir verbleiben, sehr geehrte Frau,

hochachtungsvoll

Gebrüder Mourraille.

Waren wir gleich ohne Schuhe, ungeschoren und ohne Hut, so fühlten wir doch, daß wir wenigstens eine Sprosse der sozialen Leiter erklimmen hatten, als wir unsere roten Kalitogewänder mit der gebräuchlichen Kleidung vertauscht hatten, mit der uns Morse, der Maschinist auf Don Felipe Morés Dampfer, versehen hatte.

Nun schämten wir uns nicht, die ersten Gummihändler, die wir zufällig trafen, zu besuchen und unsere Ladung abzuliefern. Nachdem wir den Versuch dieser Herren, uns „zu leicht zu wiegen“, vereitelt hatten, brachten wir eine Karre herbei, um das Geld abzuholen. Es wog über 50 Kilo. Es gab in Iquitos kein Papiergeld, und es war Sitte, mit einem Schubkarren einkaufen zu gehen.

Ein deutschamerikanischer Barbier hatte sich aus Gründen, die ihm selbst am besten bekannt waren, in diesem gottverlassenen Nest, dem Dorado des obern Amazonas, niedergelassen. Der Anblick von ein paar die Straße herabkommenden härtigen Bagabunden, Bürgern seines Adoptivvaterlandes, erregte ihn so, daß er uns anbot, die Haare umsonst zu schneiden — uns, die wir gerade eine Tonne Gummi verkauft hatten und nicht wußten, was wir mit so viel Geld anfangen sollen! Wir ließen jedoch unsere zwei Jahre alten Bärte und wallenden Locken stutzen und wandten unsere Aufmerksamkeit einem Schuhgeschäft zu; aber wir sollten schuhlos bleiben, denn Jack konnte in der ganzen Stadt kein Paar finden, das für ihn groß genug war, und ich würde meine Füße ganz und gar untauglich gemacht haben, wenn ich mich noch länger angestrengt hätte, meine Füße nach einer so langen Zeit der Freiheit in Leder zu kleiden.

Und so fanden wir den Weg zu einem Hotel — dem Hotel Roma. Man gab uns ein Zimmer mit Betten, und wir hatten das Gefühl von verlorenen Seelen, die im Paradies Einlaß fanden. Betten nach zwei Jahren Sand, Schlamm, Bäumen und im besten Falle Palmblättern zum Darauffschlafen waren entschieden eine Neuerung. Ich zweifle nicht, daß es in Wirklichkeit sehr minderwertige Betten waren, aber jedenfalls besaßen sie die Haupteigenschaften, die der Gattung gemeinsam sind. Am nächsten Tag schrieb ich nach Hause, das drittemal, seit wir Iquitos

verlassen hatten. Solche Gelegenheiten waren selten in diesem Lande. Zum Unterschied von seinen Vorgängern traf der Brief nach zwei Monaten richtig ein.

Wir wechselten bald unser Quartier und, obwohl wir fortführen, im Hotel zu essen, schliefen wir bei Doktor X., da wir den letzten Ratschlag befolgt hatten, den Morse uns über den Rand des Dampfschiffes nachgerufen hatte. Doktor X. war ein, gelinde gesagt, begeisterter Amerikaner. Niemand durfte in seiner Gegenwart den Mund aufthun, um irgendeine Anspielung auf amerikanische Dinge zu machen. Das Ergebnis war nicht auszu denken; dem Doktor gegenüber war der Besuch ein Eisberg. Durch ihn erfuhren wir viel Interessantes.

An den Wänden seines Rauchzimmers hingen Kriegsbilder; durch ihre erschreckenden Darstellungen angezogen, fragten wir ihn danach und erfuhren, daß der spanisch-amerikanische Krieg erklärt, gekämpft und gewonnen war. Wir waren starr über diese Nachricht und schwer enttäuscht, denn wären wir in Fühlung mit der Zivilisation geblieben, so hätte unsere Geschichte eine sehr viel andere sein können. Sogar Andrade hatte das hauptsächlichste Ereignis der Jahre 1897 und 1898 nicht erwähnt.

Der Aufenthalt beim Doktor bot viel Unterhaltung. Squitos enthielt so viel menschliches Treibholz, daß man beständig komischen Käuzen begegnete, mit seltsamen Geschichten und noch seltsamern Lebensanschauungen. Unser Wirt selber war keine Ausnahme. Er war, der Kudud weiß wie oder woher, auf einer Reise mit Patentarzneien nach Squitos gekommen, hatte aber gefunden, daß sie dort nicht gingen, daß es aber eine außerordentlich leichte Sache sei, Leuten die Zähne zu ziehen. Er ging also an die Arbeit und verfertigte eine Reihe von Diplomen und Zeugnissen über sein erprobtes Geschick als Zahnarzt, schmückte sein Haus damit und lud das Publikum ein, sein Glück zu versuchen. (Dies alles wurde uns in einem Augenblick halber Bewußtlosigkeit enthüllt, als er sich dem Tode nahe glaubte.)

Sein Freund und Genosse war ein gewisser Doktor Y., der möglicherweise, wenn man der Phantasie Spielraum ließ, höchstens Bremser auf einem Lastzug gewesen sein mochte, bevor er Squitos beglückte. Dieser Ort muß einen geheimnisvollen

Einfluß auf die Phantasie der Menschen ausgeübt haben, denn kaum war Y. — wenn dies sein Name war — angekommen, als er eine Messingplatte an seiner Tür anbrachte und eine Praxis eröffnete. Er pflegte zu Doktor X. zu kommen, um bei schwierigen Fällen ein Konsilium zu halten. Ihre Diagnosen würden eine recht interessante Studie abgeben.

Ich erinnere mich eines besonders schwierigen Falles. Ein unglücklicher Mensch rang seit mehreren Tagen mit dem Tode, und die beiden wußten mit dem Fall nichts anzufangen. Endlich suchte der Kranke, von Fieber und den Bemühungen der beiden Ärzte erschöpft, ein besseres Land auf. X. nahm Y. beiseite und besprach die Frage des Totenscheins, der ausgestellt werden sollte.

„Wissen Sie,“ sagte er, „wir werden schreiben, daß er infolge einer Kongestion des elementaren Kanals zwischen der Gallenblase und der Lunge starb, wodurch die kalte Galle in die Höhe stieg und sich um das Herz ballte.“ Und so geschah es.

Offenbar veranlaßte ihn die Aussicht, weitere wichtige Patienten zu verlieren und zu riskieren, daß die unwissenden Massen sein berufliches Können anzweifeln, seine schöne Praxis aufzugeben. Er nahm die Messingplatte ab und folgte der Aufforderung, Maschinist auf einem flachgehenden Dampfboot von 12 Pferdekraften zu werden, das zwischen Iquitos und einem nahen Seringal, so ziemlich auf der Scheidelinie zwischen dem Seringal- und Kautschukgebiet, verkehrte. Hier fühlte er sich zweifellos mehr zu Hause, denn er hatte mehr freie Zeit, seine Räubergeschichten zu erzählen, für die er bekannt war.

Ich erinnere mich einer besonders düstern Erzählung von ihm. Er war in einem Kanu irgendeinen Strom hinaufgefahren und auf der Rückreise war er allein. Auf einmal befand er sich auf einer Strecke, die so voll Tiger war (der amazonische Name für Jaguar), daß er von einer endlosen Reihe von ihnen auf beiden Ufern verfolgt wurde. Der kleinste war drei Meter lang; alle brüllten und schlugen mit den Fängen nach ihm, so daß es ihm drei Tage und drei Nächte unmöglich war zu landen.

Allgemein wurde angenommen, daß er ein Faß schottischen Whisky im Kanu hatte, wenn er überhaupt je gefahren war.

Das letzte Kapitel unserer Bekanntschaft mit ihm war in

hohem Grade tragisch. Auf einer seiner Fahrten stromab mit diesem amerikanischen Sechsraddampfer, den er führte, brachte er seine aus zwei Cocamas bestehende Mannschaft und seine Bootslast Gummi an Squitos vorbei, entschlossen, wieder in die Welt zurückzukehren. Ohne Aufenthalt fuhr er bis Manaos, wo er das Gummi für Bargeld verkaufte; er bekam eine Ladung Handelsware auf Kredit und ging weiter den Fluß hinunter. Sein Glück blieb ihm treu, denn wenn jemand, der an dem Handel beteiligt war, gesehen hätte, daß er mit den Waren stromab ging, konnten sehr unbequeme Fragen gestellt werden. In Pará angekommen, verkaufte er den Dampfer samt der Ware und verschwand spurlos.

Die amerikanischen Besitzer kamen kurz darauf nach Squitos und mußten zu dem Schluß kommen, daß diese berühmten Jaguare „Kapitän Tom“ (er hatte den Doktor mittlerweile fallen lassen und sich Kapitän genannt) verhindert hatten, an irgendeiner Stelle der 5000 Kilometer zwischen den Pflanzungen und dem Meere zu landen.

Aber wenn Squitos auch nicht reich an Ärzten war, gab es doch jedenfalls reichlich Moskitos, nicht sowohl in der Stadt selbst, die auf einer hohen Uferbank erbaut und dadurch Wind und Sonne ausgesetzt war, als in den umgebenden Sümpfen und Wäldern. Ohne Übertreibung konnten sie mit dem Londoner Nebel verglichen werden. Sie bildeten überall dichte Wolken, und die Luft summt von dem dünnen Trompetenton der Millionen dieser grausamsten Plagen des Amazonas. Es war unmöglich, Haustiere zu halten, denn das Leben wäre ihnen eine Pein gewesen. Der Truthahngeier, der auf dem Giebel eines Hauses außerhalb der Stadt sitzt und der zu jeder tropischen Landschaft gehört, konnte nur durch einen Dunstschleier von Moskitos gesehen werden. Es gibt Stellen in der Nachbarschaft von Squitos, wo die Wolken dieser Insekten so dicht sind, daß man sagt, die zweckmäßigste Art, die Tageszeit zu beurteilen, sei, einen Stein in die Luft zu werfen und den Winkel zu beobachten, in dem die Sonnenstrahlen durch das in der Moskitowolke entstandene Loch fallen.

So verging die Zeit, während Tad und ich Morjes Rückkehr

abwarteten, ehe wir uns zur Überfahrt nach New York in die Reiseliste eintrugen. Die Seeschiffe, hauptsächlich die Boothlinie, legten alle vierzehn Tage an. Sie kamen direkt aus Liverpool, ihre Ankunft bildete das Hauptereignis des städtischen Lebens. Es gab auch eine große Anzahl anderer Schiffe zu jener Zeit, unregelmäßige „Tramp“-Dampfer, die anlegten, um zu versuchen, eine Ladung Gummi aufzunehmen, und die mit den Dzeandampfern das einzige Verbindungsmittel mit der Außenwelt waren. Auch eine regelmäßige Flußdampferlinie zwischen Iquitos und Pará bestand und ein Kabel zwischen Pará und Manaos, das aber fast niemals funktionierte.

Eines Tags kam ein Schiff von Manaos an. Es brachte William Game, einen Irländer von guter Familie. Er hatte sich vor einigen Jahren in Argentinien niedergelassen. Blauäugig, rotwangig, mit kraftvollem Gliederbau, stark wie ein Stier, war er stets zum Kampf und zum Spaß aufgelegt. Ohne alle Furcht, setzte er sein volles Vertrauen in sich selbst. Niemand von uns wußte, was ihn bewog, unter allen Orten gerade nach Iquitos zu kommen. Gewiß war, daß er Argentinien verlassen mußte infolge einer Mißhelligkeit mit dem Gouverneur von Punta Arenas, der Kohlenstation auf der Pazifikküste der Magalhãesstraße. Punta Arenas hatte den Ruf, die schlechteste Stadt auf Erden zu sein. Also fühlte sich Game in Iquitos zu Hause, wo keine Fragen gestellt wurden. In Ermanglung einer Polizeimacht wurde jeder auf Treu und Glauben genommen und mußte sich seine eigene Laufbahn erkämpfen. Wir stolperten über Game den ersten Tag, nachdem er gelandet war, ungefähr zur selben Zeit, als unser neuer Freund Morse von seinem Absteher stromauf zurückkam, nachdem er den Eigentümern den Dampfer übergeben hatte, dessen Maschine er prüfen sollte.

Eduard Morse aus Wilks-Barre in Pennsylvanien war, merkwürdigerweise, fast auf dieselbe Art wie ich nach Iquitos gekommen. Ich weiß nicht aus welchem Beweggrund, schiffte er sich auf einem unregelmäßigen Dampfer in New York ein, dessen Bestimmung die pazifische Küste von Südamerika via Magalhãesstraße war. In der Magalhãesstraße litt der Dampfer Schiffbruch. Die Mannschaft und der Fahrgast Morse entkamen mit

dem Leben dadurch, daß sie die Ladung opferten und das Schiff treiben ließen. In einem peruanischen Hafen, den sie zum Ausbessern anliefen, verließ Morse das Schiff und arbeitete sich allmählich nach Cuzco durch, der alten Inkahauptstadt König Atahualpas. Dort begegnete er einem Manne namens Kirby, einem wohlbekannten südamerikanischen Reisenden. Sie beschloßen gemeinsam eine sehr ähnliche Reise zu unternehmen, wie Jack und ich sie machten. Ihr Weg über das Festland führte den Madre de Dios, Beni und Madeira hinauf in den Amazonas von Süden hinein, nach dem dortigen Entfernungsmaßstab nicht weit von Manaos. Nach vielen Abenteuern und unter Verlust ihres Kanus, mit allem was sie besaßen, ausgenommen die Kleider, die sie trugen, nahm sie ein Cauchero, der den Madeira hinaufging, um ein Gummilager einzurichten, von einem Flosse auf.

An der Mündung jenes Flusses angekommen, trennten sich die beiden. Morse fuhr auf einem Dampfer nach Squitos, Kirby ging weiter nach New York.

Morse war einige Tage in Squitos gewesen, als sich eine Gelegenheit bot, Geld zu machen. Er war von Beruf Maschineningenieur. Don Luis Felipe Moré hatte gerade ein zerlegbares Dampfboot erhalten und suchte jemand, der es zusammensetzen könnte, als er meinem Freund begegnete. Er forderte ihn auf, diese Arbeit zu übernehmen und die nötigen Proben auszuführen. Es war auf dieser Versuchsfahrt, daß er von Jack und mir auf dem untern Napo entdeckt wurde.

Die Ähnlichkeit unseres Temperaments und die Lust am Abenteuer, die wir teilten, verband Morse und mich von der ersten Begegnung an. Ehe wir lange beisammen gewesen waren, entdeckte ich, daß ihn derselbe Geist beherrschte wie Cecil Rhodes. Wie der große englische Weltreichsgründer war er erfüllt von den Möglichkeiten des weiten, jungfräulichen Gebietes, das nach Männern zu rufen schien, um seine unbegrenzten Hilfsquellen zu erschließen. Pläne, die Wälder zu fällen, große Strecken fruchtbaren Bodens zu roden, Straßen und Eisenbahnen zu bauen, Pflanzungen, Gruben, Ranchos anzulegen — einer nach dem andern ging ihm durch den Kopf.

Er pflegte die wunderbarsten Schilderungen des Landes und von allem, was daraus gemacht werden konnte, an alle reichen Leute zu schreiben, von denen er Kenntnis hatte, in dem Bemühen, genügend Geld aufzubringen, um seine Eroberungen in Angriff zu nehmen. Schließlich erwies sich, daß viel an dem war, was wir zu verlachen pflegten.

Endlich war da „Ambuscha“. Im Ivaro-Dialekt bedeutet Ambuscha „ein Vogel, der nachts singt“. Er erwarb sich den Namen durch seine Gewohnheit, im Schlafe unaufhörlich mit den Zähnen zu knirschen. Er nannte sich Charles Pope, gab an, amerikanischer Bürger und von Geburt Österreicher zu sein, sprach französisch, englisch und ein halbes Duzend Sprachen, die wie ein Reibeisen klangen, und besaß eine ungeheure Meinung von seinen eigenen Leistungen. Diese Seite seines Charakters war gefährlich, wie wir später merkten, denn er glaubte so fest an seine eigenen Kenntnisse in Waldkunde, Kochkunst und andern feldmähigen Fertigkeiten, daß er uns auf geographischem sowohl wie auf gastronomischem Gebiet öfter in Schwierigkeiten brachte, denen wir nur mit größter Mühe entkamen.

Die enge Gemeinschaft vier solcher Typen wie Rouse, Game, Morse und ich selbst, in einer Umgebung wie Iquitos mußte notwendig ein etwas aufsehenerregendes Ende haben. Nachdem ich nach Hause geschrieben und meinen Frieden mit der Familie gemacht hatte, verblaßte der Gedanke, in das Stadtleben zurückzukehren, allmählich vor dem ungleich anziehendern Ausblick auf ein Schnell-reich-werde-Abenteuer in der Wildnis des Amazonas, einer Idee, die durch den Einfluß meiner Gefährten zu einem stärkern Drang angefaßt worden war. Wir zogen uns mit der Zeit gegenseitig immer mehr an, und nach und nach wurde es eine feststehende Tatsache, daß wir eine Expedition in das unbekanntes Gebiet am Oberlauf der den Amazonas bildenden Ströme vorbereiteten. Unter dem Einfluß des Chinins, das ich in enormen Dosen zu nehmen begonnen hatte, sobald ich nach Iquitos kam, hatte ich die Schrecken des Fiebers schon vergessen. 6½ Gramm täglich während acht oder zehn Tagen machten mich gesund, und seitdem habe ich nie wieder einen ernstlichen Fieberanfall gehabt. Etwas gute Nahrung löschte das tote Wildschwein, den Trut-

hahngeier, den Ameisenbären und alle die magern Monate aus meinem Gedächtnis aus, die Jack und ich erduldet hatten.

Dann erwähnte jemand das Gold der Inka. Das war der Funken, der den Zünder entflammte. Unter dem Einfluß von Jacks Beredsamkeit wurde die letzte Entscheidung getroffen. Wir wollten gehen und die Quelle finden, aus der die frühern Herren Südamerikas, deren Reich auf die zu erforschenden Täler herabschaute, ihre Reichtümer geschöpft hatten.

Jack's Ansicht klang meinen willigen Ohren glaubhaft genug. Er behauptete, die Anden und die Küste des Stillen Ozeans seien seit hundert Jahren zivilisiert und erforscht worden, aber keine Goldquarzminen hätten sich gefunden. Die einzige andere Quelle, woher die alten Inkas ihre Metalle haben könnten, mußten also goldführende Plätze sein, wo das Metall im Erdboden gefunden wird, in den unerforschten Quellgebieten des weit gedehnten Wasserstraßensystems, das seinen Ursprung in den östlichen Vorbergen der ekuatorianischen und peruanischen Anden hat. Tatsächlich sind seit vielen Jahren öfter Expeditionen mit demselben Zweck von Buenos Aires und andern Mittelpunkten nach den Anden gegangen, in dem Glauben, daß irgendwo ein großer Schatz von Reichtümern existiere.

Diese unsere Expedition war das Stadtgespräch geworden, und als ihr Ruf Ambuscha zu Ohren kam, der in einem Einbaum am Wasser lebte, kam er mit seinem Vorschlag zu mir. Er hatte so seit seiner Ankunft aus einem unbekanntem Teil des Amazonasgebiets gelebt, wo er zweifellos einige seiner Künste nur zu erfolgreich angewandt und infolgedessen das Lager eiligst hatte abbrechen müssen.

Mehr vom Trozzi- als vom Hindenburgschlag, war er ein blauäugiges, rötlich-blondes Individuum, starkknochig und von Durchschnittgröße. Seine Manieren waren glatt; er ging mit dem Hut in der Hand; seine Augen, Füße und ebenso seine Angaben waren unsicher. Er war offenkundig ein Lügner, aber er schien ein muskelstarker Lügner zu sein. Bei spätern Unterhaltungen erwies er sich als ergebenen Anhänger des Anarchismus, der Giftkunde, der Umschweife, wie er auch der Sprachen kundig war. Er war von der Art, die lieber ihre Feinde still verschwinden läßt,

als das Risiko auf sich zu nehmen, sie zu erschließen. Er liebte rednerische Ausbrüche, wie seine irgeleitete Art es gemeinhin tut; unweigerlich endigten sie mit der angeblich nicht zu beantwortenden Frage: „Welches Recht haben sie, Gesetze zu machen, um gerade mich zu beherrschen?“

Aber, wie gesagt, jedenfalls war er muskeltark. Als er sich mir also mit dem Vorschlag vorstellte, die Expedition als Koch zu begleiten, mit der Bemerkung, keinen Lohn zu erwarten außer seinem Unterhalt und daß, wenn wir Gold fanden, wir ihm für seine Mühe geben sollten, was wir Lust hätten, schien mir dies ein annehmbarer Vorschlag, im Hinblick auf seine angebliche Geschicklichkeit, mit dem Ruder und der Bratpfanne umzugehen. Ich mietete ihn auf dem Fleck und nahm ihn aus seinem Schlupfwinkel fort ins Hotel. Zu seiner großen Freude und Überraschung behielten wir ihn vierzehn Tage dort.

Aber in der Zwischenzeit hatte sich in Iquitos vieles ereignet.



Auf Grund geratener Amazonasdampfer.



Urwald mit Riesenfarn und dichtem Unterholz.

Zwölftes Kapitel.

Tropenpolitik.

Von Iquitos nach Lima können es nicht viel mehr sein als etwa 1100 Kilometer in der Luftlinie. Aber um das eine vom andern aus zu erreichen, bietet die Strecke Landes zwischen beiden Städten nicht den Weg, den ein Mensch mit gesunden Sinnen einschlagen kann, geschweige denn ein Truppenkörper. Das würde bedeuten, die Anden auf so gut wie unbetretenen Wegen zu überschreiten und in einen Landgürtel einzubringen, der auf keiner Karte eingetragen ist, den wilde Stämme unsicher machen und durch dessen größten Teil ein Transport einzig in Kanus möglich ist. So kam es, daß die Behörden in Lima in Wirklichkeit gar keinen Einfluß auf die Ereignisse in Iquitos haben konnten. Truppen zu schicken war z. B. die Arbeit eines halben Jahrs von dem Tag an, da der Bote Iquitos verließ, bis zu dem Tag, an dem die Truppen ankommen konnten.

Die doppelte Reise, die unternommen werden mußte, betrug jedesmal ungefähr 14500 Kilometer: den Amazonenstrom hinunter nach Pará, die atlantische Küste des südamerikanischen Kontinents hinunter, um Kap Hoorn herum und die Küste des Stillen Ozeans hinauf bis Callao, dem Hafen von Lima. Von Iquitos irgendwohin zu kablern war unmöglich, weil kein Kabel gelegt war. Die einzige Hoffnung, die ein Bote hatte, schneller mit Lima in Berührung zu kommen, war, sich von Pará aus damit in Verbindung zu setzen, wenn er dort ankam, oder möglicherweise von Manaos über Pará, falls die Linie in Ordnung war. Infolge des wechselnden Flußbettes war dies selten der Fall.

So kam es, daß der Gouverneur der Provinz Iquitos nicht nur einen persönlich sehr verantwortungsvollen, sondern auch einen

sehr einträglichen Posten hatte. Der Gouverneur führt die Aufsicht nicht nur über das Eintreiben der Steuer auf die Ausfuhr von Gummi und der Naturprodukte des Landes, sondern auch über die hohen Zölle auf die Waren, die eingeführt wurden, um diese Produkte zu bezahlen. Dem ganzen Handelssystem lag das Kreditgeben zugrunde, das dort als *Aviador-System* bekannt ist. Waren, die für Gummistationen und zur Ausrüstung von Expeditionen nötig waren, wurden jedem Bewerber von Kaufleuten vorgestreckt; die Zahlung sollte zu einem spätern Zeitpunkt in Gummi erfolgen. Tatsächlich wurden alle Geschäfte auf dem Wege dieses Tauschhandels betrieben; es gab sehr wenig bare Abschlüsse, überhaupt war sehr wenig Geld zu haben. Münzen aller Länder wurden zum Pariwert angenommen, das Pfund Sterling bildete dabei den anerkannten Maßstab.

Die Einfuhr großer Mengen von Waren, die für die Indianer geeignet waren, erwies sich als nötig; es kamen Handsgewehre, Machete, Hemden und Hosen verschiedener Farben und Muster und eine Unmenge anderer Dinge. Die zu zahlenden Steuern schwankten täglich und wurden so hoch wie möglich hinaufgeschraubt, d. h. so hoch, wie man aus dem betreffenden Kaufmann herauspressen zu können glaubte. Die gesetzliche Strafe bei Nichtzahlung war die Schließung des Geschäfts, mit einer militärischen Wache davor, die die Kunden zurückhielt.

In der Ermanglung einer Polizeimacht stand die Stadt unter einer Art Kriegsgesetz, das vom Militär mit dem Gouverneur an der Spitze ausgeübt wurde. Bestechung und Korruption waren im Schwang, und jeder Gouverneur war bestrebt, sich schneller als sein Vorgänger ein Vermögen zu machen. „Nimm was du kriegen kannst“ war die Losung des Tages. Bei dem unerschöpflichen Gummivorrat auf der einen und der nie endenden Nachfrage in der zivilisierten Welt auf der andern Seite warf jeder ehrgeizige Freibeuter ein Auge auf den Gouverneurposten.

Eines Tags kam nach einem Gouverneurwechsel eine Bootsladung von einigen fünfzig Kaufbolden, die sich aus den Geächzten der Gummilager rekrutierten, mit dem Anwärter auf den begehrten Posten an ihrer Spitze den Strom herauf und ankerte unterhalb der Stadt. Während der Mittagsjesta landeten sie

und begaben sich in die Kasernen. Der größte Teil der Garnison, ungefähr ebensoviel Mann, schlief oder war auf den Straßen, Schweine jagend, die in der Stadt umherliefen; die Tiere waren zu solcher Plage geworden, daß eine Verordnung des Gouverneurs erlaubte, daß jedermann, der die Straßen von ihnen befreien würde, sie einfangen dürfe. Es war also ein leichtes, von der Kaserne Besitz ergreifen, die Leibwache des frühern Gouverneurs für sich zu verpflichten, den Gouverneur selbst aufzusuchen, ihn fortzujagen und auf offener Straße beim Davonlaufen zu erschießen. Sein Nachfolger überschritt, im Bemühen, einen Rekord im raschen Reichwerden zu machen, die Grenze der Geschwindigkeit. Er benachrichtigte die Kaufleute, ihre bisherigen Zahlungen seien an die falsche Adresse gekommen, und ersuchte sie um eine zweite Steuer. Dadurch entfremdete er sich gründlich die Sympathie der Allgemeinheit, aber merkwürdigerweise wurde das Geld infolge der mangelnden Organisation seitens der Händler bezahlt.

Der Erfolg dieses Streiches veranlaßte noch einen andern Abenteuerer, sein Glück mit demselben Spiel zu versuchen. Er erlangte auch richtig die Zügel der Regierung, indem er den Gouverneur auf die übliche Weise entfernte. Aber als es zu einer dritten Steuer auf dieselben Waren kommen sollte, mußte er merken, daß dies mehr war, als die handeltreibenden Kreise sich gefallen lassen wollten.

Man fing an zu flüstern, es sei an der Zeit, daß etwas geschähe. Das erste war, den Mann zu finden, der den Gegenangriff organisieren und führen würde. Da trat Salomo Casés auf, ein marokkanischer Jude und früherer Subalternoffizier in der britischen Armee. Selber ein hervorragender Kaufmann, war er ein ebenso guter Soldat. Unter seinem Kommando wurde eine Fremdenlegion gebildet, um seitens der selbst eingesetzten Autoritäten in der in Iquitos einzig verstandenen Weise gegen organisiertes Räuberwesen Einspruch zu tun. Diejenigen, die noch nicht im Besitz von Schießwaffen waren, wurden von Wesche & Co., der größten Firma der Stadt, ausgerüstet, und ein Trupp von etwa 300 Mann wurde aufgestellt. Die fremde Bevölkerung bestand aus einer großen Anzahl Brasilianer und Portugiesen, einigen zwanzig oder dreißig Franzosen,

zweimal soviel Deutschen, etwa dreißig Engländern, dreizehn Amerikanern und einer Anzahl Bürger der benachbarten Republiken. Es waren fast alles Aufseher der Gummilager, Kapitäne und Maschinisten der kleinen Privatdampfer oder Angestellte der Handelshäuser.

Eines Tags war die Truppe, zu der wir alle außer Ambuscha gehörten, bei helllichem Tag vor Wesches Geschäft aufgestellt und marschierte zur Kaserne hinunter. Es gab natürlich keinen Widerstand. Eine Unterhaltung von ein paar Minuten mit den Posten überzeugte diese, daß es das gescheiteste war, zu verschwinden. Der „Gouverneur“ wurde mit dem nächsten Schiff stromab geschickt. Die Fremdenlegion übernahm die Kontrolle der Zölle usw. und ließ dem Gouverneur von Lima sagen, daß sie die Ordnung aufrechterhalten würde, bis eine ordnungsmäßige Regierungsbehörde eintreffen konnte.

Hierauf ließ jedermann wiederum das Hemd über die Hose hängen, zog die Socken über die Unterhosen und kehrte zur gewohnten Tagesarbeit zurück, Kanu- und Floßladungen von Gummi in Empfang zu nehmen, Ware dagegen einzutauschen und Geld von den Gummisammlern zu nehmen, die einige Tage in der Stadt verbrachten, ehe sie die vielleicht 500 Kilometer wilden Landes zu ihrer Station zurückgingen. Es war Methode in dem scheinbaren Wahnsinn dieser Kleidermode, die von mir selbst einige Wochen vorher eingeführt und die allgemein angenommen war; sie wurde von den Eingeborenen „la moda inglesa“ genannt. Ihre Vorteile bestanden, was die Socken betrifft, in dem Schutz, den sie gewährten gegen die Angriffe von Sandflöhen, Geschöpfen, die den Zeden ähnlich, aber bössartiger waren und im Gras und Unkraut der Straße lebten, gegen die Nihuas, winzige aber kräftige Insekten, die ihren Wohnsitz unter den Zehennägeln aufschlugen und zahlreiche Eier legen, eine Zwergameise, die die Beine angreift, Garapatas (gewöhnlichen Zeden) und andere lokale Pestilenzen. Und was die Art, das Hemd zu tragen betrifft, so hielt sie kühler und war der Freiheit der Bewegungen förderlich.

Iquitos kehrte also zu seinem roten Pfeffer, Reis, Bohnen, Bananen und Paichi zurück. Diese fünf Rohstoffe bilden die Hauptnahrung aller, die in diesem Gebiet leben, unter Aus-

Schluß fast alles andern; es gab außerdem nur eingeführte Delikatessen in Gestalt von Konserven. Von diesen war in Iquitos ein ebenso guter Vorrat bester Qualitätsware aus allen Weltgegenden wie in New York. Wer Geschmack an Delikatessen fand, kam auf seine Rechnung. Ich habe roten Pfeffer als einen Hauptnahrungsstoff genannt; das ist kein Phantasiegebilde. Jeder Tisch hatte seine Schüssel mit roten Pfefferschoten, die heißhungrig verschlungen wurden, obwohl eine genügen würde, einen Durchschnittsmenschen zu würgen, neben der unvermeidlichen Curri-uchu-Sauce („goldener Pfeffer“ auf Ketschua), die zu gleichen Teilen aus diesem Pfeffer, Zwiebeln und Fett besteht. Diese Sauce wurde verwendet, um den Geschmack jedes aufgetragenen Gerichts zu verdecken. Jedes verlor seine eigene Art unter dem Einfluß dieses allmächtigen Krauts, das überall im Amazonasgebiet in ungeheuren Mengen wächst.

Eines Abends, als wir im Hotel saßen und die Möglichkeiten besprachen, den Amazonasstrom hinauf nach unserm Ziel zu kommen, lief ein Tapir herein; es war eine Erinnerung an alte Zeiten am Yasuni. Ich entdeckte, daß er zwischen Hotel und Restauration hauste und bei den Gästen an den Tischen Broden bettelte. Unter andern Haustieren in Iquitos war auch ein Ameisenbär; er war so zahm wie ein Schoßhund, beschränkte sich aber auf seine natürliche Ameisendiät und war daher ein willkommenener Besucher überall, wo er hinkam, ausgenommen an meinem Tisch, wo er aus begreiflichen Gründen Sad und mir den Appetit verdarb.

An dieser Stelle mag erwähnt werden, daß unsere Zahl durch zwei Peruaner vervollständigt wurde, die als Evarico und Pedro bekannt waren. Der erstere war ein Händler, der sich zu jener Zeit zufällig in Iquitos befand; seine Bekanntschaft mit uns führte dazu, daß er sich erbot, sich unserer Expedition anzuschließen. Der andere war ein Zimmermann, der aus dem Innern kam, angelockt durch die Aussichten auf ein einträgliches Geschäft in diesem neu aufblühenden Handelsmittelpunkt, wo die Löhne hochstanden.

Zur Ausrüstung der Expedition fingen wir an, Vorräte aller Art einzukaufen; wir entdeckten aber sehr bald, daß wir uns

unnötig in weitere Unkosten stürzen würden, denn alle Geschäftshäuser waren nur zu begierig, uns bei unserm Wagnis zu helfen, in der Hoffnung, mit unserm Vertrauen beehrt zu werden, falls wir belangreiche Erfolge hätten.

Einige der ersten Vorräte, die wir kauften, waren Schiffszwieback und Büchsenfleisch, was wir uns durch den Steward eines Dampfers aus Liverpool, der im Flusse verankert war, verschaffen konnten. Der Handel hatte eine etwas geheimnisvolle Form. Wir wurden gebeten, für den Abschluß um 1 Uhr früh in unserm Einbaum zu erscheinen. An der Backbordseite sollte uns der Steward die Fässer zum Herunterlassen bereithalten. Möglichste Stille sollte aus begreiflichen Gründen eine wichtige Rolle in der Veranstaltung spielen, da es sehr wünschenswert war, weder die Schiffsoffiziere noch die Zollwache am Ufer zu stören.

Das eine gelang, das andere aber nicht. Als wir uns dem Schiff in der starken Strömung näherten, flogen wir herum, ließen ein Ruder auf den Boden des Kanus fallen und stießen mit einem Knall an die Schiffswand an. Dann wurden beim Herunterlassen des ersten Fasses die Stricke zu früh losgelassen, was erhebliches Geräusch und Verwirrung verursachte und unser Fahrzeug beinahe versenkte, und als das zweite Faß daran kam, erschien der Kapitän im Schlafanzug oben auf der Brücke und beobachtete das Schauspiel.

Zu unserm Erstaunen äußerte er kein Wort. Wir beendeten die Arbeit, stießen nach dem Ufer ab und landeten glücklich unterhalb der Stadt. Der Steward erklärte uns später, der Kapitän habe trotz der heiklen Lage des Stewards nicht eingegriffen, weil der Steward bei frühern Gelegenheiten andere, größere Unregelmäßigkeiten beobachtet hatte, in die der Kapitän selbst verwickelt sein mochte.

Nachdem unsere Ausrüstung auf verschiedene Weise zusammengebracht war, beschloßen wir die Abfahrt — nicht zum ersten Male, wie gesagt sei. Es war Mitte Juni 1899 und schon im Januar hatte ich gehofft, fortzukommen, wie ich aus Briefen weiß, die ich damals nach Hause schrieb. Ich habe einen vom 12. Januar, den ich an meinen Schwager Arnot schrieb; ich drückte darin meine Enttäuschung aus, nicht zur geplanten Zeit fortgekommen zu sein

und „hoffte in zwei Tagen abzureisen“. Endlich, im Juni, sah es aus, als seien wir wirklich fertig.

Wir hatten unsere Waffen, Munition, Schaufeln, Säden, Goldtiegel, ein Biwakzelt, Kochgeräthschaften, Arzneibedarf, einen vollkommenen Satz Handwerkszeug für Reparaturen, Kleidungsstücke in Gummisäden eingewickelt, ein Banjo, brasilianischen Tabak in langen Riegeln, ein halbes Duzend Flaschen Rum, vier Hunde — einer davon war ein Stadthund, ein armes kleines Vieh — und Konserven, die wegen des konzentrierten Nahrungstoffes gewählt wurden.

Hier darf ich nicht unterlassen, einen Einfluß zu erwähnen, den ich kurz vor der Abreise faßte, denn er hatte den wichtigsten Einfluß auf diesen Bericht über meine Reise. Ich beschloß, ein Tagebuch zu führen, oder wenigstens ein Journal in irgendeiner Form, um meine Eindrücke bei der Infagoldexpedition festzuhalten. Vielleicht fühlte ich ein wenig Bedauern darüber, gar keine Angaben über die zwei letzten Jahre zu haben, vielleicht war es auch nur ein vorübergehender Einfall, den die Entdeckung eines alten Taschenbuchs unter meinem Kram veranlaßt hatte. Ich habe vergessen, wie der Gedanke entstand, aber das vielgereiste Dokument bewahre ich bis auf den heutigen Tag. Das letzte, was ich tat, war, meiner Familie zu schreiben, sie sollten Briefe an den amerikanischen Gesandten in Lima schicken. Ich wußte nicht, was ich zuerst sehen würde, den Stillen oder den Atlantischen Ozean.

Die erste etwas lakonische Eintragung in meinem Tagebuch berichtet über unsere Abfahrt unter dem Datum Freitag, 13. Juni 1899.

„Endgültig Iquitos verlassen, nach fast zwei Monaten mañana.“
Nun konnten wir endlich Lebewohl sagen.

Dreizehntes Kapitel.

Den Amazonasstrom hinauf.

Don Juan José Ramírez war ein wohlhabender Gummi- und Sklavenhändler, so wohlhabend, daß er fast Millionär war. Er hatte angefangen wie jeder Cauchero und sein Geschäft organisiert, bis es enorme Ausdehnung gewann. Zur Zeit, als wir seine Bekanntschaft machten, hatte er dreihundert Indianer, die für ihn an einem halben Duzend Strömen in Gummi arbeiteten; er besaß überall zwischen den Quellflüssen des Amazonas Stationen und einen Dampfer, der den verschiedenen Lagern Zufuhr brachte und die gesammelten Gummivorräte holte. Ramírez war ein Peruaner mit spanischen Vorfahren, ein großer, jovialer Mann, gewöhnt Befehle zu geben und sie ausgeführt zu sehen.

Die Besitzer von Privatdampfern vom obern Amazonasstrom hatten die Gewohnheit, Fahrgäste für eine mehr oder weniger nominelle Summe aufzunehmen, da etwas ähnliches wie eine regelmäßige Dampferlinie fehlte. So kam es, daß wir von diesem Herrn hörten und uns an ihn wegen einer Überfahrt nach Barranca wandten, dem westlichsten Punkt, den Dampfer jemals berührten, und wo seine eigene Plantage lag. Tatsächlich war Barranca der letzte Vorposten der Zivilisation am Marañon. Über unsere weitere Reise stromauf will ich aus meinem Tagebuch berichten:

„Wir dampfen unserm Bestimmungsort zu, vorüber an vielen hübschen kleinen Cocama-Niederlassungen; ihre kleinen Lichtungen und Strohdächer unterbrechen die Eintönigkeit der endlosen dichten Waldungen, die beide Ufer säumen. Hier und da schießt ein Kanu aus einem dieser Weiler heraus, der Kapitän fährt langsamer;

sie rudern heran, und die „Onza“ hat einen Trupp Fahrgäste mehr zu tragen, ein Kanu mehr zu schleppen. Diese neuen Ankömmlinge sind häufig Frauen mit olivenfarbener Haut, schwarzäugig, mit langem schwarzem Haar, barfuß und barhäuptig, in Rock und Bluse gekleidet, mit denen die Zivilisation sie ausgestattet hat. Sie sind schwer behangen mit Halsbändern von Affenzähnen, Handelsperlen und einigem Federschmud. Mit gekreuzten Beinen sitzen sie auf Deck und nähren die Säuglinge, die sie auf dem Rücken gebunden tragen, schwätzen in der Cocama-Sprache, die sich deutlich vom Ketschua des Napo unterscheidet, und trinken die Masata (das Giamanchi der Iwaros), die unwandelbar den wichtigsten Bestandteil ihrer Ausrüstung bildet.“

Die moralische Wirkung dieser Sichten, die die eintönigste Landschaft der ganzen Welt unterbrechen, muß man erlebt haben, um sie verstehen zu können. In dem ganzen Amazonasneß, wo etwa 80 000 Kilometer Wasser für Flußdampfer schiffbar sind, gibt es gar keine Abwechslung in der dichten Waldmauer, die sich unabsehbar erstreckt, außer den winzigen Fleckchen, denen der Mensch seinen Stempel aufgedrückt hat in Gestalt einer Stadt, einer Lichtung oder einer Hütte. Man lebt ewig zwischen zwei grünen Massen, kein Berg steigt in der Ferne auf, kein Felsen hemmt die Myriaden von Bäumen, kein leerer Fleck ist da, die endlose Kette tropischen Grüns zu unterbrechen, die Herz und Gemüt des armen, hilflosen Menschen bedrückt und ihn einer überwältigenden Schwermut anheimfallen läßt.

Dies ist „das Land der Schmetterlinge und Kolibris“ genannt worden. Es ist aber vielmehr eine Art mesozoischen Sumpfes, der von Tier- und Pflanzenleben stroht, wie in der Urzeit; hier scheinen alle schädlichen Insekten der Erde üppiger zu gedeihen als in jeder andern Region. Das Leben des Gummijägers war eine Qual, die nur fünf Monate im Jahr ertragen werden konnte, und auch dann nur unter dem Antrieb des Riesengewinns, der aus dieser Industrie gezogen wurde, und der Aussicht, diesen Profit in die irdischen Freuden umzusetzen, die Manaos und andere Städte am Amazonas bieten.

Zehn Tage fuhren wir in einem fort stromauf. Täglich machten wir halt, um das Abendessen zu erjagen und Holz zu

fällen. Ein Trupp Jäger wurde in die Wälder geschickt; die Hauptjagdbeute waren Affen. Diese Tiere bildeten den Mittelpunkt jeder Mahlzeit in der Form von Suppe, geschmort, gebraten, kurz auf fast so viele Arten zubereitet wie das Fleisch eines zivilisierten Mittagstisches. Ihr Fleisch ist sauber, rot und fest, mit einem dem Rindfleisch täuschend ähnlichen Geschmack. Es hat auch mit diesem gemein, daß es das einzige Fleisch der Wälder ist, das einen Tag wie den andern genossen werden kann. Dies mag verblüffen, wenn man bedenkt, daß es dem Menschen zuwider wird, von Wild, wildem Truthahn oder sonst einem Tier des Waldes ständig leben zu müssen, so daß er schließlich, von Fleisch umgeben, Hungers sterben könnte. Diese Bemerkungen beziehen sich natürlich nicht auf jede Art amazonischer Affen, sondern auf die größern Arten Maquisapa und Choro. Alle Affen sind eßbar, aber ihr Fleisch ist nicht so angenehm wie das der genannten.

Am zehnten Tag waren wir bis auf einige Stunden an Baranca herangekommen. Als wir um eine Windung des Flusses kamen, lag die letzte Cocama-Niederlassung des Marañon vor uns. Hier ist das Land jedes Jahr überschwemmt; die Hütten müssen daher auf starken Pfosten errichtet werden. Etwa ein Meter über der Hochwasserfläche angebracht, beherbergten sie einige zehn oder zwölf Familien, die vom Fischen und Jagen lebten. Sie versahen die umliegenden Gummistationen mit Paichi und Seekuh, „Baca Marina“, einem Manati, das 2,10 Meter groß wird und dessen Fleisch ebenso wie das des Paichi behandelt wird, d. h. geschnitten und an der Sonne getrodnet. Paichi ist dem Amazonas, was Bacalao (gesalzener Stodfisch) für Spanien bedeutet, obwohl es ein Produkt von viel höherm Wert darstellt. Wildschweine und Affen, Truthühner und Paujile erlagen ihren Handelsgewehren und wurden mit den Fischen verkauft. Dafür bekamen sie Pulver und Schrot, Singernähmaschinen, Machete, Äxte, Angeln und Haken, Kleidung und Similisteine.

Wir ankerten in der Höhe des Dorfes und tauschten unsere Waren gegen Nahrung ein. Die kleinen Kinder kamen aus den strohgedeckten Hütten gelaufen, ergriffen ihre Kanus und ruderten uns entgegen. Die Cocamas sind von allen Indianern des Amazonas die geschicktesten auf dem Wasser. Sie haben eine schlaue

Art, ihre Kanus zu handhaben, wenn sie Flußseehunde mit dem Speer jagen. Da man das tote Tier unmöglich in ein so gebrechliches Fahrzeug heben kann, gehen die Insassen (gewöhnlich ein Mann und eine Frau) über Bord und setzen das Kanu unter Wasser, bis sie den Flußseehund hineinlotsen können. Während der Mann die Schnauze des Seehunds und den Bug des Kanus festhält, wird das Fahrzeug plötzlich vorwärts geschwungen. Die Schnelligkeit der Bewegung läßt das Wasser über das besonders gebaute Hinterteil hinausfließen, und das Kanu kann wieder schwimmen, diesmal mit dem Seehund drinnen. Dann klettert jedes von seiner Seite an seinen Platz, und sie rudern ans Ufer.

Nach Auffüllung unserer Speisekammer stießen wir ab und erreichten an demselben Abend Barranca. Hier ist, wie gesagt, die letzte Station der Zivilisation. Eine Schöpfung Don José Ramirez', rühmte es sich eines Warenhauses, in dem Ramirez mit Familie wohnte, einer Zuderrohrmühle, einer Anzahl strohgedeckter Häuser, die an der einzigen mit dem Fluß parallel laufenden Straße liegen; eine freie Stelle am Flußufer hatte fast das Aussehen einer Plaza. Die ganze Stadt stand auf einem Ufer (puca urcu, „rotes Ufer“, nennen es die Iwaros), von dem man an hellen Tagen die Anden in 150 Kilometer Entfernung sehen konnte. Ramirez hatte sein Geschäft und Haus in der Mitte einer Lichtung zwischen Stadt und Fluß bauen lassen, um sich gegen überraschende Überfälle der wilden Stämme von oberhalb des Pongo de Manseriche zu schützen.

Um den ganzen zweiten Stock lief eine Veranda, von wo die ganze Umgegend zu überschauen war. Schwere Hartholztüren und eine Schutzwehr von Palmenholz schützte den Balkon gegen Speerwürfe. Trotz dieser Vorkehrungen war Barranca einige Wochen vor unserer Ankunft von den Huambisas mit Erfolg überfallen worden; sie hatten einige weiße Frauen fortgeschleppt und den größten Teil der Stadt geplündert. Der Angriff war ein typisches Beispiel indianischer Verräterei. Ein Trupp war stromauf gekommen und heuchelte Freundschaft und Handelsabsichten. Sie schlichen sich, als Ramirez selbst abwesend war, in die Stadt ein und griffen auf ein gegebenes Zeichen an, unterstützt von ihren Kameraden, die sie bewaffnet und sprungbereit

im nahen Wald gelassen hatten. Der Bruder des Eigentümers machte eine Anzahl Eindringlinge nieder, aber er fand keine Unterstützung beim Leiter des Warenhauses, der beim ersten Alarm davoneilte; mit einer Winchesterbüchse in der Hand, wandte er sich am Rand der Lichtung um und blieb wie versteinert stehen, während seine Frau um Hilfe schreiend fortgeschleppt wurde.

Dieses tapfern Herrn Vorliebe für ein großes Lager von Patentarzneien war vermutlich die Ursache für seinen Geisteszustand und für seine eigenartige Auffassung der Pflichten eines Mannes. Diese Medicinen waren in kleinen Flaschen aufbewahrt, deren jede eine Nummer trug. Ein dazugehöriges Merkblatt unterrichtete über ihren Gebrauch. „Für einen Schnupfen zwei Pillen aus Flasche Nr. 3, viermal täglich“ oder „für abwechselnde Anfälle von Frösteln und Schwitzen eine Tablette von Flasche Nr. 6, alle zwei Stunden“. Der betreffende junge Mann benutzte seinen Medizinkasten so häufig, daß ihm einige Nummern lange vor den andern ausgegangen waren, aber sein Glaube an ihre Heilkraft war so stark, daß er, wenn zwei von Nr. 8 nötig waren und er keine mehr hatte, statt dessen vier von Nr. 4 einnahm.

Hier also hatte Ramirez sein Hauptquartier. Viele seiner Caucheros mit ihren Familien nahmen ihren festen Wohnsitz in Barranca und in zahlreichen kleinen Lichtungen in der Nähe, wohin sie zur Erholung zurückkamen, nach ein oder zwei Arbeitsperioden an den entfernten Flüssen, wo ihr Herr und Meister in Gummi arbeitete. Dann gab es noch die ständigen Einwohner, die in der Zuderrohrmühle und in den Pflanzungen arbeiteten, wo Zuderrohr und Yuca gebaut wurden, Kanus herstellten, neue Häuser bauten, nach der Wasserleitung sahen, die dem Mühlrad das Wasser zuführte, und überhaupt die hunderterlei Dinge taten, die zum Betrieb einer Niederlassung nötig sind. Hier gab es auch eingeborene Zimmerleute, die aus den vielen verschiedenen Harthölzern, die der Wald enthielt, alle Arten Hausgerät, sowie Teile von Häusern verfertigten, und die sogar solche Dinge wie Rollkloben, Zapfenlager und Maschinenteile herstellten, die in zivilisierten Ländern aus Eisen verfertigt werden.

Die Wälder des Amazonas können eine große Zukunft haben mit ihrem unerschöpflichen Vorrat zahlreicher Sorten der schönsten

und dauerhaftesten Harthölzer, die die Welt hervorbringt. Eines Tags werden vielleicht aus diesem Gebiet traumhafte Reichtümer in die zivilisierte Welt verschickt werden. Die praktischen Schwierigkeiten, die einem solchen Unternehmen entgegenstehen, werden dadurch ungeheuer vermehrt, daß diese Hölzer nicht schwimmen, weder im grünen noch im getrockneten Zustand, und durch die Unmöglichkeit, Straßen zu bauen, es sei denn mit riesigen Kosten. Eine schwimmende Sägemühle könnte das Nußholz, das an den Ufern wächst, wohl schneiden, man darf aber nicht glauben, daß die gewöhnlichen Holzschneidegeräte für diese Sorte Bauholz benutzt werden können. Eine Kreissäge mit einer Umdrehung von gewöhnlicher Schnelligkeit würde in wenigen Sekunden ihre Zähne verlieren; ein Meißel, der zu scharf eingebohrt wird, läßt seine Schneide im Holz, wenn er zurückgezogen wird, und es ist unmöglich, einen Nagel ins Holz einzuschlagen. Einen Hobel kann man darauf nicht anwenden; das Holz muß so sorgfältig wie Stahl gebohrt werden.

Die gestürzten Stämme, auf die wir von Zeit zu Zeit stießen und die ganz mit Moos und Vegetation bedeckt waren, erwiesen sich als noch ebenso hart wie an dem Tag, als sie stürzten. Viele Male mußten wir, wenn wir kleine Flüsse in Kanus hinauffuhren, vor einem Stamm haltmachen, der von Ufer zu Ufer liegend ein gleiches wirksames Hindernis bildete wie ein Schlagbaum vor der Mündung eines Hafens. Wenn nicht das Wasser gefallen war und der Baum hoch über der Oberfläche lag, war er unpassierbar. Prüfte man diese Stämme mit der Axt, dann versanken die herausfliegenden Späne wie Steine.

In Barranca sahen wir acht Stämme, die etwa 6 Meter lang waren und seit über vierzig Jahren als Pfeiler gedient hatten. Ich prüfte mit dem Machete beide Teile dieser Pfähle, den vergrabenen und den freistehenden; beide waren vollkommen erhalten. Hier liegt sicherlich die Lösung des Problems des Erlasses der Eisenbahnschwellen.

Das Leben in Barranca war nicht ohne Aufregung. Wir waren erst einige Stunden gelandet, als Alarm geschlagen wurde. Ein Mitajero, der von der Jagd zurückkam, meldete einen großen Trupp Iwaros, der in Kriegskanus stromabwärts komme. Die

Büchsen wurden ergriffen und die Stationen bemannt. Wir waren entschlossen, keine Wiederholung des Überfalls zuzulassen, der noch frisch in der Erinnerung der Überlebenden war. Nachdem wir etwa zwei Stunden umsonst gewartet hatten, stieß ich in einem Kanu mit einigen dreißig Indianern und Mischlingen ab, um zu rekonoszieren; wir fanden aber nichts. Zur Station zurückgekehrt, warteten wir ab, was der nächste Tag bringen werde. Er brachte die Iwaros, aber sie kamen in Frieden. Diesem Trupp von Aguarunas war es um eine freundschaftliche Handelsreise zu tun. Sie versicherten uns, daß wir am Tag vorher einen Steinwurf weit von ihnen vorbeigekommen seien. Ihr übermenschliches Geschick, sich selbst und ihre Kanus zu verbergen, war dadurch wieder bewiesen.

Ramirez überredete die Ankömmlinge mit Hilfe von freigebigen Schluden Feuerwasser, uns zu Ehren einige ihrer Kriegstänze und indianischen Angriffsmethoden vorzuführen. Er war ein guter Wirt und ein guter Freund, dieser unbelesene Millionär.

Ich sage Millionär, aber man darf nicht denken, daß er große Massen von Bargeld zur Verfügung hatte. Der Herr von Barranca hatte Reichtümer angelegt in der Gestalt von Waren, Gummi, Gebäuden, Kanus, eines Dampfers, Sklaven und all dem umfassenden Zubehör, das für den Betrieb seines Netzwerks von Unterstationen nötig war; zulezt und nicht zum wenigsten im guten Willen und Vertrauen der Indianer, die unter seinem Kommando und unter dem der Kaufleute von Iquitos standen. Er genoß unbegrenzten Kredit und war gleichzeitig ein Mann von unbegrenzten Mitteln. Er war auf dem Amazonas so sicher wie J. P. Morgan & Co. in New York oder der Credit Lyonnais in Paris. Sein Leben war, wenn man will, das eines Mannes, der nicht vom Sittengesetz der Zivilisation eingeengt wird; aber das eine kann man von ihm sagen — und das kann nicht von allen Männern gesagt werden —, daß er in einer Welt lebte (und soviel ich weiß noch lebt), die ihm vertraute und zu ihm aufsaß.

Bierzehntes Kapitel.

In unbekanntes Land.

Unseres Wirtes Gastfreundschaft endigte nicht in Barranca. Er bestand darauf, daß wir die „Onza“ noch eine Strecke weiter stromauf benützen sollten, nämlich so weit, wie Dampfer überhaupt gehen konnten. Die Kanus der Expedition, die von SQUITOS heraufgeschleppt worden waren, wurden um ein in Barranca gefautes vermehrt — im ganzen waren es drei.

So vollzog sich also unsere endgültige Abfahrt in der Dämmerung des ersten Tags unseres Aufenthalts in Barranca. Die „Onza“ richtete ihre Nase stromauf, der erste Dampfer, der die Wasser des Marañon oberhalb dieser Station befuhr seit Borjas Fall. Die Lage angestrengter Vorbereitung waren vorüber, Lage des Kampfes mit Munitionskästen, Kisten mit Handelsware und „Kriegsbeuteln“. Dies ist der Name, den man in den westlichen Staaten dem Ausrüstungsack des Goldsuchers beilegt. Unsere Beutel waren eigens den lokalen Bedingungen entsprechend nach amazonischer Mode verfertigt. Tatsächlich wird jeder Wanderschwarm, der mit der Möglichkeit von Überschwemmungen, schwerem Regen oder Kentern im Fluß oder See rechnen muß, diese besondere Art der Verpackung unschätzbar finden.

Die Beutel werden hergestellt, indem man Leinwand über ein Mehlfäß oder einen ähnlichen Gegenstand spannt, zunäht und mit einer Lage Gummimilch frisch vom Baum umgibt. Mehrere Lagen werden aufgelegt; jede muß erst trocknen, dann wird das Faß herausgezogen, und ein vollkommen wasserdichter zylindrischer Beutel ist das Ergebnis. Wenn man alle empfindlichen Gegenstände, die unter der Nässe leiden können, verstaubt hat, wird der Hals des Beutels mit einem Strid so fest zusammengezogen, daß Wasser unmöglich eindringen kann. Diese Beutel haben, da sie biegsam

sind, von Tag zu Tag einen andern Umfang, gemäß der Menge von Vorräten, die sie enthalten, und sie sind deshalb stets bequem, da sie zum Unterschied von Kiste oder Koffer nie mehr Raum beanspruchen als notwendig ist. Man kann sie beim Stromabfahren über Bord werfen und treiben lassen. Sie können die ganze Nacht außerhalb des Zeltcs im Regen bleiben, um Platz für die Betten zu machen. Wenn sie getragen werden müssen, passen sie sich dem Rücken und den Schultern an, was die Last erleichtert. Kurz sie sind die vielseitigste Art des Gepäcks, die je erfunden wurde.

Zwei Tage, die mit Jagd auf Capibara, mit Faulenzen an Deck, improvisierten Konzerten zu Ehren Don Juans und Schlagen von Feuerholz ausgefüllt wurden, brachten uns zu dem fernsten Punkt, den die „Onza“ erreichen konnte.

Es war während eines Haltes zum Holzfällen, daß wir unsere ersten Illusionen über die Leistungen des Expeditionskoches Ambuscha verloren. Ich nahm ihn mit in die dichten Wälder, um nach Wild oder sonst Interessantem zu suchen. Seine Versicherungen über seine Kenntnisse in der Waldkunde hatten tiefen Eindruck auf den Trupp gemacht. Nun galt es, ihn in Tätigkeit zu sehen.

Er ging so eilig er konnte los, tauchte im Didicht unter und verschmähte anscheinend, seine Spur zu bezeichnen. Er drang so hastig vor, daß ich zu tun hatte, ihm nachzukommen. Ich war neugierig, ob er sich klarmachte, daß es an die 1500 Kilometer waren in der Richtung, in der er rannte, bis wir aus den Wäldern herauskamen, und dieselbe Entfernung nach Norden, bevor man zum Karibischen Meer kam; daß im Westen die Anden zwischen uns und dem Stillen Ozean lagen und daß einige 5000 Kilometer Urwald, Ströme und Sümpfe unserer im Osten warteten, bevor wir den Atlantischen Ozean erblicken konnten. Sich in diesem größten Labyrinth auf Erden zu verlaufen, war keine Aussicht, die mir zusagte. Meine Erfahrungen am obern Yasuni, von denen ich schon erzählt habe, hatten genügt, bei mir einen tiefen Eindruck davon zu hinterlassen, wie töricht es ist, einem Neuanfömming zu sehr zu trauen.

Als wir eine gutbezeichnete Tapirspur erreichten, bestätigte sich mein Verdacht auf dramatische Weise. Ambuscha fiel auf die Knie, untersuchte die Fährten mit Kennerauge, beröch sie, beleckte



Zerlegen eines Manati.



Suitola-Frauen in ihrem Schmuck für die Aufnahme.

seine Finger, befühlte sie (jetzt wurde es mir zu bunt!) und verkündete feierlich, daß ein Kriegstrupp von Indianern mit Frauen (wahrscheinlich Gefangenen) diesen Weg gemacht habe, und zwar innerhalb des letzten Monats, nach Westen zu; der Trupp habe den Pongo oberhalb passiert. Die Verblüffung war jedenfalls groß, aber nicht so groß, um mich zu hindern, ihn zu fragen, ob er mir auch etwas über ihre Religion oder Sitten sagen könne.

Von nun an bezeichnete ich selbst meinen Weg. Diese Vorsicht rettete uns beide vom Untergang, in den mich Ambuscha geführt hätte. Er versuchte über den Rückweg zu streiten, aber ich bemerkte, daß er darauf achtgab, mich in Seh- und Hörweite zu behalten, während ich meinen eigenen Weg zum Schiff zurückging.

Am Ende des zweiten Tages hatten wir wie gesagt die fernste Stelle erreicht, bis zu der die „Onza“ gehen konnte. Die Strömung war so stark geworden, daß kein weiterer Fortschritt möglich war. Der Dampfer arbeitete schwer und kam so gut wie gar nicht voran. Wir warfen daher auf einer Sandbank am linken Flußufer Anker, räumten Kisten und Kasten aus, banden die Kanus los, zogen sie auf den Strand und, nachdem wir uns von unserm Wirt mit Büchsen schüssen und Hochrufen verabschiedet hatten, gingen wir daran, einen zeitweiligen Gepäckschuppen zu bauen.

Zwei Männer können in einer Stunde eine erstklassige wasserdichte, strohgedeckte Hütte bauen, $4\frac{1}{2}$ Meter breit, 6 Meter lang, mit Hilfe von riesigen Palmblättern, die sich in endloser Mannigfaltigkeit überall finden. Ein schräges Dach aus vielen Palmblattschichten wird von Bambuspfählen getragen, die man in die Erde schlägt. An anderer Stelle werde ich weitere Einzelheiten über den Bau dieser Häuser geben.

Unser erster Abend wurde in Ruhe und Zufriedenheit verlebt. Mein Tagebuch schreibt darüber:

„29. Juni 1899. Wir haben beschlossen, keinen Wachtdienst zu tun, bevor wir den Pongo erreichen, da die Wilden selten unterhalb dieser Stelle gesehen werden. Jedermann raucht und Ed. spielt das Banjo, alles wohl und in bester Stimmung.“

Hier verbrachten wir fünf Tage und jagten, um die Speisekammer gefüllt zu halten. Wir warteten auf das Fallen des Wassers, damit wir den Pongo passieren konnten. Am 30. war der

Fluß noch im Steigen, und wir mußten uns auf das Ufer zurückziehen, das etwas über ein Meter höher lag als die Sandbank. Wir brachten in den Kanus Doppelboden an, um die Ladung aus dem Schlagwasser herauszuhalten, und Palmblattdächer (Armariaris), um uns vor Sonne und Regen zu schützen. „Ich schoß einen dicken Papagei, das erste Fleisch, das auf der Expedition heimgebracht wurde.“ Es war ein Arara oder, wie die Indianer sagen, ein Huacamao von der Größe eines Huhns und besaß ein schönes blaues, rotes und gelbes Gefieder. Die Ameisen begannen uns zu peinigen, und einige Regenschauer dämpften die Begeisterung der Neulinge unserer Gesellschaft. Wir hatten gute Jagd; Truthühner und Paujile fielen durch unsere Gewehre. Einmal brachte ich vier Affen heim, die wir zum Abendessen brietten. Wir entdeckten übrigens, daß das Fleisch nicht der einzig eßbare Teil dieser Tiere ist; auch das Gehirn ist als Abwechslung brauchbar.

Am 2. Juli, einem Montag, fiel der Fluß um 1,8 Meter, und wir rechneten, daß der Ausbruch am 4. Juli möglich sein werde; so geschah es auch. Wir zapften ein Faß Rum an, um unsern Angriff auf den Bongo zu feiern, und um 10 Uhr vormittags ging's fort in bester Stimmung. Die Nacht schliefen wir auf einer Sandbank im Freien, nur unter dem Schutz von Moskitonezen, die an den in den Sand gesteckten Ruderstangen aufgehängt waren; wir hatten zum Glück klaren Himmel über uns. Hier begannen wir mit dem Wachtdienst. Ed. und ich hatten die erste Wache. Man war übereingekommen, daß alle fester schlafen würden, wenn diese Vorsicht gebraucht würde.

Eines der bemerkenswertesten Beutestücke der ganzen Expedition bekamen wir dort. Ein schneeweißer Alligator von anderthalb Meter Länge wurde von Sad geschossen und zum Abendessen zubereitet.

„Einige hatten zuerst etwas Scheu, das Fleisch zu versuchen; aber alle stimmten darin überein, daß es das beste war, das wir bis jetzt gegessen hatten. Es war ganz weiß und schmeckte ganz ähnlich wie Hühnerfleisch. Die Haut ließen wir den Geiern und Weihen auf dem Sand.“ In diesem Zeitpunkt (am Anfang einer zweijährigen Reise) war es unmöglich, Häute zu präparieren und mit uns herumzuschleppen.

Ob es eine Laune der Natur war (vielleicht ein Albino), weiß ich nicht, aber gewiß ist, daß ich nie wieder einem ähnlichen Reptil begegnet bin oder davon gehört habe. Es war kein Leguan, der im Aussehen so verschieden ist, daß man die beiden unmöglich verwechseln kann. Die Bildung der Kiefer und Zähne ließ keinen Zweifel darüber, daß es ein Alligator war.

Über unser weiteres Vordringen von hier bis in Sicht von Borja und des Bongo de Manseriche kann ich nichts besseres tun, als aus den damals gemachten Aufzeichnungen zu zitieren.

„Bei Sonnenaufgang ausrüdend, ruderten und stakten wir bis Mittag, wo wir ausruhten und Schiffszwieback aßen sowie gerösteten Alligator (die Reste des weißen), Farinha (eine Art Tapioca aus Kaffave und eines der Hauptnahrungsmittel Brasiliens) und Sirup. Wir verloren zwei Hunde, die über Bord sprangen und im Wald verschwanden; sie wurden wahrscheinlich von Jaguaren getötet. Der Fluß wird schmal, und an Stelle der Schlammböden und -ufer treten Sand und Kies. Das Wasser wird viel heller und kälter. Die Vorberge der Anden sind beständig in Sicht und scheinen nur 15 oder 20 Kilometer entfernt (die wirkliche Entfernung muß etwa 80 Kilometer betragen haben). Die Neulinge werden geschickter mit Ruder und Ruderstange.“

Über die Kunst, ein Kanu in reißendem Wasser zu handhaben, spreche ich an anderer Stelle. Ein Augenblick des Nachdenkens wird dem Leser zeigen, wie es kam, daß wir einen Teil der Last der „Exploradora“ (des großen Einbaums) zurücklassen mußten. Wir deponierten es auf der Mitana-Insel, die wir wegen ihres Reichtums an Wild so benannten. Der reißende Strom und die alten Bäume, deren Wurzeln sich im Bett des Stromes festgewachsen hatten, machten das Steuern eines vollbeladenen Fahrzeuges mit einem Freibord von nur $7\frac{1}{2}$ bis 10 Zentimeter zu einem gewagten Spiel.

Eines Tags schossen wir einen Lumbiqui (Lufan). Dem Gebrauch der Indianer gemäß suchten wir den Wurm in seinem Auge und, was noch interessanter ist, wir fanden ihn gleich. Alle unsere Bemühungen, Saß zu überreden, den Wurm in sein Auge zu tun, um bei der nächsten Jagd mehr Glück zu haben, waren umsonst; es fand sich überhaupt kein Bewerber um diesen Vorzug. Schließlich steckten wir ihn einem der Hunde ins Auge, in der Hoffnung, er

werde etwas wachsam werden. Zu unserer großen Enttäuschung bellte er alles an, vom Mond bis zu den Ameisen, und am nächsten Tag wurde auch er innerhalb weniger als hundert Meter vom Lager von einem Jaguar geholt.

Kein Tag verging ohne sein eigenes Trauerspiel oder Lustspiel oder beides. Die Mitana-Insel, wo jetzt unser Lager war, strohte wie gesagt von Wild. Wir waren am 8. Juli angekommen, und das Steigen des Wassers verzögerte abermals unsere Abfahrt. Überdies fühlten einige der Gesellschaft die Anstrengung des schweren Kanudienstes der letzten paar Tage.

Die Insel muß bei Niedrigwasser mit dem Festland verbunden sein. Sie war ungefähr 5 Kilometer lang und 800 Meter breit; Palmen wuchsen nicht darauf. Die einzige Vegetation, aus der wir Schutzhütten bauen konnten, war bis zu 6 Meter hohes wildes Rohr (vom Ansehen wie Zuderrohr). Es gab mäßigen Schutz gegen den Regen, obwohl es genug Schatten spendete. Infolgedessen machten wir oft von den Kanus Gebrauch. Wir widelten uns in unsere Decken und krochen in den Schutz der Palmblattdächer, die wir vor einigen Tagen gemacht hatten, denn es regnete sehr häufig.

Aber die Moskitos waren noch reichlicher als das Wild. Es gab im allgemeinen zwei Arten, eine Tagschicht und eine Nachtschicht. Den Wachen machten sie des Nachts das Leben zur Qual. Rauch nützte nichts gegen sie; wenn es regnete, zogen wir uns aus, um unsere Kleider trocken zu halten. Zwischen dem kalten Wasser (die Nähe der schneebedeckten Anden hielt den Regen auf ungemütlich tiefer Temperatur), dem erstickenden Rauch (wir mußten, um warm zu bleiben, am Feuer sitzen) und den Aufmerksamkeiten der Zancudos (der „Langbeinigen“ auf Spanisch) vergingen die Nächte langsam; sie wurden von kräftigen Bemerkungen über das Leben im allgemeinen und den Amazonenstrom im besondern begleitet.

Auf mein Tagebuch zurückgreifend, sehe ich, daß „Ambuscha stets in der Nähe des Lagers bleibt, nie eine Gelegenheit versäumt, ein Glas Rum zu bekommen, und immer pünktlich bei den Mahlzeiten ist. Wenn er nicht sein Gewehr pußt, beschäftigt er sich damit, den Anarchismus zu studieren.“ Wir waren zu dieser Zeit einstimmig zum Entschluß gelangt, Ambuschas Pflichten als Koch

zu erleichtern. Er war vielleicht gewandter im Giftmischen, worin er behauptete Sachverständiger zu sein. Von dieser Zeit an wurde also wachenweise gekocht.

Der 11. Juli war ein rot anzustreichender Tag. Morse entdeckte Schildkröteneier und brachte fast zweihundert ins Lager. Er erwies sich als Sachkundiger der Expedition auf dem wichtigen Gebiet des Furagierens für die Speisekammer. Wir nannten ihn den „Schildkrötenhund“, und er war stolz auf den Titel.

Ich will die Gelegenheit benutzen, etwas über diese Reptile zu sagen, die die gesuchteste und auch ausgiebigste Nahrung der Bewohner der Wasserstraßen des Amazonasgebiets, für die Weißen und für die Braunen, bilden.

Es gibt vier Hauptsorten. Die größte, die Charapa, wiegt im Durchschnitt 35 Kilo und legt in einer Nacht 50 bis 150 Eier, die etwas kleiner als Hühnereier sind; die Itvaros nennen diese Eier Chajap. Es erübrigt sich zu sagen, daß, wenn man einen Versuch machte, alle diese Eier in die Schale des Reptils, das sie legte, zurückzubringen, es nötig wäre, das ganze Fleisch fortzuschneiden, um für sie Platz zu machen. Dies ist ein Wunder der Produktivität, das, glaube ich, in der Tierwelt nicht übertroffen wird, außer von gewissen Insekten. Die zweitgrößte Art ist die Taricana; sie wiegt ungefähr 9 Kilo und legt in einer Nacht 20 bis 30 Eier, oval und halb so groß wie Hühnereier. Die Jambu ist noch kleiner. Sie wiegt $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Kilo und legt ungefähr 10 Eier auf einmal, von derselben Form wie die der Taricana, nur kleiner. Die letzte der ehbaren Schildkröten ist die Landschildkröte. Diese habe ich in allen Größen von 15 bis 45 Zentimeter Länge gefunden.

Das Fleisch und die daraus bereitete Suppe ist besser als jede andere der Welt, und alle vier Arten sind gleich schmackhaft. Die Eier sind geruchlos und einem frischen Hühnerei ähnlich, mit dem Unterschied, daß das Weiße nicht ganz so eiweißhaltig ist; sie sind sehr nahrhaft, können genau wie jene auf alle Arten verwendet werden und, wie ich aus meiner Erfahrung am Amazonas weiß, erhalten sie, wenn keine andere Nahrung zu finden ist, den Menschen wochenlang gesund und kräftig. Die Schale ist innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden nach der Inkubation spröde, aber später nicht mehr. Zu Omeletten verwendet sind sie am schmack-

haftesten; roh mit Zucker und Rum geschlagen geben sie einen feinen Eierpunsch. (Ich machte einen Rekord mit vierzig Stück in dieser Form in einer Sitzung genossen.) Endlich können sie zu jeder Zeit nach dem Legen gegessen werden und sind gerade so gut an dem Tag, an dem die Jungen die Schale zerbrechen, als dann, wenn sie eben gelegt sind.

Die Schildkröten kommen nachts ans Ufer und sehen sich mit größter Sorgfalt um. Ihre Sinne müssen sehr scharf sein, und sie sind in hohem Grade scheu. Der geringste Lärm oder eine Bewegung treibt sie ins Wasser zurück, wo sie mehr zu Hause sind als an Land. Sie sind tatsächlich selten außerhalb des Wassers, ausgenommen die eine Nacht im Jahr, in der sie auftauchen, um ihre Eier auf den Sand zu legen. Sie watscheln die Sandbänke hinauf und lassen eine doppelte Spur der Füße auf beiden Seiten der Schale. Das Ergebnis ist eine Miniaturwagenspur, die den Umfang der Schildkröte deutlich zeigt und damit die Anzahl der Eier, die erwartet werden können. Dieser Spur folgend kommt man zu einer Stelle, wo sie unterbrochen und verwischt ist; prüft man mit dem Fuß oder einem spitzen Stod, dann entdeckt man leicht die Nester. Die Schildkröten vergraben ihre Eier sehr sorgfältig und lassen nur schwache Spuren davon. Wenn zwei- bis dreimal Regen gefallen ist, seitdem die Spur entstand, ist es sehr schwer, sie überhaupt zu finden. Der Mensch ist nicht das einzige Wesen, das auf diesen Lederbissen Jagd macht. Die Jaguare haben ihn sehr gern, und die Überreste ihrer Festmahle werden oft in der Form von Eierschalen gefunden, die inmitten der nicht zu verkennenden Fährten dieser Bestien herumliegen. Wenn sie hungrig sind, greifen sie sogar die Schildkröten selber an und kragen das Fleisch aus der Schale.

Ein eigenartiger Umstand bei diesen Reptilen ist, daß die Jungen von dem Augenblick an, wo sie die Schale zerbeißen, mit einem unbeirrbaren Instinkt begabt sind, der sie selbst im Dunkel der Nacht geradeaus an den Strom führt, sogar wenn eine Erhebung des Bodens verhindert, daß sie ihn sehen oder hören können. Sie können 400 Meter weit fort sein, wenn sie aus dem Sand auftauchen, in dem sie ausgebrütet wurden, aber sie zögern niemals. Auch bleiben sie stets in Deckung, außer bei Nacht.

Sonst würden sie großer Gefahr ausgesetzt sein, wenn nicht von den Raubvögeln, dann von dem Sand, der ihre Glieder verschlingen würde, ehe sie das Wasser erreichen können.

Ich sah einmal einen augenscheinlichen Beweis des Schicksals, dem sie anheimfallen würden, wenn sie bei Tag herauskämen, als ich bei einer Eiersuche ein Nest voll aufstöberte, das im Begriff war, die Schalen abzuwerfen. Der Eidotter, der an der untern Seite der Schalen des jungen Reptils bleibt und von dem sie ihre Nahrung erhalten, während sie Kräfte für den Lauf nach dem Fluß sammeln, war in diesem Fall so gut wie aufgebraucht, so daß die Schildkröten genug Kräfte gehabt hätten, um den Fluß zu erreichen, wären sie nicht bei Tag von mir aufgestört worden. Einmal entdeckt, blieb ihnen nichts übrig, als zu trachten, ans Wasser zu gelangen, und sie strömten in wilder Flucht von dannen, sie sahen wie riesige Bettwanzen aus. Bevor sie zehn Meter zurückgelegt hatten, schrumpften ihre Beine ein; sie wurden rot, als wären sie am Feuer gekocht, und starben sofort.

Wir fanden Sandbänke von 3 bis 5 Kilometer Länge und Hunderte von Metern Breite, wo die Eier so dicht lagen, daß es geradezu unmöglich war, zu graben, ohne sie zu finden. In Anbetracht der Tatsache, daß die Flüsse dieses Landes bei Tiefstand des Wassers von Reihen dieser Sandbänke eingefast sind, war es uns eine Quelle ständigen Staunens, daß bei diesem Gewimmel von Millionen von Eiern verhältnismäßig so wenig Schildkröten zu sehen waren. Wenn nur die Hälfte der Jungen das Wasser erreichte, war kein Platz für sie, und doch ist die Vollkommenheit dieses natürlichen Brutesystems so groß, daß wir nie ein einziges schlechtes Ei in einem Nest fanden. Auf Rechnung der Jaguare kann nur eine kleine Zahl geschrieben werden. Also müssen die Zerstörungsursachen im Wasser liegen, denn sicher ist, daß die größere Mehrheit es erreicht. Es erscheint unwahrscheinlich, daß die alten Schildkröten die Jungen fressen, denn in allen, die wir aufschnitten, fanden wir niemals Spuren von etwas anderm als Pflanzenmasse.

Das Leben dieser Reptile ist äußerst zäh; nachdem der Kopf seit Stunden vom Körper getrennt ist, beißt er noch mit derselben

Kraft wie im Leben, und wenn man die Beine berührt, nachdem sie ebenso lange vom Körper getrennt waren, bewegen sie sich kräftig. Ich habe sogar das Herz einer Schildkröte in zwölf Stücke geschnitten und jedes einige Minuten lang weiterschlagen sehen, mit der Regelmäßigkeit des ganzen Organs im Leben (bis sie, der Sonne ausgesetzt, eintrockneten). Stücke einer Schildkröte, die kalt aufs Feuer gesetzt werden, drängen sich aus dem Topf infolge der noch nach dem Tode vorhandenen Beweglichkeit der Muskeln, die erst aufhört, wenn das Wasser eine Temperatur erreicht, die sie zum Erstarren bringt.

„12. Juli. Bei Game, der einige Tage unwohl war, sind über den ganzen Körper entweder Masern oder Blattern ausgebrochen, wir wissen nicht, welches von beiden. Er fährt im Bug der ‚Exploradora‘, von dem Palmblattbalдахin gegen die brennende Sonne und häufige Schauer geschützt. Meistens phantasiert er.“

Dies war unser erster Krankheitsfall. Glücklicherweise wurde Game nach zehn Tagen gesund, und niemand weiter wurde angesteckt. Es ergab sich, daß es nicht die Blattern waren. Mein Tagebuch verzeichnet einen unterhaltenden und lehrreichen Zwischenfall vom selben Datum.

„Jad und Ed. gingen gestern abend aus, um auf Schildkröten zu lauern; sie schliefen ein und während sie träumten, legten die Schildkröten die Eier ein Meter weit von ihnen. Eine kroch sogar über Jads Beine, was die Spuren den nächsten Tag bewies. Sie brachten mehrere hundert Eier zurück, aber keine Schildkröten.“ Es war ein bemerkenswerter Vorgang, daß sie sich so nahe an Menschen herangetraut hatten. Die Schildkröte ist eines der listigsten und schlauesten Tiere, mit einem sehr scharfen Augenpaar begabt und mit anscheinend ebenso scharfem Gehörsinn. Ich sage anscheinend, denn es ist von Darwin bewiesen, daß die Riesenlandschildkröte der Galápagos-Inseln an der Küste von Ecuador stocktaub ist.

Am Morgen des 16. Juli hatten wir in der Dämmerung das Lager abgebrochen und die Ausrüstung in den Kanus verstaut; wir saßen rund ums Feuer und schlürften Kaffee, aßen Schiffszwieback und Schildkröteneier (das gewöhnliche Frühstück) und verjagten

dabei Sandfliegen. Plötzlich, gerade als wir uns einschiffen wollten, wurde Ed. eines riesigen Sacha-huagra ansichtig (der Ketschuaname für den Tapir, der „großes Tier des Waldes“ bedeutet, oder Danta, wie die Peruaner sagen, den größten Didhüater der amazonischen Wälder), der einige fünfhundert Meter oberhalb der Stelle, wo wir waren, auf unsere Insel zuschwamm. Tad war der einzige, der sein Gewehr bereit hatte, was günstig für uns war, denn er war in unserer Truppe der Jäger auf großes Wild und ein erstklassiger Schütze. Er rannte fort, um auf das Tier zu Schuß zu kommen, und kurze Zeit darauf hörten wir ihn einmal schießen. Als er zurückkam, begrüßten wir ihn: „Er ist dir also entwischt, nicht wahr?“

„Ja, ungefähr fünfzig Meter weit“, war die Antwort. Tad war ein Mann von wenig Worten, aber im allgemeinen waren sie treffend.

Wir gingen also alle, acht an der Zahl, mit Geräten los, das Tier aus dem Wasser zu ziehen. Es muß 270 Kilo gewogen haben, denn alles, was wir tun konnten, war, es hundert Meter weiter zu zerren. Einmal im Wasser, schwang ich mich rücklings mit einem Ruder darauf und trieb das Tier dem Lager zu. Wir gingen daran, es zu zerlegen, und für lange Zeit lieferte es ausgezeichnetes Fleisch, dem Rindfleisch an Aussehen und Geschmack sehr ähnlich. Wir räucherten es natürlich im Rauch unseres Feuers. Die Füße und die Schnauze waren die großen Lederbissen. Diese Tiere haben drei Zehen an den Vorderfüßen und vier an den Hinterfüßen, wie das Rhinoceros; der allgemeine Bau des Kopfes ist auch diesem gleich, nur fehlen die Hörner auf der langen Schnauze.

Den ganzen 16. Juli waren wir mit dem Tapir beschäftigt; den Abend beschlossen wir mit einem erstklassigen Festmahl von seinem Fleisch. Wir machten ein besonders großes Feuer an (es war auf dieser Insel kein Mangel an Treibholz zur Feuerung) und rösteten die Rippen, indem wir sie vor dem Feuer aufstellten und sie vor der Hitze hinter ihnen schützten. Sie bildeten eine 75 Zentimeter hohe Mauer. Das Tier war wohlgenährt, und dieses Abendessen haftet in meinem Gedächtnis als eines der besten, die wir jemals hatten. Es gibt Zeiten, in denen eine gute ausgiebige Mahlzeit zu einer eindrucksvollen Begebenheit wird.

Die nächsten drei Tage arbeiteten wir uns stromauf durch und kämpften dabei gegen immer schwerere Bedingungen an. Der Kanal wurde enger und der Strom daher reißender. Oft zogen wir uns mit Hilfe der überhängenden Äste weiter, manchmal stakten wir mit der Stange, zu andern Zeiten mußten wir mit aller Anstrengung rudern, um vom einen Ufer zum andern zu kommen, eine Entfernung von drei- bis vierhundert Meter. Dann wiederum waren wir gezwungen, alle Arten von Fortbewegung aufzugeben und die Kanus mit Tauen aus Tapirhaut weiterzuzerren. Einmal waren wir den ganzen Tag im Wasser.

Unterdessen waren Ed., Pedro und der Bursche auf der Mitaya-Insel mit einem Teil des Proviantes zurückgeblieben. Ed. litt an einer Zerrung im Rücken, Pedro war vom Kanu ein Fuß gequetscht worden, und der Bursche wurde bei ihnen gelassen, um die schwere Arbeit zu tun. Was uns übrige betrifft, fühlten wir allmählich die Wirkung davon, „den ganzen Tag im Wasser zu sein, unregelmäßig ernährt und dem schnellen Wechsel von Sonne und kaltem Regen ausgesetzt zu sein“. Der Gedanke an die Nähe unseres Ziels beflügelte uns zu beständiger Anstrengung. Am 18. kam der Pongo de Manseriche in Sicht, jener mächtige Auslauf der vollen Wassermasse des Marañon, des Santiago und hundert anderer Nebenflüsse.

„Wir haben das Lager gerade auf der Spitze einer Insel genau dem Pongo gegenüber aufgeschlagen, in welchem in diesem Augenblick die Sonne untergeht; die Playa (Strand) ist bedeckt mit unsern nassen Kleidern und Betten, das Feuer brennt und der Topf kocht, Ambuscha mahlt Kaffee, Sad liebkost seine Goldpfanne, und Game hoßt am Wasser und schärft sein Machete. Die Landschaft ist prachtvoll. Hinter uns ist ein tiefes Bambusdickicht, undurchdringlich für Mensch und Tier, und auf beiden Seiten der Landspitze, auf der wir lagern, sind dreihundert Meter reißendes Wasser, was uns ein Gefühl vollkommener Sicherheit gegen Überraschungen gibt. Gerade vor uns sind die Vorberge der Anden, die nächsten, die der Pongo durchschneidet, weniger als anderthalb Kilometer entfernt. Darüber hinaus erstrecken sich die Höhen, bis in der Ferne die höchsten Spitzen sichtbar werden, deren mattes Blau mit dem Himmel verschmilzt.“

Dort, auf diesen selben Höhen, lagen einst die Städte der Inka-Zivilisation, die sich hoch erhob über die wilden Stämme des südamerikanischen Kontinents.

Man stelle sich das Bild vor: Ambuscha kniet auf dem Boden des Kanus und reibt den Kaffee für die Abendmahlzeit auf dem flachen Steg mit einem Stein, Jack brummt über den letzten Affendarm, den ich als G-Saite seines Banjos präpariert hatte, und summt in Absätzen die Melodie des Liedchens, mit dem er uns abends beglücken wollte, eine neue Erfindung seines fruchtbaren Gehirns. Game versucht, ins Bambusdickicht einzudringen und das höllische Gekreisch der Araras zum Schweigen zu bringen, das das Leben zur Qual macht. Evarico arbeitet an einem neuen Hemd (er war ein großer Schneider und hatte einen Ballen Stoff mitgenommen), und ich selbst hocke am Feuer, lausche behaglich dem Brodeln des Kochtopfs und frihle in den letzten Sonnenstrahlen die oben angeführten Zeilen.

Zufriedenheit erfüllte unsere Seelen. Wir ruhten nach hartem Ringen auf unsern Lorbeeren. Dort, gerade vor uns, lag der Pongo mit seinen zu ergründenden Geheimnissen. Und die Moskitos? Sie waren weg — weg für immer, bis zu dem Tag, an dem wir zur Zivilisation zurückkehrten. Denn alles stillstehende Wasser war im Flachland zurückgeblieben und damit die größte Pest des Amazonasgebietes, der stets hungrige Moskito. Um uns her breitete sich eine Landschaft von größter Schönheit. Hinter uns dehnte sich unermesslicher Wald, vor uns gegen Westen der Pongo. Ich will nochmals auf eine Notiz in meinem Tagebuch zurückkommen, wie uns der Pongo vom Lager aus erschien.

„Von hier aus gesehen, ähnelt er mehr einer großen Wasser-schlucht als einem Cañon (d. h. tief eingeschnittenem Flußbett mit hohen Ufermauern), wenigstens scheint der Vorsprung der nächsten Höhen in einem Winkel von etwa 45 Grad abzufallen.“ Der Grund für diese falsche Auffassung der Eigenart des Cañons (es ist wirklich ein Cañon) liegt in der Tatsache, daß wir in seine Mündung nicht gerade hineinsahen, sondern ungefähr unter 90 Grad. Wir sahen also eigentlich nur über die Höhe der einen Wand hinüber. Dazu kommt, daß die Ausläufer, die die nördliche und südliche Wand bilden, keine zusammenhängende Höhenkette

bilden würden, wenn man sich die Mündung des Bongo ausgefüllt denkt. Einer greift über den andern weg, sie sind gleichsam gestaffelt, da der von Norden kommende Ausläufer etwa dreißig Meter östlicher liegt als der südliche. Dieselbe Anordnung zeigt sich, wenn man den Cañon gegen Westen weiterverfolgt; das Ergebnis ist eine riesige Schlange mit vielen Schlingen und Windungen.

Am andern Tag, 19. Juli, brachen wir in der Dämmerung das Lager ab, bestrebt, den Vorstoß fortzusetzen. Wir stießen von der Piana ab, die sich als die letzte erwies, ehe wir nach Borja kamen. Vielleicht ist es erwähnenswert, daß das Lagern auf den Sandbänken dem Eindringen in die Wälder bei weitem vorzuziehen ist; im letztern Fall muß eine kleine Nische ausgehauen werden, der Erdboden muß von dem von Insekten wimmelnden Moderhaufen aus alten Blättern reingekehrt und ein starkes Schuttdach gebaut werden. Denn die Insassen der Schutzhütte müssen vor dem dürrn Holz geschützt werden, das die Herden Nachtaffen (*tuta-cuchillos*, was auf Ketschua „Nachtwanderer“ bedeutet) herunterwerfen, wenn sie durch die Bäume schlüpfen, oder das von einem der Stürme heruntergeworfen wird, die sich besonders in der Trockenzeit mit erschreckender Schnelligkeit erheben. Schließlich — vielleicht ist dies das wichtigste Bedenken in einem Land, wie wir es jetzt erreicht hatten — ist auch die beständige Sorge vor nächtlichen Überfällen seitens der Wilden in Betracht zu ziehen; ihre Anwesenheit vermag kein Weißer zu entdecken, ehe sie nicht auf wenige Schritt an das Lager herangekommen sind.

Den ganzen denkwürdigen Tag fuhren wir langsam stromauf und erreichten Borja — oder vielmehr was Borja gewesen sein mochte — früh am Nachmittag. Jedem unerfahrenen Auge mußte die angegebene Nische, in der die Stadt gelegen hatte, in keiner Weise verschieden erscheinen von den umgebenden Urwäldern. Das Dschungel war dort so dicht, daß wir unsere Absicht aufgaben, das Lager an dieser Stelle aufzuschlagen, und uns auf dem Südufer niederließen. Wir rodeten eine kleine Nische am Ufer selbst (leider gab es keine Piana) und brachten die Ausrüstung unter Dach. Noch am selben Abend trieb uns unsere Neugier ans andere

Ufer, um zu sehen, welche Spuren noch von der Stadt Borja existierten. Wir landeten zwischen den riesenhaften Kalksteinblöden in einer Entfernung von nicht mehr als zweihundert Meter von der eigentlichen Mündung des Pongo, der sich jetzt in seiner wahren Gestalt zeigte.

Der Platz für Borja war von der peruanischen Regierung etwa im Jahr 1865 gewählt worden; es sollte dort eine Ackerbaukolonie angelegt und die peruanische Flagge gezeigt werden. Die Ansprüche Perus auf das an Naturschätzen reiche, aber kartographisch noch ganz unbekanntes Land würden dann unangefochten bleiben. Auf demselben Platz sollen sich, nach Condamine, früher ekuatorianische Missionare aufgehalten haben. Es muß festgestellt werden — eine Tatsache, die sich jemand aus einem wirklich zivilisierten Land schwer klarmachen kann —, daß die Grenzen von Brasilien, Ecuador, Peru, Bolivia und Kolumbia in der Nähe des Amazonasgebiets und in diesem selbst auf viele Tausend von Kilometern nur ganz imaginär sind. Auf den besten modernen Atlanten sind häufig große Strecken dieses Gebiets als „unerforscht“ bezeichnet. Die Grenzlinien der genannten Länder wechseln gemäß dem Ursprung der Karte; eine brasilianische Karte läßt Brasilien ungeheure Gebiete umfassen, die auf einer peruanischen zu Peru gehören, und so weiter ins Unendliche. Dr. Theodor Wolf, ein Deutscher, zeichnete eine Karte für die ekuatorianische Regierung, wobei er eine große Strecke Landes östlich der Anden einbezog, auf die verschiedene andere Staaten Anspruch machten, und bezeichnete sie mit grüner Farbe, der Farbe Ecuadors. Er wurde von den Cortes glänzend empfangen. Dies war die Karte, von der mir der Präsident von Ecuador, Señor Eloi Alfaro, persönlich ein Exemplar verehrte, als ich von Quito aufbrach.

Wahrscheinlich wird die endgültige Lösung dieses verwickelten Problems erst eintreten, wenn ein unternehmender Fremder ergiebige Goldfelder findet oder irgendein anderes wertvolles Produkt und eine Völkerwanderung nach dem neuen Dorado anhebt. Dann werden die beteiligten Länder die Frage mit den Waffen entscheiden, wobei die wilden Stämme wahrscheinlich keine geringe Rolle spielen werden. Ein Land nach dem andern wird sich um die Unterstützung der Iwaros bewerben und sie mit Schußwaffen

und Schiffsladungen von Plunder versehen, und eines nach dem andern wird von ihnen verraten werden. Nach Jahren des Blutvergießens und der Intrige wird der wilde Eingeborene von jeder der streitenden Parteien abwechselnd geschult und bestochen werden. Dann wird er sich gegen seinen weißen Bruder wenden und ihn hinaustreiben, denn zwischen ihnen gähnt eine große Kluft. Die Schwierigkeiten jedes Feldzugs dieser Art, die die Geschichte bisher kennt, halten keinen Vergleich mit jenen aus, denen eine Invasionsarmee in diesen endlosen Sümpfen ausgesetzt wäre.

Der Versuch, die Kolonie Borja zu gründen, begann unter den günstigsten Vorzeichen, mißlang aber gründlich. Es fanden sich Männer, die bereit waren, mit ihren Familien nach diesem neuen Paradies aufzubrechen. Transportmittel wurden in Gestalt von Flußdampfern geboten, die alle sechs Monate verkehren und die laufende Versorgung mit allem Nötigen aufrechterhalten sollten, bis die neuen Wohnstätten gebaut und die Ernten herangereift sein würden. Anfänglich war das Unternehmen erfolgreich. Der Grund zur Stadt wurde gelegt, die ersten Häuser gebaut und die ersten Felder bepflanzt. Nach sechs Monaten fand der ein-
treffende Dampfer ein aufblühendes kleines Gemeinwesen von einigen hundert Seelen. So weit reicht die letzte bekannte Geschichte Borjas. Das nächste Schiff fand sich, als es um die letzte Windung bog, vor leeren Ruinen und vor baumerfüllten Lich-
tungen. Die Huambisas von oberhalb des Pongo hatten einen Besuch abgestattet.

Der Platz war, wie wir bei unserer Landung sahen, außerordentlich geschickt gewählt gewesen. Die großen Steinblöcke, von denen ich sprach, bilden einen natürlichen Wellenbrecher, der das Abbröckeln des Ufers verhinderte. Mitten durch die Niederlassung floß ein herrlicher Bergstrom mit kristallklarem Wasser. Es gab einen guten Landungsplatz am Rand der Stadt mit tiefem, ruhigem Wasser, wo ein Dampfer ankern konnte.

Während wir unsern Weg mit Hade und Art bis zur „Stadt“ bahnten, entdeckten wir zu unserer Überraschung zahlreiche Orangen- und Zitronenbäume, von denen die letztern noch reichlich Früchte trugen. Keine Spur von Häusern war zu sehen, außer hier und da Haufen irdener Töpfe und Schüsseln, die zeigten, wo Häuser

gestanden hatten, und gelegentlich ein noch aufrecht stehender Hartholzpfosten, ein Beweis mehr für die Dauerhaftigkeit dieses Materials. Eine einsame steinerne Handmühle, vermutlich zum Mahlen von Mais, war das einzige weitere Überbleibsel der Zivilisation, das fünfunddreißig Jahre lang den zerstörenden Einwirkungen des tropischen Klimas getrotzt hatte.

Da standen wir und überblickten den Schauplatz; die ersten Weißen, soweit mir bekannt, die zu der Stätte jenes düstern Dramas in der Geschichte Perus vordrangen, seitdem der Kapitän des Dampfers, der die Nachricht nach Iquitos bringen mußte, den Bug seines Schiffes stromab gewandt hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Pongo de Manseriche.

Unserm Plan gemäß kehrten wir am Abend des 19. Juli 1899 um und machten uns auf den Rückweg nach der Mitana-Insel. Alle Borräte, die wir mit Stromauf genommen hatten, ließen wir in einem Depot in unserm neuen Standort, Borja gegenüber, zurück. Borja ist übrigens auch heute noch auf den meisten Karten verzeichnet, ein deutlicher Beweis für das Geheimnis, das diese ganze Gegend umgibt, und dafür, wie wenig über die Einzelheiten dieses größten unerforschten Landes auf der Erde bekannt ist.

In anderthalbstündigem stetigen Rudern mit der Strömung legten wir die ganze Entfernung zurück, zu der wir drei Tage harter Arbeit gebraucht hatten. Wiederum stellten wir fest, wie groß die Hindernisse waren, die sich unserm Fortkommen entgegenstimmten. Heller Mondschein zeigte uns den Weg. Die Erholung, mit dem Strom zu schwimmen anstatt gegen ihn anzukämpfen, die herrliche Kühle der Nachtluft und die Genugtuung, einen Blick auf den Pongo geworfen zu haben, alles vereinigte sich, um uns unseres Lebens froh zu machen.

Bei Nachtreisen in Kanus in einer starken Strömung eine Geschwindigkeit von etwa 18 Kilometer in der Stunde aufrechtzuerhalten, ist keine leichte Arbeit. Ich spreche hier natürlich von schmalen Flüssen. Der Marañon hat auf der Strecke, die wir jetzt zurücklegten, eine Durchschnittsbreite von etwa dreihundert Meter — eine Masse lebendigen, wirbelnden Wassers, das um hier und da verstreute Felsblöcke strudelt, zornig an den gestürzten Bäumen zerrt; unter diesen sind einige der Waldesriesen, die sich in der unebenen Oberfläche des Flußbettes festgebohrt haben bei ihrem un-



Indianer vom obern Amazonas.



Kinder eingeborener Caçeros.

Der Junge hat ein als Jagdtrophäe hochgeschätztes Halsband aus Jaguarzähnen.

gestümen Dahinjagen dem Meere zu. Brüllend und zischend wie die Maschine eines Schnellzugs stürmt der Wasserschwalm daher. Zuzeiten gab es ruhige Strecken, wo nur das stetige Fließen des Stromes die Stille unterbrach, jenes unaufhörliche leise Rauschen bewegten Wassers. Die Geschwindigkeit kann man immer mehr oder weniger genau feststellen, wenn man den Boden des Kanus als Resonanzboden benützt. Bei reißender Strömung wird das beständige Rollen der Steine auf dem Boden des Flußbettes durch Vermittlung des Wassers so deutlich auf das Kanu übertragen, daß man mit dem Ohr auf dem Boden die Bewegung wahrnehmen kann, als gehe sie ganz nahe im Freien vor sich. Je schwerer die in Bewegung befindlichen Steine sind, desto reißender ist der Strom. Hinter diesem Geräusch, gleichsam als Hintergrund für das unregelmäßige Poltern der Felsblöcke, hört man das unaufhörliche Rinnen des Sandes, der in das ständig wechselnde Strombett rieselt. Wo der Fluß tiefer und träger und frei von Felsblöcken ist, vernimmt man nur das stetige Zischen des Sandes.

Kanureisen bei Nacht sind ein gefährliches Spiel wegen der „Snags“, der halb über Wasser ragenden Baumstämme oder -äste, zwischen denen das Fahrzeug gesteuert werden muß. Sie rücken sich zu einer Höhe von 2½ bis 3 Meter auf und sinken und fallen in schaukelnder Bewegung, wie der Strom sie antreibt. Die Wirbel und Strömungen, die von allen Richtungen kommen, bewegen das Fahrzeug ebensooft rückwärts wie vorwärts, mit dem Ergebnis, daß ein Snag, der in sicherer Entfernung vom Kanu schien, plötzlich gerade vor einem aufragt und mit augenblicklicher Vernichtung droht. Man muß sich klarmachen, daß viele Snags nicht bloß Äste, sondern Stämme von 30 Meter Höhe sind, deren Wurzeln sich im Gestein verfangen und befestigt haben. Ein Stoß von einem von ihnen genügt, ein Kanu entzweizubrechen oder es in die Höhe zu heben. Es ist dort also viel Wachsamkeit und Sorgfalt nötig, denn die Ladung ist unerseßlich und daher unschätzbar.

Wir gleiten im Mondlicht dahin und halten uns in den am raschest fließenden Stromtinnen; meist waren wir dabei in Hörweite des Ufers. Immer auf der Hut vor umgestürzten Bäumen hörten wir den Ruf des Tuta-cuchillo, einen einzigen, runden,

sanften, einmal wiederholten Ton, wenn sich der Affe auf der Suche nach wilden Früchten durch die obern Zweige schwingt. Dieses Tier hat die Gewohnheit der Eule, insofern es ein Nacht-tier ist und das Sonnenlicht scheut. Und dann hört man den klagenden Ruf eines Vogels; er ist diesem Lande eigen und von allen Vogellauten in zivilisierten Ländern verschieden. Er besteht aus fünf Noten, die einander in ebenso vielen Sekunden folgen, eine absteigende Tonleiter von weder ganzen noch halben Tönen; die Wirkung ist unbeschreiblich unheimlich und läßt die einsamen Nachtwachen nur noch einsamer erscheinen.

Ich habe den Ruf von einem Ende des Amazonasgebiets bis zum andern gehört, ohne entdecken zu können, von welcher Art er herrührt. Vielleicht ist es eine Eule; aber diese Vögel verstecken sich so, daß ich in all den sechs Jahren in den Wäldern nur eine einzige sah. Das Tier war fast weiß und nur 15 Zentimeter hoch. Der englische Naturforscher Bates glaubte, es sei der Ruf eines „Sängers“, einer Singvogelart. Waterton hat ihn offenbar auch gehört, denn er spricht von dem „Läuten (?) des Glodenvogels“.

Dann kommt als Antwort der Ruf des Paujil, eines großen Vogels von der Art eines schwarzen Truthahns. Meiner Ansicht nach ist es der eigenartigste Ruf, der je aus der Kehle eines Vogels kam. Wer mit den Geräuschen des Waldes nicht vertraut ist, würde diesen Vogelruf für das Muehen einer fernen Kuh halten oder auch für das Brüllen eines Büffelstiers. In stiller Nacht schwingt der Ruf aus mehreren Kilometern Entfernung von Ufer zu Ufer, ein tiefes Brummen, dem ein scharfes Grunzen folgt. In der kurzen Dämmerung zwischen Sonnenuntergang und Nacht, in jenen Gegenden ein knappe halbe Stunde, durchbricht dieser Vogel ständig das herrschende Schweigen. In seltsamem Gegensatz dazu steht das tremolierende Pfeifen des Dungaruru, eines prächtigen, fasanenähnlichen Vogels. Es ist lang gezogen und klagend und wird zweimal wiederholt, das letztemal um einen halben Ton tiefer. Von Zeit zu Zeit rennt ein Tapir mit sportlichen Neigungen oder vielleicht vom Jaguar geschreckt krachend durch das Unterholz und stürzt sich ins Wasser, voll blindem Ungestüm, das kein Hindernis kennt, sei es Mensch oder Kanu. Durch

eine seltsame Laune der Natur können diese riesigen, ungeschlachteten, 270 Kilo schweren Tiere keinen stärkeren Laut hervorbringen als das Zirpen einer Meise.

Als wir uns so, von den Stimmen des Waldes begleitet, verstoßen stromab bewegten, sahen wir, um eine Windung biegend, ein Lagerfeuer vor uns; nach meinem Tagebuch war es nur anderthalb Stunden, nachdem wir abgefahren waren. Der Anblick erstaunte uns höchlich, so unerwartet war er, so unglaublich schien uns die Entfernung, die wir zurückgelegt hatten.

Auf der Mitana-Insel fanden wir alles wohl. Den drei Bewohnern hatte die Ruhe wohlgetan. Wir gingen nun daran, den Rest der Ausrüstung bis zur Mündung des Pongo zu schaffen; es war offenbar das nächste, worauf sich unsere Aufmerksamkeit richten mußte. Man wird sich erinnern, daß wir eine Anzahl Gepäc noch weiter stromab gelassen hatten. Die drei, die sich während unseres ersten Abstechers nach dem Pongo ausgeruht hatten, fuhren mit ihrem leichten Kanu fort, um es zu holen; wir hatten inzwischen ein paar Jagdtage auf der Insel. Ich erinnere mich dieser Tage hauptsächlich, weil ich meine Hose verlor. Ich rannte gegen einen Jaguar, nur mit einer Escopeta der gewöhnlichen Handelsorte bewaffnet, einer Schrotflinte, die einst zwei Läufe gehabt hatte. Jetzt hatte sie nur noch einen halben Lauf, die andern anderthalb waren vor langer Zeit abgeplatzt. Der halbe flog eines denkwürdigen Abends davon, als ich auf eine Ente zum Abendessen pirschte. Ich schöß die Ente nicht nur mit der Ladung, sondern auch mit 30 Zentimeter vom Lauf.

Der ganze Lauf fehlte schon, seitdem der Mann, der mir das Gewehr verkaufte — ein Dr. Jones aus Iquitos —, die Wirksamkeit des rauchlosen Pulvers beweisen wollte, kurz nachdem er mein Geld genommen hatte. Er kam mit knapper Not davon, was ich bedauere. Nachdem er die halbe Flinte über seine linke Schulter hatte fortfliegen sehen, reichte er mir, was davon übrigblieb, zurück mit der Versicherung, „es sei immer noch eine tödliche Waffe“. Ich dankte ihm und sagte, ich sei ganz sicher, daß sie etwas töten werde.

Also, wie gesagt, ich verlor meine Hose. Die Umstände waren tragisch. Ich schwamm durch den Fluß mit ebendieser einzigartigen

Waffe und bemühte mich, sie ebenso wie meine Hose vor dem Naßwerden zu schützen. Ich hätte viel besser getan, meine Aufmerksamkeit auf die letztere zu beschränken, die wirklich das Wertvollere von beiden war. Als wir (Jaß war damals bei mir) gelandet waren, immer die unselige Flinte fest in der Hand, durchstreiften wir den Wald und schauten nach Truthühnern aus, die der eigentliche Zweck der Wanderung waren und die in den Bäumen ringsherum horsteten. Da hörten wir nicht weiter als 15 Meter von uns entfernt einen Jaguar brüllen; es ist dies ein ebenso eindrucksvolles Geräusch wie das Brüllen eines Löwen. Nach reiflicher Überlegung habe ich mich überzeugt, daß das Ungeziemende meiner Erscheinung das Zartgefühl der Bestie beleidigt hatte, denn kaum hatten wir einen Schritt auf den Jaguar zu getan, als er sich davonschlich.

In meinem Tagebuch finde ich eine Notiz von Morse, das letzte Wort in dieser aufregenden Episode:

„Ich habe deine verdammte alte Hose im Schlamm steckend gefunden. Ich habe sie mit Schildkröteneiern gefüllt — das war das beste, was je darin steckte.“

Während des folgenden Monats August unternahmen die beiden Trupps, in die wir nun geteilt waren, ohne besondere Ereignisse verschiedene Abstecher. Morse und seine Gefährten wurden unterhalb der Mitaya-Insel vom Hochwasser überrascht. Das Steigen und Fallen der Flüsse erfolgte mit erschreckender Schnelligkeit infolge der schweren Regengüsse und des von Wasser durchtränkten Bodens. Ich habe es erlebt, daß der obere Dsuni in einer Stunde um das Fünfundzwanzigfache anschwellt. Acht Tage lebten sie nur von Schildkröteneiern. Da ich von Proviant spreche, erwähne ich, daß es in dieser Zeit war, daß wir den Boden des Fasses mit Schiffszwiebad sahen. Die letzten Zwiebade hatten 5 Zentimeter lange Schimmelbärte. Schließlich kamen wir alle am 4. September mit den letzten Vorräten in Borja an — es war ein großer Tag, denn nun waren wir endlich bereit, den Bongo de Manserique in Angriff zu nehmen.

Auf der Stätte von Borja errichteten wir ein Standlager, für das wir ungefähr ein halbes Hektar rodeten; wir ließen nur die Obstbäume stehen. Da wir nicht sicher waren, ob wir jemals

den selben Weg zurückkommen würden, ließen wir nicht viel zurück. Wir pflanzten jedoch Mais und Yuca; der Mais sollte in drei, die Yuca in sechs Monaten reif sein. Wir hatten noch keine Anzeichen der Anwesenheit Eingeborener gesehen. Tatsächlich hatte man seit dem letzten, vor einem Jahr erfolgten Überfall auf Barranca nicht gehört, daß die Indianer unterhalb des Pongo gewesen wären, vorher waren sie jahrelang gar nicht gesehen worden.

Bevor wir zwölf Stunden dort waren, machten drei von uns die erste Erkundungsfahrt in dem Cañon. Ich gebe den Eindruck davon aus meinen Notizen wieder:

„Ed., Game und ich erforschten den Pongo in dem kleinen Kanu. Unser schmales Fahrzeug wurde wie eine Feder von den Strudeln und Wirbeln umhergeschleudert, aber eben seine Leichtigkeit bewahrte es davor, an den Felsmauern zerschmettert zu werden.

„Die Richtung der Hauptströmung im Pongo ist zunächst nicht erkennbar, sie scheint stromab und stromauf zu gehen. Das Wasser, das hier nur 30—40 Meter breit ist, muß erschreckend tief sein, da der Fluß oberhalb und unterhalb zehnmal so breit ist.“

Bei Durchsicht meiner Aufzeichnungen finde ich, daß ich dieser gewaltigen Schlucht an anderer Stelle eine Höhe von 300 Meter zuschrieb, so gut ich sie eben schätzen konnte. Von oben erschien sie noch tiefer, aber wegen ihrer Enge möchte ich diesem Eindruck nicht trauen.

Die Hauptschwierigkeit im Pongo war das Umfahren der Eden. Die Strömung in der Mitte ging natürlich stromab und war sehr stark, aber seitlich ging die Strömung fast ebenso reizend stromauf. Die letztere muß durch den außerordentlich starken Rücklauf entstanden sein, den der Druck des Hauptstroms, der durch das Zickzack des Cañons um scharfe Eden bezwungen wird, gegen den festen Widerstand der Schluchtwände hervorbringt. Bei sorgfamer Steuerung tragen diese Strömungen ein Kanu mit großer Geschwindigkeit stromauf, aber sobald eine Ede erreicht ist, beginnen die Sorgen. Diese Ede zu umschiffen und ins sichere Wasser der nächsten ruhigen Strede zu gelangen, bedarf großer Sorgfalt und einer erfahrenen Führung. Da sind ferner die Strudel — es gibt ihrer viele; einer ragt vor allen hervor. Dieser

kann mit den berühmten Stromschnellen unterhalb des Niagara verglichen werden. Ich komme später im einzelnen darauf zurück.

Im ganzen bietet also der Pongo für die Schifffahrt eine sehr schwierige Aufgabe. Je leichter das Fahrzeug, desto einfacher ist die Aufgabe, denn die Wirbel in den breiten Stellen des Laufs können hier mit Hilfe rascher Ruderschläge bewältigt werden, was bei einem Kanu vom Bau der „Exploradora“, die mehrere Tonnen wog, unmöglich wäre.

Der große Strudel füllt den ganzen Cañon an seiner breitesten Stelle aus; er muß 50 Meter breit sein. Ich habe ihn von allen Seiten (außer von unten) besichtigt und halte ihn einiger Aufmerksamkeit wert, bevor wir durch die Schlucht in das Land jenseits — in unser gelobtes Land — einziehen.

Auf unserm ersten Ausflug machten wir keine Anstrengungen, den Strudel zu umgehen. Zwei- oder dreimal entgingen wir mit knapper Not dem Kentern im untern Teil des Cañons; es war dies uns eine Warnung vor seinen Gefahren bei einer bestimmten Beschaffenheit des Wassers. Wir drangen bis nahe an die große Erweiterungsstelle vor, aber der Anblick der um den großen Schlund kreisenden Wassermasse, die imstande schien, einen Dampfer in seine unergründliche Tiefe hinabzuziehen, genügte, unsern Eifer für den Augenblick zu dämpfen. Der erste Blick auf ein gefahrvolles Unternehmen ist meines Erachtens immer das Schlimmste. Erst wenn man zwei- bis dreimal den Feind gesehen und die Aussichten erwogen hat, wobei man ihn seiner stärksten Waffe, der Überraschung, beraubt, ist man imstande zu entscheiden, ob man ihn angreifen will oder nicht. So ging es auch uns. Der erste Anblick des gewaltigen Hindernisses für unsern Fortschritt war dem Wunsche nicht förderlich, näher in seine Reichweite zu rudern. Wir zogen uns zurück, um die Sache zu überlegen.

Am nächsten Tag wurde ein Hügel auf der Nordseite des Cañons erstiegen, um eine Stelle zu finden, wo wir hinabklettern und den Wirbel von oben näher sehen konnten. Es gelang. Wir fanden einen schmalen Spalt in der schroffen Felsmauer und kletterten auf 6 bis 9 Meter über dem höchsten Punkt des Wassers hinab. Diese Bemerkung weist darauf hin, daß das Wasser an dieser Stelle beständig answoll und wieder sank, als ob der Wirbel ein

gigantisches Lungenpaar berge, mit einer Hebung und Senkung von wenigstens 6 Meter; diese Bewegung war aber nur bemerkbar, wenn der Pongo sehr voll war. Unter solchen Umständen wäre es unmöglich gewesen, ihn zu passieren.

Da standen wir also, starrten hinab in den Höllenschlund und erwogen, ob wir jemals das Land jenseits sehen würden. Wir konnten nichts tun und würden auch später außerstande sein, etwas zu tun. Wir waren nur auf die Hoffnung angewiesen, daß die Natur uns irgendwie heraushelfen würde. Aus unsern Träumen erweckte uns eine praktische Darstellung des Schicksals, das einen Menschen, ein Schiff oder irgendeinen schwimmenden Gegenstand erwartete, der in den Bereich dieses gierigen Rachens kommt, dem nichts entinnen kann.

Den Cañon herab kam ein riesiger Guanacastamm geschossen, ein naher Verwandter der echten Hartholzäbäume, die nicht schwimmen können. Er mochte 45 Meter hoch gewesen sein, ehe das Wasser das Ufer forttraß, wo er wurzelte, und er war wie ein Kegel umgepurzelt, um vielleicht 150 Kilometer weit fortgeschleppt zu werden und, im Geschiebe gefangen, einen Snag mehr zu bilden. Er kam mit einer so gewaltigen Triebkraft daher, daß sie fast genügt hätte, ihn an der verhängnisvollen Stelle vorüberzutragen; aber er wurde trotzdem von den wirbelnden Wassern erfaßt und festgehalten, und sofort raste er um den Trichter herum; beide Seiten des Cañons fegte er mit den Wurzeln und Ästen, wie im vergeblichen Bemühen, sich zu retten. Drei- oder viermal beschrieb er den Kreis, jedesmal dem Mittelpunkt etwas näher, bis er sich zuletzt zu seiner ganzen Höhe aufrichtete und, das Haupt steil erhoben, in den Mittelpunkt hineintaumelte und den Blicken entchwand. Kerzengerade fuhr er hinab und wurde unserm Gesichtsfeld entrückt, ohne wieder an die Oberfläche zu kommen.

Nachdem wir eine Woche lang gekundschaftet und auf bessere Umstände gewartet hatten, begünstigte uns das Glück. Wir hatten natürlich keine Auskunft über den Pongo, nach der wir uns richten konnten, denn es ist zweifelhaft, ob jemals Weiße ein Kanu durch die Gewässer von Osten nach Westen gelenkt hatten, es sei denn, daß die Bewohner von Borja Expeditionen

durch den Pongo in das Huambisaland unternahmen, wohin auch wir strebten. Was die Fahrt stromab betrifft, so verzeichnet die Geschichte wenigstens zwei Fälle, in denen sie unternommen wurde. Der erste Weiße, der durchkam, war Don Juan Salinas, ein Jesuitenpater aus Ecuador, der im Jahr 1557 aus der Gegend von Cuenca und Loja hinabfuhr. Er beschreibt den Cañon als „eine entsetzliche Reihenfolge von reißenden Strömen und Strudeln“.

Mehr als dreihundert Jahre später, 1870, fuhr ein gewisser Wertherman mit einem Trupp auf drei Flößen den Marañon hinab. Auch er durchfuhr den Pongo de Manseriche. Sein Eindruck von dem Cañon war „ein Riesenriß in den Anden mit steil abstürzenden Rändern, die 600 Meter hoch sind und oben zusammenzustoßen scheinen“. Die „Encyclopaedia Britannica“ spricht von dieser Reise als von „einer der mutigsten Forschungstaten, die jemals in Südamerika bekannt wurden“. Ohne dem Bericht des Herrn Wertherman Eintrag tun zu wollen, muß ich gestehen, daß mir die Klippen nicht so hoch erschienen, auch bemerkte ich keine Neigung, oben zusammenzustoßen. Vielleicht hatte er mehr Zeit zur Verfügung als ich. Natürlich waren mehr oder weniger unsichere Auskünfte von den Aguarunas zu erlangen, aber ihr praktischer Wert war, wie sich denken läßt, gering. So waren wir auf uns selbst angewiesen.

Am siebenten Tag war das Wasser erheblich gefallen, und wir beschlossen, unsern Vortrab im leichten Kanu, das etwa 7 Meter lang war, mit zehntägiger Ration durch den Cañon zu schicken, um mit den Antipas Fühlung zu nehmen, die uns mit frischen Früchten und Gemüse versorgen und helfen konnten, die schwere „Exploradora“ durch- und über den Pongo hinauszu- rudern, was wir, mit allen Vorräten darin, allein niemals fertigbringen konnten.

Game und ich brachen also am 6. September auf, mit einem Plan für die Durchfahrt durch den Strudel, der das Ergebnis unserer verschiedenen Erkundungsfahrten war. In harter Tagesarbeit legten wir die 5 Kilometer Wasser zurück zwischen Borja und der Mitte des Pongo, wo der Strudel sich befindet. Wir näherten uns ihm spät am Nachmittag. Nach unserm Dafür-

halten gab es nur eine Lösung der Aufgabe, die Stelle zu passieren, selbst wenn das Wasser so einladend niedrig stand wie an jenem Tag. Vorsichtig näherten wir uns und hielten uns auf der Nordseite der Schlucht. Um die letzte, schlimmste Ecke vor dem Strudel zu umschiffen, mußten wir auf die Felsvorsprünge, die dem Fuß einen zweifelhaften Halt boten, hinausklettern und das Kanu mit Hilfe der Ruderstange und eines Taus darum herumlotfen. Endlich näherten wir uns dem Rand des Strudels selber.

Sorgfältig steuerten wir um den Rand des Beckens herum und ließen uns von dem äußern Ring herumtragen, dem ersten Schritt, bevor man in den Wasserschlund hinabgerissen wird, der mit bösem Blick zu uns heraufglokte. Als wir nach der südlichen Felswand herumschwenkten, mußten wir scharf rudern, um der Vernichtung in den Tiefen eines brodelnden Kessels zu entgehen. Dieser war die Folge des dahinschießenden Wassers, das sich an mächtigen Felsblöcken am Fuß der Steinwand überschlug — ein Gewirr von Strömungen und Gischt, das sicheres Verderben bedeutete. Glücklich schwenkten wir vorüber, und immer am äußersten Rand des Strudels fahrend, schossen wir auf eine Landspitze los am Eingang einer kleinen Schlucht an der südlichen Kante, dem einzigen Fleck auf der ganzen 8 bis 10 Kilometer messenden Länge des Pongo, wo es möglich war, ungefährdet an Land zu kommen. Es war nur Games ungewöhnlicher Tatkräft zu danken, daß wir das Ufer erreichten. Er sprang vom Bug aus ins reißende Wasser, wo er keinen Grund hatte, und kämpfte sich mit dem Seil ans Ufer durch. Zwischen die Felsen geklemmt, gelang es ihm, das rasch dahinschießende Kanu aufzuhalten, als es am Ende des Seils herumschwenkte, und er zog es in Sicherheit.

Das Vorhandensein von Sand an dieser Stelle erklärt sich daraus, daß die Blöcke, zwischen denen wir landeten, den Anprall des Wassers von dem kleinen Strand hinter ihnen fernhielten. Zu irgendeiner Zeit hat zweifellos die volle Kraft der Strömung die Südmauer weggefressen. Da sie untergraben war, stürzte sie in den Strom und bildete so die Bergschlucht und den Miniaturstrand. Jedenfalls war er da, mit ihm unser Heil. Denn es muß gesagt werden, die einzige Aussicht, den westlichen Eingang des Pongo

zu erreichen, lag darin, den Strudel in der Weise anzupaden, wie wir es taten. Unter der nördlichen Wand entlang zu kriechen war unmöglich; aus glatten glänzenden Felsblöden aufgebaut, bot sie keinen Halt irgendeiner Art. War man aber an der Südede gelandet, dann konnte man sich den Durchgang stromauf erarbeiten. Der Schuß eines Felsvorsprungs brach die Hauptkraft der Strömung und schloß eine ziemlich ruhige Bucht davon ab.

Hier lagerten wir die Nacht — es war ein idealer Platz. Wir werden später zum selben Lagerplatz zurückkehren, und ich schiebe daher die Beschreibung bis dahin auf. Am nächsten Morgen waren wir früh auf. Hinter dem gesegneten Felsvorsprung schoben wir uns vor und gelangten an demselben Tag noch in die Freiheit des offenen Stroms jenseits des Cañons; mit Ruderstange, Ruder und Tau kämpften wir uns stromauf, wichen einem Stromwirbel um den andern aus und frochen stoßend und zerrend um Eden.

An dieser Stelle meiner Erzählung kann ich nicht umhin, Betrachtungen darüber anzustellen, wie glücklich wir bis zu dem denkwürdigen Tag gewesen waren, da wir den Pongo umschifften. Schwierigkeiten ernster Art lagen vor uns, aber eigentlich konnten wir nichts anderes erwarten. Tatsache war, daß wir viel mehr Glück gehabt hatten, als wir wußten. Mühseligkeit ist das gewöhnliche Teil derer, die sich auf eine so waghalsige Expedition begeben, wie wir sie nach Art aller Männer unternahmen, wenn ein paar Feuerköpfe beieinander sind. Wir hatten nicht das Recht, etwas anderes zu erwarten — aber wir taten es. Als böse Tage kamen, dachten wir ständig aller Glücksfälle, die uns zuteil geworden waren, und fluchten dem Geschick, das uns so grausam im Stich ließ.

Am ersten Tag, den wir im Lande der Kopfjäger verbrachten (man kann es keiner zivilisierten Regierung zusprechen) ging alles leidlich gut. Das Vorwärtskommen war langsam, da der Fluß schwer zu befahren geworden war. Hier war sein Bett steinig und rauh, es bestand meist aus großen Geröllmassen. Untiefen und Gegenströmungen ließen ununterbrochenes Rudern nicht mehr zu — wir konnten freilich viel staken, aber die halbe Zeit war die Strömung für beide Verfahren zu stark, und wir mußten uns darauf beschränken, unser Fahrzeug endlos scheinende schlechte

Streden weit zu schleppen. Nach und nach versagten unsere Füße infolge der beständigen Nässe und des Wegens der Steine und Kiesel den Dienst, sie schwellen an und wurden mit jeder Stunde empfindlicher. Zerschnitten und schließlich ganz zerschunden schmerzten sie unerträglich, doch konnten wir nichts weiter tun als vorwärts zu gehen, denn wir sehnten uns nicht danach, ins Lager zurückzukehren, ohne unsere Aufgabe erfüllt zu haben.

Wir arbeiteten uns also, unter täglich größer werdenden Schwierigkeiten, eine ganze jammervolle Woche langsam weiter. Es gab kein Wild — es schien, als seien die Wälder von lebenden Wesen reingefegt. Da wir viel länger brauchten, als vorhergesehen war, um das bewohnte Gebiet zu erreichen, wurden unsere Nahrungsmittel immer knapper, bis die letzte Büchse Milchkaffee verschwand und wir nur noch Salz übrig hatten. Alle Bemühungen, auch nur eine einzige Spur menschlichen Lebens zu entdecken — ein Stück verbrannter Kohle, eine Artspur an einem Baum oder ein Stück Holz, das aussah, als hätte es eine Hand berührt — mißlingen in trübseliger Eintönigkeit, die unsere Stimmung mehr und mehr verdüsterte. Am sechsten oder siebenten Tag dieses leidvollen Vorstoßes gelang es mir, ein Capibara zu schießen, das einzige Lebewesen, das wir seit, wie es uns vorkam, Jahren gesehen hatten. Wir pökelten und räucherten das Fleisch, aber es war mir widerwärtig; selbst der nagende Hunger konnte mich nicht bewegen, dieses Tier mit Genuß zu essen; es war, als ob es mit sehr billigem Parfüm getränkt gewesen wäre; man würde es für ein fleischfressendes Tier gehalten haben, so scharf schmeckte das Fleisch. Aber es erhielt uns doch drei Tage lang am Leben.

Schließlich konnten wir nicht mehr stehen, weder im Kanu noch draußen. Es gab nur noch eine Art des Weiterkommens, das Kriechen. Also krochen wir abwechselnd. Einer schlang sich das Lauende um die Hüften, rutschte ans Ufer und auf Händen und Knien kriechend zerrte er das Kanu mühevoll stromauf, Schritt vor Schritt, wie ein altes zusammengebrochenes Zugpferd auf dem Schlepfpfad eines Kanals, während der andere es mit der Ruderstange von dem Felsen fernhielt. Unfähig, den Erdboden mit den Fußsohlen zu berühren, kamen wir nur jämmerlich voran. Games

stählerne Energie half jedoch über alles hinweg, bis wir am Nachmittag des zehnten Tages am Anfang einer langen, geraden Strecke Wassers ankamen, wo wir mehrere Kilometer ohne Unterbrechung rudern konnten. Wir setzten uns nieder und starteten stromauf, so weit das Auge reichte, wo der Fluß eine Wendung nach rechts machte. Wir sahen uns an, und jeder wußte, was im andern vorging. Wie aus einem Mund gaben wir dem Ausdruck:

„Wenn am Ende dieser Strecke nichts ist, kehren wir um.“

Wir hatten die Grenze unserer Ausdauer erreicht, erschöpft von Hunger und Schmerzen und, was das Schlimmste war, von Enttäuschung. Tagelang hatten wir unser Schicksal verflucht, aber es schien, als sollte es sich nie ändern. Wir waren einfach fertig.

Es war also in keiner optimistischen Stimmung, daß wir uns niedergeschlagen daran machten, die letzten sechs Kilometer zu rudern, mochte es gut oder schlecht ausgehen. Es schien gar kein Grund vorhanden zu sein, warum es gut ausgehen sollte, denn das vollkommene Fehlen jeder Spur menschlichen Lebens genügte, uns zu überzeugen, daß auf jene kurze Entfernung keine Menschen zu finden seien.

Wir hatten nicht länger als eine Stunde gerudert, da kamen wir zum Anfang der Windung. Als sie sich allmählich vor unsern Blicken entfaltete, bemerkten wir eine verborgene kleine Bucht auf dem linken Ufer, die vorher nicht sichtbar war. Auf dem Abhang darüber, etwa 200 Meter vom Ufer, stand ein leuchtender gelber Fleck auf dem dunklen Grün des Waldes.

Es war eine Iwarohütte!

Sechzehntes Kapitel.

Diplomatie.

Der Anblick dieser Hütte am Abhang war für uns, was das Wasser einem Sterbenden in der Sahara ist. Wir fühlten neue Kraft, und das Wort „Angst“ hatte keine Bedeutung für uns. Alles, woran wir in dem Augenblick dachten, war, daß dort unser Ziel lag, wenige hundert Meter vor uns. Kein Gedanke an die Schwierigkeiten und Gefahren, die auf unserm Weg lagen, beschwerte uns. Vorwärtszukommen war alles, worauf es ankam.

Und dann sahen wir menschliches Leben. Vier Antipas, langhaarig und splitternackt, setzten vor uns in einem Einbaum über den Strom. Wir erhoben ein Geschrei, gleichgültig gegen die Wirkung, die es auf sie ausüben würde. Alle die Freude lag darin, die uns das Herz abdrücken wollte, über die Begegnung mit unsersgleichen nach dem mühseligen Suchen, das nun hinter uns lag. Hätten wir einen Augenblick nachgedacht, dann wäre uns klar gewesen, daß ein Geheul wie das unsere einem Ivoro nur die eine Botschaft bringen konnte — Krieg. Die vier in dem Einbaum nahmen sich nicht einmal Zeit, ihr Fahrzeug zu wenden. Sie standen auf, drehten sich um und ruderten rückwärts, als gelte es das Leben; das Wasser warfen sie fast volle drei Meter hoch in die Luft und rasten nach dem rechten Ufer hinüber, wo sich ihnen, wie sie glaubten, Sicherheit bot. Kaum waren sie gelandet, als das Bumbum, Bumbum des Rufes zu den Waffen über das Wasser zu uns herübertönte, um in fünfzig Niederlassungen rings im Lande aufgenommen zu werden. Es war klar, Krieg sollte sein. Das war uns jedoch völlig gleichgültig, — nicht weil wir besonders tapfer, sondern weil wir besonders hungrig waren. Und schließlich hatten wir, auf dem Wasser und mit

Winchesterbüchsen bewaffnet, wenig von ihren Speeren zu fürchten. Dem fliehenden Einbaum folgend fanden wir etwa zwanzig weitere, die an den Strand gezogen waren. Wir kamen zur Anlegestelle und landeten. Nun brach ein Sturm von Kriegsgeheul und Gesehohle aus, das aller Beschreibung spottete. Der Zweck war natürlich, den Eindruck bei uns zu erwecken, daß wir uns gegenüber zahllose Krieger hätten. Von den Wilden war nichts oder fast nichts zu sehen; sie hatten sich hinter den dicken Palisaden aus gespaltenen Palmen verkrochen, die ihre Hütten umgaben und sogar Schutz gegen eine Kugel aus unsern Büchsen geboten hätten.

Aber wir waren nicht zum Kriegführen gekommen, und irgendwie mußten wir aus dieser tumultuarischen Klemme herauskommen. Die Leistungsfähigkeit der Ivaro-Lungen schien unbegrenzt. Drei lange Stunden kreischten sie in wechselnder Stärke. Ab und zu wollte ich das Ufer hinaufgehen, um einen Versuch zur Verständigung zu machen, aber jedesmal hielten sie es für eine feindliche Bewegung unsererseits und verdoppelten ihre Anstrengungen, um uns von ihrer Stärke zu überzeugen.

Schließlich wurde der Zauber dadurch gebrochen, daß ich meine Büchse bei Game im Kanu ließ und langsam den Pfad im Angesicht der nächsten verbarricadierten Häuser hinaufschritt. Ich litt dabei Qualen infolge meiner offenen Füße, konnte aber dank dem weichen Sand die Strecke, die schließlich nicht mehr als 50 Meter ausmachte, zurücklegen. Ich war etwa in der Mitte angekommen (meinen Revolver hielt ich versteckt), als aus der Hütte drei zitternde Jünglinge herauskamen. Die Unglücklichen waren offenbar sehr gegen ihren Willen zu Unterhändlern gewählt worden, denn ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ihre Füße sie kaum trugen und ihr Gang dem eines Gelähmten glich. Ich war damals überzeugt, daß sie krank sein mußten, daß vielleicht eine Seuche den ganzen Antipastamm heimgesucht hatte.

Ich versuchte, die Verhandlungen auf Ketschua, auf Spanisch und mit den Brocken aller Sprachen, die ich konnte, zu eröffnen, aber alles war vergeblich. Damals war mir der Ivaro-Dialekt unbekannt. Ich versuchte dann, sie zu beruhigen, indem ich ihnen meine Hand bot. Diese Sitte war ihnen offenbar unbekannt, denn sie untersuchten meine Handfläche aufmerksam, um zu sehen, was

ich wohl für Geschenke brächte. Schließlich nahm ich meine Zuflucht zur Geste und deutete nach dem Kanu, wie um sie einzuladen, zu sehen, was wir hatten. Sie waren dafür, ich sollte vorausgehen, aber ich fand es sicherer, als letzter zu gehen. So marschierten wir im Gänsemarsch hinunter, wo Game mit der Büchse über dem Kanu saß und seine Füße behandelte. Wir hatten vorsorglich eine Auswahl Handelswaren mitgebracht — einige Glasperlen, kleine runde Spiegel und, das Erfolgreichste von allem, einen Vorrat ihres eigenen Giftes. Dies trugen wir in Stücken Bambusrohr, die 15 Zentimeter lang waren und $2\frac{1}{2}$ Zentimeter Durchmesser hatten. Das Gift wird hineingetan, nachdem man einen der Knoten oder Scheidewände, die in regelmäßigen Abständen wachsen, entfernt hat; ist der so gebildete Becher voll, wird er mit einem Palmblatt geschlossen, das mit einem Streifen Rinde festgebunden wird. Das Blatt wird grün aufgelegt; wenn es trodnet, schrumpft es von selbst zusammen und schließt so dieses natürliche Gefäß so sicher wie eine Marmeladenbüchse.

Nachdem sie einmal Interesse an den Geschenken gefunden hatten, ging alles von selbst. Nach und nach verstummte das Gebrüll des Stammes in den Hütten hinter dem Didiat, die offene Feindschaft wich wachsendem Vertrauen. Mehr und mehr Wilde schlüpfen zum Kanu hinab, um zu sehen, was wir brächten, von den vorausgegangenen Gefährten angetrieben, und allmählich bahnten sich freundschaftliche Beziehungen an. Schließlich wurden die Frauen der Niederlassung durch das offensichtliche Entzünden der Männer über die von uns erfahrene Behandlung ermutigt und von ihrer Neugierde überwältigt. Sie kamen, jede mit einem ungeheuren Schlauch Giamanchi, an den Strand, erst zu zweien und dreien, dann in Scharen. Die Gebräuche beim Empfang von Gästen, seien sie Feinde oder Freunde, sind unbeugsam und äußerst lästig für jemand, der nicht gewöhnt ist, unbegrenzte Gallonen Flüssigkeit zu sich zu nehmen. Nach einer flüchtigen Schätzung setzte man uns im ganzen etwa 2700 Liter Giamanchi vor und erwartete, daß wir womöglich alles trinken würden. Jedenfalls war es unsere Pflicht, aus jedem der dreihundert Schläuche zu kosten, die von den dreihundert Frauen den fünfzig am Strand versammelten Männern hinabgebracht wurden. Denn eine Weigerung, Nahrung

von diesen Frauen anzunehmen, die ihre Herren bei dieser Zeremonie vertraten, wäre eine schwere Beleidigung gewesen. Nach dem zehnten Trunk etwa begann Game, der sehr unabhängigen Sinnes war, in sehr deutlichen Ausdrücken mir gegenüber zu protestieren — er wäre lieber tot, als daß er noch einen Tropfen anrührte. Ich beschwor ihn, doch wenigstens die Bewegung des Schlürfens zu machen, worauf er schließlich einging. Und so hoben wir feierlich jedes einzelne dieser eken Gefäße an die Lippen, und der Friede mit den Antipas war hergestellt.

Wir wurden von der menschlichen Flut überschwemmt. Sie kletterten in den Einbaum, untersuchten alles, dessen sie habhaft werden konnten, und benahmen sich im allgemeinen wie Schulkinder, die man auf einen Konditorladen losgelassen hat. Sie schwahten, grinsten und gestikulierten; sie hielten plundrige Glasperlen gegen das Licht und versuchten, wie sie ihnen ständen; sie guckten wie gebannt in die Handspiegel, die wir mit Recht als eine unserer stärksten Nummern betrachteten, und schließlich waren sie ganz überwältigt von den lumpigen gestreiften Baumwollhemden, die einzelne Bevorzugte unter den Männern mit der hohen Genugthuung anlegten, die ein eben der Schule entwachsener Jüngling über seinen ersten Grad empfindet.

Das Eis war also gebrochen. Aber keine Unterhaltung war bis jetzt aufgekommen, denn das war unmöglich. Die Sprache der Antipas war uns ganz unverständlich, und das Ketschua, die einzige mir geläufige Indianersprache, war ihnen unbekannt. Man machte jedoch Fortschritte in der Zeichensprache, die in höherm oder geringerm Grade allen Menschen gemeinsam ist. Sie machten uns klar, daß sie ein Pfand haben wollten, um es ihrem Häuptling zu schiden, ein Zeichen, das ihren unglaublichen Bericht von der Ankunft weißer Männer im Lande bestätigen sollte. Sie bemächtigten sich unserer Steichhölzer, die zu diesem Zweck geeignet schienen. Drei davon sandten sie durch einen eigenen Boten an ihren Häuptling, drei andere schidten sie eine kleine Strecke stromab an eine Stelle, wo der Pfad abging, den der Häuptling vielleicht benutzte, falls der Bote ihn verfehlte. Dort wurden die Steichhölzer in die Erde gesteckt. Er würde sie sicherlich sehen und auf seiner Hut sein.



Der Eingang zum Pongo de Manseriké.



Junger Iivaro-Krieger.

Und nun setzten wir uns nieder und warteten auf seine Ankunft.

Hier dürften einige Worte am Platze sein über diesen Stamm, der eine wichtige Rolle in unsern persönlichen Erlebnissen auf unserer Suche nach dem Inzagold spielte. Überdies ist er einer der bekanntesten Kopffägerstämme des Amazonasgebiets, die unter dem gemeinsamen Namen der Iwaros zusammengefaßt werden. Die andern, alles ihre Feinde, sind die Záparos, die Aguarunas und die Huambisas, mit denen die Patucas so enge Gemeinschaft haben, daß sie einen und denselben Stamm bilden. Eine Schätzung der relativen Stärke dieser Stämme zu geben, ist mehr, als ich wagen darf; ihr Hang zum Wandern und ihre Gewohnheit, in kleinen, im dichten Dschungel versteckten Niederlassungen zu leben, machen dies unmöglich. Tatsächlich ist es ein Hauptzug ihrer Politik, voreinander nicht nur zu verbergen, wo sie steden, sondern auch was sie für Streitkräfte haben. Sie gehen so weit, daß sie womöglich nie zweimal denselben Pfad benutzen, um zu ihren Wohnstätten zu kommen. Aus diesen Gründen umgibt eine Atmosphäre tiefsten Geheimnisses diese ganze Gegend, und der gelegentliche weiße Eindringling hat keine Aussicht, zahlenmäßige Feststellungen machen zu können.

Die persönliche Erscheinung der Antipas ist kurz folgende. Die Männer sind kleiner als wir, im Durchschnitt 1,65 Meter, von muskulösem Bau und mit den Narben beständiger Kriegführung bedeckt. Sie sind schnellfüßiger als wir und können sich an Behendigkeit mit den Affen messen. Im Erklettern von Bäumen sind sie bewundernswert; alle sind anscheinend wohlgenährt und gut gebaut. In der Kindheit werden ihnen die Vorderzähne zu einer scharfen Spitze gefeilt und mit einem glänzenden schwarzen Farbstoff überzogen, der die Wirkung von Höllenstein hat. Das Haar auf ihrem Kopf ist das einzige an ihrem ganzen Körper; es fällt gewöhnlich bis zu den Hüften herab, manchmal sogar bis zu den Knien, in pechschwarzen, straffen, glänzenden Strähnen. Sie tragen es offen, wie die Mähne eines Vollblutpferdes, bevor sie gestutzt ist, nur gelegentlich legen sie es um den Hals, wie z. B. beim Weben und Kochen. Sie schmüden es niemals mit Federn oder andern Verzierungen. Ihre Haut ist mehr schokoladefarbig als rotbraun. Unter keinen Umständen können sie mit dem

üblichen Ausdruck Rothhäute bezeichnet werden. Gelegentlich begegneten wir Anzeichen ihrer Vermischung mit den Kolonisten von Borja, deren Frauen ihre Väter in die Gefangenschaft geschleppt hatten. Ihre Augen sind stets schwarz, wenn nicht eine Vermischung mit der weißen Rasse vorliegt. Ihre Zehen sind nach auswärts gebogen wie bei allen barfüßigen Wilden, und sie machen fleißig Gebrauch von ihnen als Hilfs Händen.

Sie sind merkwürdig frei von der Neigung zu Puß und Schmutz des Körpers, die sonst fast alle wilden und halbwilden Stämme kennzeichnet. Tatsächlich tragen sie nur eine Verzierung, einen kleinen Federbusch von Tukan- oder Storchfedern, der an ihrem Ohrläppchen befestigt wird. Auch dieser Schmutz wird nur selten benutzt, in der Schlacht oder bei großen Festlichkeiten. Das Tragen dieser Federn ist ein sicherer Beweis für die Tüchtigkeit des Trägers als Jäger, denn mit ihrem einzigen Mittel zum Erlegen des Wildes, mit dem Blasrohr, diese Vögel zu töten, bedarf es großer Kraft und Geschicklichkeit. Der Tukan lebt immer in den obersten Zweigen hoher Bäume, und der Storch ist ebenso scheu; wir konnten an ihn niemals näher als auf 500 Meter herankommen.

Die Gesichtszüge dieser Männer glichen viel mehr dem mongolischen Typus als die der nordamerikanischen Indianer. Die Gesichtsförm, die Augen, die Bartlosigkeit ihres Kinns erinnern an Chinesen. Es wird, glaube ich, angenommen, daß vorzeiten eine Handvoll Vorfahren der beiden Rassen durch die jetzige Beringstraße nach Alaska wanderte und nach und nach weiter nach Süden zog, als die Temperatur in den nördlichen Gegenden allmählich sank und die Tropennatur wieder dem Eis wich. Endlich kamen sie in den warmen, fruchtbaren Regionen von Mittel- und Südamerika zur Ruhe. Möglicherweise fand die Einwanderung von Asien her noch später statt.

Sie lieben sich zu tatauieren, aber nur in beschränktem Maß. Ihre Glieder bedecken sie mit einfachen, kleinen Mustern, einem Kreuz, einem Kreis oder einer Wellenlinie; sie verfallen nie in die auffallenden Muster anderer Rassen, etwa wie die Japaner, die es in dieser Form von Verzierung zu hoher Kunstfertigkeit gebracht haben.

Das Tatauierverfahren ist einfach. Mit einem Dorn bezeichnen sie das gewünschte Muster durch Punkte auf ihrer Haut, bis Blut kommt, dann halten sie ein angezündetes Stück rohen Gummis an die vorbereitete Fläche, bis der sich verbreitende Rauch sie ganz eingerußt hat. Schließlich verreiben sie den Ruß in die Wunden, und auf der Haut bleiben blaue Stellen zurück, die Pulververbrennungen ähneln.

Wo sie diese Kunst erlernt haben, weiß ich nicht; sie dürfte wohl einheimisch sein. Wäre das Gegenteil der Fall, würden sie wahrscheinlich allgemeineren Gebrauch davon machen und Zeichen eines äußern Einflusses wären bemerkbar. Als mich der Medizinmann (die Antipas hatten, soweit ich feststellen konnte, nur einen) aufforderte, ihn mit einem auffallenden Muster zu tatauieren, war das erste, was mir einfiel, das Psi-Psi-Abzeichen der Vereinigung, der ich angehöre. Sollte einer meiner Vereinsbrüder jemals den Weg in diese Gegenden finden, wird er wahrscheinlich von einem großen, blühenden, neuen Ordenskapitel begrüßt werden. (Wir wollen es das Pongo-Kapitel nennen.) Dem die Idee gefiel dem Stamme so sehr, daß innerhalb einiger Monate das Muster mit beträchtlichem Geschick von einer ansehnlichen Zahl von Kriegern kopiert wurde.

Ich versicherte ihrem Häuptling, daß, wenn er irgendeinem Glied meines eigenen Stammes begegnen und ihm das Zeichen, das er auf dem Arme trug, zeigen würde, dieser ihn mit offenen Armen aufnehmen und begrüßen werde. Zufällig ließen wir ein Paket der bekannten L. V. F.-Marke von Zigarettenpapier herumliegen; bald darauf fanden wir eine vortreffliche Wiedergabe der drei Buchstaben auf einem Wilden tatauiert. Solange wir dort waren, bemerkte ich noch mehrere, die so den „Lambda-Lambda-Psi“ beigetreten waren.

Bei den Frauen des Stammes muß ich einige auffallende Kennzeichen erwähnen. Ihr Haar darf nicht weiter als bis zur Schulter reichen, in geradem Gegensatz zu unserer Gewohnheit. Sie werden durchschnittlich etwa 1,57 Meter hoch und sind gut gebaut und stark. Sie bewegen sich mit der Anmut des Jaguars (ich nenne dieses Tier, weil es ein Bewohner derselben Wälder ist) und sind im Wasser ebenso wie auf dem Lande zu

Hause. Sie allein besorgen den Transport, wenn die Familie unterwegs ist, und sie sind imstande, gegen 50 Kilo auf ihre Schultern zu laden und sich mit aller Bequemlichkeit im Wald zu bewegen.

Als Kleidung tragen die Männer einen Lendenschurz, wenn sie auf der Jagd oder im Krieg sind oder bei einem besondern Fest, aber selten wenn sie zu Hause sind oder bei Regenwetter. Die Frauen fügen dem Lendenschurz eine Bluse hinzu, die aus einem quadratischen Stück Stoff besteht, mit einem Loch in der Mitte für den Kopf. Dieses Kleidungsstück wird mit einer Fasersehnur um die Hüfte befestigt. Der Stoff für die Kleidung beiderlei Geschlechts ist ein guter Baumwoll-, „Homespun“, der von den Männern gewoben wird. Er besteht aus Fäden verschiedener Schattierungen und wird mit den satten Farben gefärbt, die aus den Blättern und Rinden aus dem riesigen Warenhaus der Wälder erzeugt werden.

Ich fahre in der Erzählung fort. Wir hatten nicht länger als eine Stunde auf die Ankunft des Häuptlings zu warten; es war ein fetter, glatter, listig aussehender alter Kunde, der mich als seinen christlichen Bruder begrüßte und ein kleines, durch ein Palmbblatt sorgfältig gegen die Unbilden der Elemente geschütztes Stück Papier vorzeigte, auf dem mit Tinte der Name Lazaro geschrieben war. Er gab vor, von einem Jesuitenpater in Macas (wohin wir einige Monate später kamen) getauft worden zu sein. Das geweihte Wasser durchdrang jedenfalls niemals seine Haut, denn bis zum Ende seiner Tage blieb er ein schamloser Gauner, nicht besser als das übrige Gesindel.

Seine Ankunft rettete jedoch die Lage, denn er sprach Ketschua, das bei den Indianern merkwürdigerweise als „des weißen Mannes Sprache“ bekannt war, weil es an allen Berührungspunkten zwischen den wilden Stämmen und den Vorposten der Zivilisation gesprochen wird. Wir glaubten immer, er verdanke seine Häuptlingswürde der Tatsache, daß er bei den Priestern gelebt hatte und später, dem Ruf der Wildnis folgend, mit einer bessern Kenntnis der Welt zurückkehrte, als alle seine Genossen besaßen.

Er war voll Interesse für unsere Bewegungen. Woher kamen

wir? Was suchten wir? Wohin wollten wir? Hatten wir Gefährten, und wo waren sie? Wir wurden einer genauen Befragung unterworfen. Nun, wir sagten ihm, daß wir Gold suchten, daß wir den Santiago hinauf wollten (bei den Indianern Paute genannt), daß wir ein Lager gerade unterhalb des Pongo hätten und vor allem, daß unser Lager eine große Schatzkammer voll Geschenke sei, ähnlich denen, die wir das Vergnügen gehabt hätten, seinen Untertanen anzubieten. Tatsächlich war es uns ein großer Kummer, daß wir wegen der Schwierigkeiten der Pongopassage nicht imstande waren, sie herzubringen. . . schade, denn es war wirklich eine schöne Auswahl. . . Nun, keine Anstrengung unsererseits könnte die Schwierigkeiten der Schifffahrt im Pongo allein besiegen, mit so vielen schweren Kanus, beladen mit Waren, die bestimmt waren, sein Volk zu beglücken. . . Ja, sehr schade, denn wir hatten sie viele Meilen weit eigens zu diesem Zweck hergebracht, da wir von andern, geringern Stämmen, die bei seinem Namen zitterten, von ihm gehört hätten.

Sein Drängen, bis zur Abreise als Gäste des Stammes bei ihm zu wohnen, nahmen wir unter nochmaligem Bedauern an, daß wir unfähig seien, diese großartige Gastfreundschaft zu belohnen, da alle unsere Vorräte durch den Pongo von uns ferngehalten seien.

Nachdem wir die Hütten besichtigt hatten, entschieden wir uns für eine kleine Insel gegenüber der Niederlassung, als besser für uns geeignet. Nicht daß ihre Häuser voll Ungeziefer gewesen wären, im Gegenteil, wie alle nackten Wilden, die in den Tropen leben, sind die Leute verhältnismäßig sauber in Folge ihres häufigen Eintauchens in die Flüsse und der reinigenden Wirkung von Sonne und Regen auf die Haut.

Bei den Vorbereitungen zur Überfahrt nach unserm neuen Wohnsitz zog Game zufällig seine Hose in die Höhe, um sich zu kratzen. Sein Bein zeigte eine Menge alter Narben, die durch das beständige Kratzen von Sandfliegen- und Moskitostichen in der ersten Zeit der Expedition entstanden waren. Viele waren aufgebrochen und eiterten, das Ganze war eine einem Ausschlag ähnliche Masse. Ein Blick auf sein Bein — und eine allgemeine wilde Flucht erfolgte. Der ganze Stamm verschwand. Sofort war uns klar, daß sie die Geißel der Blattern fürchteten.

Unter größter Schwierigkeit bewog ich den Häuptling, bis auf einige Meter Entfernung zurückzukehren, von wo man ihnen zeigen konnte, daß Game kein Opfer der Seuche war. Wir mußten eine lange praktische Vorführung veranstalten, um ihn zu überzeugen; endlich forderte er sein Volk zur Rückkehr auf, und wir fuhren nach der Insel hinüber. Ein Medicinmann, der größte Ivaro, den ich jemals sah, sprang in unser Kanu, nachdem er die Ruder aus einem andern Fahrzeug ergriffen hatte.

Diese Ruder sind etwa 1,20 Meter lang, drei Viertel sind Griff ein Viertel Blatt. Das letztere ist birnenförmig, in der Mitte 35—38 Zentimeter breit. Es werden kurze, schnelle Schläge geführt, 50—60 in der Minute. Mit der einen Hand dicht am Wasser, mit der andern am äußersten Ende des Griffs gefaßt, sind diese Ruder von außerordentlicher Kraft. Sie sind aus einem sehr zähen, faserigen, gelben Holz gemacht, das die Indianer *remocasi* nennen. (*Remo* ist das spanische Wort für Ruder und *caspi* der Ketschua-Ausdruck für Holz.) Die Herstellung erfolgt ungemein langsam infolge der rohen Werkzeuge, die diesem Steinzeitalter zur Verfügung stehen. Metalle, Gold ausgenommen, sind ihnen unbekannt; ihre Axte sind aus Stein, ihre Meißel aus Tierzähnen, und der einzige Ersatz für Hobel und Feile, den sie kennen, ist Sand, mit dem sie ihre Arbeiten wunderbar glätten. Die Indianer nennen die Ruder *canaliz*, vielleicht eine Korruption des spanischen *canaleta*.

Der Medicinmann ruderte uns hinüber. Er war der vorzüglichste Kanumann, den wir je hatten. Er ließ unsern Einbaum gerade über die starke Strömung dahinfliegen, in einer Art, wie wir beide zusammen nie hätten erreichen können. Seine ersten Ruderschläge waren so stark, daß das Kanu unter uns fortschoß und wir von der Querbank auf den Boden purzelten.

Auf der Insel mit einem Duzend Ivaros angelangt, die ein Haus bauen, ein Feuer anmachen und das Gepäd ausschiffen sollten, wurde uns eine eindrucksvolle Vorführung des Lagerauffschlagens zuteil. In einer Stunde war aus Palmblättern eine vorzügliche Schutzhütte mit dichtem Strohdach errichtet, draußen prasselte das Feuer, unsere wenigen Vorräte waren gelandet und geborgen. Wir hatten ein Abendessen von gerösteter Yuca,

gerösteten Maiskolben und Bananen, mit Erdnüssen und wildem Honig als Dessert.

Das letztgenannte Gericht muß die Ambrosia der Götter gewesen sein; es war über die Beschreibung köstlich. Die Erdnüsse werden nicht gekocht, sondern in der Sonne getrocknet, gerade genug, um ihnen den rauhen Beigeschmack zu nehmen, während der Honig von rein weißer Farbe und von einem über alle Beschreibung herrlichen Duft war.

Das Mahl war ein Fest, denn, wie man sich erinnern wird, hatten wir magere Tage hinter uns.

Ein Wort über die Bananen dieses Landes ist nötig. Sie sind den Bananen, die auf unsere Märkte kommen, an Geschmack so überlegen, daß, wer die Frucht nicht frisch vom Baume gekostet hat, keinen Begriff von ihr haben kann. Die größte, der Pisang, ist etwa 40 Zentimeter lang und verhältnismäßig dick. Sie wird stets gekocht gegessen. Der Pisang hat tatsächlich großen Nährwert und ist oft monatelang die einzige Nahrung für Millionen menschlicher Wesen sowie ihrer Herden und sonstiger Haustiere, bis hinab zu den Hühnern. Die kleinern Arten haben einen auserlesenen Geschmack; wird die Haut im rohen Zustand abgeschält, dann verbreiten sie einen starken, köstlichen Duft wie Tanger-Orangen.

Nach dem Abendessen ließen wir uns zur Ruhe nieder. Das Vertrauen, das zu erwecken uns in den wenigen Stunden gelungen war, war so groß, daß die Wilden unbewaffnet die ganze Nacht friedlich um das Feuer herum schliefen. Game und ich bestrebten uns, abwechselnd Wache zu halten; es war eine herkulische Aufgabe nach dieser aufreibenden Woche.

Vier Tage verbrachten wir auf der Insel mit Ausruhen, mit der Pflege unserer Füße, mit Essen, Schwätzen und Warten. Unsere Füße bekamen wieder eine neue Haut, da sie nicht mehr ständiger Durchnässung ausgesetzt waren.

Stunde für Stunde konnte man die Wirkung unserer sorgfältig gewählten Worte in den Gemütern der Indianer beobachten. Von Zeit zu Zeit kam der Häuptling auf die Geschenke zu sprechen, mit kindlichen Fragen über die Größe der Handspiegel und die Farbe der Glasperlen. Hätten wir ihm direkt vorgeschlagen, mit

uns stromab zu kommen, dann hätte ihm sehr wahrscheinlich seine natürliche Vorsicht eingeredet, wir bereiteten eine Falle vor. Am dritten Abend unseres Aufenthalts waren wir in einer fatalen Lage, denn am nächsten Tag mußten wir auf jeden Fall den Rückweg ins Lager antreten, da wir mit den andern verabredet hatten, unter allen Umständen binnen vierzehn Tagen zurückzukehren, wenn wir noch lebten und frei waren. Wir beratschlagten darüber, ob wir „Lazaro“ offen den Vorschlag machen sollten, uns mit einem Trupp Kanuleuten zu begleiten, als wir ihn in einem Kanu abstoßen sahen, um auf die Insel zu kommen.

Er landete, kam geradeswegs zu uns ans Feuer und setzte sich zu uns. Nach kurzem Gespräch kam er auf den eigentlichen Zweck seines Besuchs.

Warum sollte nicht diese Schwierigkeit des Transports der Geschenke durch den Pongo dadurch überwunden werden können, daß er mit einigen seiner erfahrenen Kanuleute mit uns kam, um uns zu helfen?

Wir sprangen auf. Was für Toren waren wir doch, an diesen Ausweg gar nicht gedacht zu haben! Welch glänzender Einfall war ihm gekommen! Mit einem Schlag hatte er das Problem gelöst, und sein Stamm würde aus diesem Scharfsinn Vorteil ziehen. Ganz gewiß! An so etwas hatten wir nie gedacht, aber wir würden von seinem Anerbieten Gebrauch machen. Wann sollte aufgebrochen werden? Schließlich je früher desto besser. Am nächsten Morgen? Gut, wir wollten keine Zeit verlieren.

Es war durchaus nicht sicher, ob wir den Pongo mit irgendwelchen Antipas erreichen würden. Erst mußten wir tatsächlich unterwegs sein und, was mehr ist, die Hütten am Strand aus den Augen verloren haben. Aber wir brachen auf. Am nächsten Tag kauften wir ohne viel Umstände einen tüchtigen Einbaum für ein Cariso Gift, und mit acht Kanuleuten, die der Medizinnmann Bitacunca führte, fuhren wir ab, nach Borja, zu unsern Freunden.

Siebzehntes Kapitel.

Geheime Schlupfwinkel des Waldes.

Sehr wenig ist bekannt über die Kopffäger am oberen Amazonas, so daß ich glaube, eine kurze Schilderung ihrer Lebensgewohnheiten wird nicht unangebracht sein. Sie bieten deswegen ein interessantes Studium, weil sie sich in vieler Hinsicht von allen andern bekannten wilden Stämmen unterscheiden und lebende Vertreter des Steinzeitmenschen sind. Die Unzugänglichkeit ihres Landes, sein vortreffliches Klima und der Überfluß an Nährstoffen tierischen und pflanzlichen Ursprungs, den die Flüsse und Wälder liefern — alles trägt dazu bei, sie vor der Berührung mit der Zivilisation zu bewahren, die Krankheiten auf ihrem Weg mitbringt und die so viele Völker ausgerottet hat. Fast die einzigen gebildeten Personen, die in der Lage sind, Angaben über das Leben und die Gewohnheiten dieser Stämme zu machen, sind die Jesuitenpatres, die Missionsstationen in den ihrem Gebiet benachbarten Ländern gegründet haben, wie z. B. Macas, Andoas und Archidona; sie scheinen jedoch nie die Gelegenheit dazu benutzt zu haben. In ihrer weiten Entfernung von der zivilisierten Welt haben sie sich offenbar keinen Begriff gemacht, mit welchem Interesse die Ergebnisse ihrer Beobachtungen aufgenommen würden.

Es ist übrigens der Beachtung wert, daß jene Indianer (anderer Stämme), die 50 Jahre lang unter dem Einfluß der Geistlichen in den genannten Missionen gelebt haben, heute in jeder Beziehung ebenso unwissend sind wie je und abergläubischer wurden, da sie nur die zweifelhafte Errungenschaft eines Kathismus aufzuweisen haben, den sie nicht zu verstehen vermögen, was man von ihnen auch nicht erwarten kann. Diejenigen ihrer

Brüder dagegen, in deren Bereich die gewöhnlichen Caucheros eingedrungen sind, haben in der kurzen Zeitspanne von zwei Jahren den Sprung von Steinäxten zu Singernähmaschinen gemacht und, was wichtiger ist, von vollkommener Barbarei zur Selbstachtung. Die erstern scheuen, wie ich aus persönlicher Erfahrung weiß, die Berührung mit Fremden unter dem Einfluß der Lehre der Geistlichen, als ob sie ein Eingreifen von außen fürchteten, das ihnen etwas von ihrem Besitztum rauben könnte. Den letztern werden absichtlich die Vorteile von Stahläxten und Machete vor den Steinwerkzeugen gelehrt, nicht etwa, wie gesagt sein muß, aus menschenfreundlichen Beweggründen seitens der Caucheros, aber trotzdem zum beiderseitigen Vorteil. Es bleibt abzuwarten, ob gleichzeitig mit den weltlichen Gütern und dem höhern Grad von Erkenntnis, den sie erworben haben, die Geißel der Seuche bei ihnen zurückgeblieben ist. In jedem Fall aber haben ihre geistigen Fähigkeiten und, soweit ich erkennen konnte, ihr moralisches Bewußtsein sich schneller entwickelt, als dies bei ihren Brüdern der Fall ist, die dem Einfluß der „Religion“ ausgesetzt waren.

Die Antipas sind Halbnomaden. Das Jahr zerfällt für sie in drei Teile, die nicht wie bei uns durch Jahreszeiten bestimmt werden, sondern durch die Zeitabschnitte, in denen die Ernten sie ernähren. Sie haben nämlich drei verschiedene Heimstätten, die 15 oder 30 Kilometer voneinander entfernt sind, jede mit einer eigenen Chacra oder Pflanzung, zwischen denen sie ihre Zeit teilen. Bei jedem Wohnsitz pflanzen sie die Chacra neu an, bevor sie nach der nächsten weiterziehen; in der Zwischenzeit leben sie von dem Ertrag, den sie bei ihrer Ankunft vorfinden, dem Ergebnis der letzten Aussaat. Jede Ernte braucht im Durchschnitt etwa acht Monate zum Reifen. Eine Ausnahme bildet die Banane, die jahrelang Früchte trägt. Die alte Pflanze stirbt jedes Jahr ab, nachdem sie ein Bündel Früchte gebracht hat, aber selbsttätig wachsen rings um die Wurzeln frische Schößlinge, die im nächsten Jahr tragen.

Da sie ganz im Westen des Gebiets wohnen, das alljährlich überschwemmt wird, und daher von den Jahreszeiten unabhängig sind, können sie zu jeder Zeit im Jahr säen, mit der Gewißheit,

nach Verlauf einer feststehenden Anzahl von Monaten, die zum Reifen nötig sind, zu ernten. Yuca ist z. B. in sechs Monaten reif, Mais in drei Monaten, die Jamswurzel (eine Knolle, die $1\frac{1}{4}$ Meter lang wird und einige 20 Kilo wiegt) in einem Jahr. Süße Kartoffeln, Erdnüsse und Tabak werden ebenfalls in großen Mengen angebaut.

Sieht man die einhändigen Steinärzte, die einzigen Werkzeuge, die diese Menschen haben, so staunt man, wie die Richtigungen hergestellt wurden, die oft eine Ausdehnung von zwei Hektar haben, eine Aufgabe, die das Fällen riesenhafter Bäume bedingt, von denen viele ein bis anderthalb Meter Durchmesser haben. Es ist mehr eine Sache der Geduld als der Geschicklichkeit. Das Holz wird nicht gehauen, sondern ganz zermürbt, indem sechs bis acht Männer gleichzeitig um einen Baum herumarbeiten.

Der erste Schritt bei der Anlage einer Chacra ist, das Unterholz zu entfernen; die weichen Stämme werden mit Machete abgeschnitten, die aus Hartholz angefertigt sind; was mit den Wurzeln ausgerissen werden kann, wird ausgerissen, und die jungen Bäume werden gewaltsam abgebrochen. Dann wenden die Arbeiter ihre Aufmerksamkeit den größern Bäumen zu. Ein Ring wird in die Stämme aller Bäume im Umkreis von etwa 30 Meter um den auserwählten Riesen geschnitten, tief genug, um sie zu schwächen und für die letzte Anstrengung vorzubereiten, bei der sie abbrechen. Endlich wird der Riese selbst von einem Trupp mit Äxten in Angriff genommen, bis endlich ein Tag kommt, an dem der Stamm genug bearbeitet ist, um mit Getrach zu stürzen.

Aber er fällt nicht allein; er reißt alle die kleinen Bäume in seiner Umgebung mit sich, die an ihn und aneinander durch das unzerreißbare Netzwerk der Schlingpflanzen in den obern Zweigen gebunden sind. Unter scharfem Krachen bildet sich ein Loch im Walddach, und das Sonnenlicht strömt herein. Zur gleichen Zeit strömen die Indianer hinaus; sie springen um die Wette, um den stürzenden Bäumen und den Myriaden von aufgeschreckten Ameisen, Bienen, Hornissen, Skorpionen und Tausendfüßern zu entgehen. Am schlimmsten ist der Zuturi, eine dunkelrote etwa $3\frac{1}{2}$ Zentimeter lange Ameise, die mit ihrem Hinterende sticht, sobald sie Fleisch berührt. Im Gegensatz zu andern giftigen

Insekten und Schlangen in diesen Wäldern wartet diese Ameise nicht darauf, bis sie gestört wird, sondern greift aus eigenem Antrieb an. Als das Kanu eines Tags am Ufer festgemacht war, beobachtete ich eine dieser Ameisen, die den Strid entlang wanderte, der ein Meter weit unter Wasser war, eben zu dem Zweck, um einen Einfall zu verhindern. Das Insekt war eine ganze Minute unter Wasser.

Nachdem die Bäume während der trockenen Jahreszeit mehrere Monate liegengeblieben sind, zünden die Antipas sie an; dadurch werden alle kleinern Äste und das Gesträuch vernichtet, und es bleiben nur die Stämme übrig, zu deren Behandlung ihnen die Werkzeuge fehlen. Ich habe die Blöcke dieser gefallenen Bäume viele Male untersucht; sie sind von den Steinäxten ebenso angenagt wie in einer von Bibern gemachten Pichtung.

In den Eden einer solchen Pichtung werden die Häuser errichtet. Der Erdboden wird sorgfältig „skalpiert“, Palmen werden gestugt, ihrer Wipfel beraubt und zu einer Länge von $4\frac{1}{2}$ bis 6 Meter zugeschnitten. Dieses Holz wird seiner Haltbarkeit und Stärke wegen benutzt. Für jedes Haus werden sechs Pfosten hergerichtet, die zwei mittlern, die die Mitte des Giebels tragen, sind $1\frac{1}{4}$ Meter länger als die übrigen. Sie werden in einem Abstand von etwa 2 Meter zwischen einander und den Eckpfählern tief in den Boden gesenkt; das Haus erhält so eine Breite von $4\frac{1}{4}$ Meter und eine Länge von etwa 6 Meter. Dies ist die durchschnittliche Größe für eine Familie von einem Mann und sechs Frauen.

Manchmal werden größere Häuser gebaut, mit besondern Stützen für den Dachfirst; in einem solchen Haus wohnen zwei oder drei Familien zusammen. Das Sparrenwerk wird durch eine Reihe junger Bäume vervollständigt, die parallel auf die drei horizontalen Hauptdachstützen gesetzt und mit grünem Bast befestigt werden; damit ist das Haus fertig bis zum Legen des Palmblattdaches. Dieses besteht aus vielen Lagen riesenhafter Blätter, die bis auf die Hälfte ihrer Mittelrippe gespalten und doppelt zusammengelegt werden. Sechs oder acht fest verbundene Lagen bilden die gewöhnliche Einheit, mit der das Dach gedeckt wird; sie entsprechen unsern Begriffen nach einer Dachschiefer-

tafel oder einer Schindel. Wie beim modernen Dach werden diese Einheiten so gelegt, daß sie übereinandergreifen und zuletzt eine Dicke von 20 bis 25 Zentimeter erreichen, die nicht einmal ein tropischer Regenguß durchdringen kann.

Das Sparrenwerk dieser Häuser hält unbeschränkt lange Zeit, aber das Dach muß wegen der angerichteten Verwüstungen durch Insekten aller acht oder zehn Jahre erneuert werden. Die Unterseite ist durch den Rauch vor ihnen geschützt, aber die äußeren Schichten sind ihren Angriffen ausgesetzt.

Beim Eintritt durch eine der Öffnungen an beiden Enden, die als Türen dienen, erblickt man ein ziemlich kahles Innere. Die einzigen Möbelstücke sind Betten und Fleischbretter. Die Bewohner leben auf dem Fußboden und hocken auf ihren Fersen. Die Bettstellen aus gespaltene Bambuslatten werden von Pfosten aus demselben Holz getragen, das Ganze ist etwa 1,80 Meter lang; die letzten 60 Zentimeter bleiben offen. Sie sind etwa 90 Zentimeter breit und liegen etwa 45 Zentimeter über dem Fußboden. Jedes Familienglied hat sein eigenes Bett. Unter den offenen Raum am Ende jedes Bettes wird glühende Asche gestreut, die des Schlafers Füße warm hält. Die Fleischbretter, von denen ich sprach, sind etwa $1\frac{1}{4}$ Meter hoch und über dem Feuer angebracht; sie halten Fisch und Fleisch aus dem Bereich der Flamme und erlauben, daß diese Nahrungsmittel geräuchert werden. Die Antipas haben kein Salz.

Um das Haus herum, am Dach mit Chambiraschnuren befestigt, hängen Bananenbündel in verschiedenen Reifestufen, Maiskolben, Blasrohre und Speere. In den Winkeln des Daches verborgen sind Steinwerkzeuge, Handwebstühle, Geräte zum Feuermachen und Knäuel von Baumwollgarn zum Weben. Hier und da hängt ein Korb aus Bejuco (dem dort vorkommenden Spanischen Rohr, das in jeder Größe, bis zu 30 Zentimeter im Durchmesser, wächst); er ist voll von Röhren, Bambusfutteralen für Blasrohrr Pfeile, Röhren für Gift (Carisjos nennen sie die Indianer), halb gewobenem Stoff, Farbtöpfen, kleinen Schläuchen voll fiodiger Baumwolle, um an den Pfeilen an Stelle von Federn benutzt zu werden, und allem sonstigen Haushaltsbedarf ihres einfachen Lebens. In einer Ecke liegen ein Truthahn und ein paar Affen, die der Herr

geschossen und eine seiner Frauen in die Niederlassung geschleppt hat. Denn kein Mann trägt jemals etwas, außer seinen Kriegs- und Jagdwaffen; es wäre unter seiner Würde.

An den Wänden verteilt sind die Feuerstellen, einfache Aschehaufen, ohne auch nur ein Loch im Boden; darüber befindet sich der Kof. Jede Frau hat ihren eigenen Kof, auf dem sie kocht, was ihr befohlen wird. Sauber um die Feuerstellen angeordnet sind die irdenen Töpfe von verschiedenen Formen und Größen — alle mit kegelförmigem Boden. Die größten sind die Gefäße für Giamanhi; sie sind ungefähr $1\frac{1}{4}$ Meter hoch, haben einen engen Hals und einen Durchmesser von höchstens 90 Zentimeter. Diese Riesengefäße werden ohne Hilfe einer Drehscheibe hergestellt. Tonwürste werden in den Händen gerollt, und die Wände des Topfes werden vom Boden aus aufgebaut, die Fugen ausgefüllt und glatt gerieben, bis das Ganze dem Auge ein so vollkommenes Äußeres bietet wie ein modernes Fabrikat. Nachdem die Töpfe in der Sonne getrocknet sind, werden sie im Feuer gebrannt. Sie werden niemals mit Mustern bemalt, wie es sonst bei der Töpferei der Eingeborenen üblich ist.

Im allgemeinen sind die Häuser sauber, von schlechten Gerüchen frei und werden in gutem Zustand erhalten. Die Arbeit ist sehr ungleich zwischen den Geschlechtern verteilt, der größere Teil ist den Frauen zugemessen. Sie besorgen das Kochen, Spinnen und Tragen und haben die Pflanzungen in ihrer Obhut. Das Säen ist eine der schwersten Arbeiten, da sie gegen das beständige Wuchern der dornigen giftigen Pflanzen ankämpfen müssen, die alle Arten schädlicher Insekten beherbergen. Ihre wichtigste Aufgabe endlich ist das tägliche Rauen von Kassave für das Giamanhi, das das ständige Gericht in jedem Haushalt bildet.

Die Männer sind vor allem Krieger, die Beschützer des Weibervolks vor den Überfällen der Nachbarn. Ferner sind sie die Jäger und schließlich die Weber. Warum diese letzte Arbeit allgemein ihnen und nicht den Frauen überlassen ist, bleibt mir ein Rätsel. Die Frauen spinnen und üben jede andere Art von Handfertigkeit im Leben des Stammes, und doch sind es die Männer, die nicht nur ihren eigenen Lendenschurz, sondern auch den Stoff für die Bekleidung der Frauen weben.

Die Spinn- und Webeapparate dieses Volkes sind einfach, aber sehr wirksam. Der Stoff wird mit einem guten, unserm Nähgarn ähnlichen Faden gewoben; er ist fest und weich und ähnelt unsern bessern Stoffen für Männeranzüge, soweit das ein Laie beurteilen kann.

Zum Spinnen gebrauchen sie einen Stod (gewöhnlich aus Hartholz, denn er muß schwer sein); er ist ungefähr 40 Zentimeter lang und über ein Zentimeter dick, am Ende etwas über ein Zentimeter gespalten und zugespitzt. Zu Füßen der Spinnerin liegt ein Korb voll roher Baumwolle. Das ist alles. Das Verfahren ist allem Anschein nach ebenso einfach wie der Apparat. Der Baumwollfaden wird erzeugt, indem das spitze Ende des Spinnstods in das rohe Material eingefenkt, gleichzeitig mit einer flinken Bewegung der Finger gedreht und dann allmählich bis auf Armlänge herausgezogen wird. Dann wird der Arm wieder gebogen, während der Stod immer in schneller Drehung zwischen den Fingern bleibt, aber diesmal in der entgegengesetzten Richtung. Auf diese Weise wird der Faden, der bei dem Schwung nach außen gesponnen ist, durch den entgegengesetzten Schwung um das stumpfe Ende des Stodes gewunden. Dies vermehrt das Gewicht des Stodes und gestattet der Spinnerin, das Verfahren zu wiederholen und den Knäuel fertigen Fadens zu vergrößern. Mit unglaublicher Leichtigkeit und Geschwindigkeit fliegt der Stod vorwärts und rückwärts, bis der Knäuel so schwer wird, daß er abgenommen und aufbewahrt werden kann. Die Frauen sind so sachkundig und stark, daß sie spinnen, während sie schwere Lasten schleppen.

Um diesen Faden zu Stoff zu verweben (denn er bietet das einzige, dem Stamm für diesen Zweck bekannte Rohmaterial) wird ein einfacher Webstuhl auf dem Boden aufgestellt; er besteht aus zwei Paar 60 Zentimeter langen Stöcken, auf die der Einschlag in ununterbrochener Länge in der Weise aufgewickelt wird, daß jeder neue Faden auf der so gebildeten Wand den vorigen in entgegengesetzter Richtung kreuzt. Wenn die Wand so hoch ist wie das zu webende Stück breit, werden die Stöcke aus der Erde gezogen und das Ganze flach gelegt. Die beiden mittlern Stöcke werden nun herausgenommen und durch besonders hergestellte

Webstöße ersetzt, die mit Sand poliert werden, damit der Einschlag auf- und abrutschen kann, ohne hängen zu bleiben.

Um den Webstuhl in Gang zu bringen, wird einer der ursprünglich gebrauchten äußern Stöße an einem schweren Gegenstand außerhalb befestigt, der andere wird um die Hüften des Webers gebunden. Dann fängt er an, das Schiffchen (ein breites, flaches Holz, um das die Kette gewunden ist) auf und nieder zu führen. Er bewegt die Fäden des Einschlags mittels der Webstöße nach genau demselben Prinzip, wie die moderne Maschine es tut, so daß das Ergebnis ein fest gewebtes Stück Stoff ist. Er fängt an dem Ende an, das ihm am nächsten ist, der fertige Stoff wickelt sich allmählich bis zum andern Ende auf. Um Unheil zu verhüten, falls die Webstöße aus der Stellung rutschen sollten, ist jeder zweite Faden sicher mit einer Schlinge an einem kleinen quadratischen Holzstück befestigt, das an der Arbeit hängen bleibt, bis sie fertig ist.

Selten wird der Stoff erst im fertigen Zustand gefärbt, er wird gewöhnlich in farbigen Streifen aus bereits gefärbten Fäden gewoben. In seltenern Fällen wird jedoch ein Stück aus Naturfäden gewoben und später in Farbe getaucht, aber einfarbiger Stoff ist nicht beliebt.

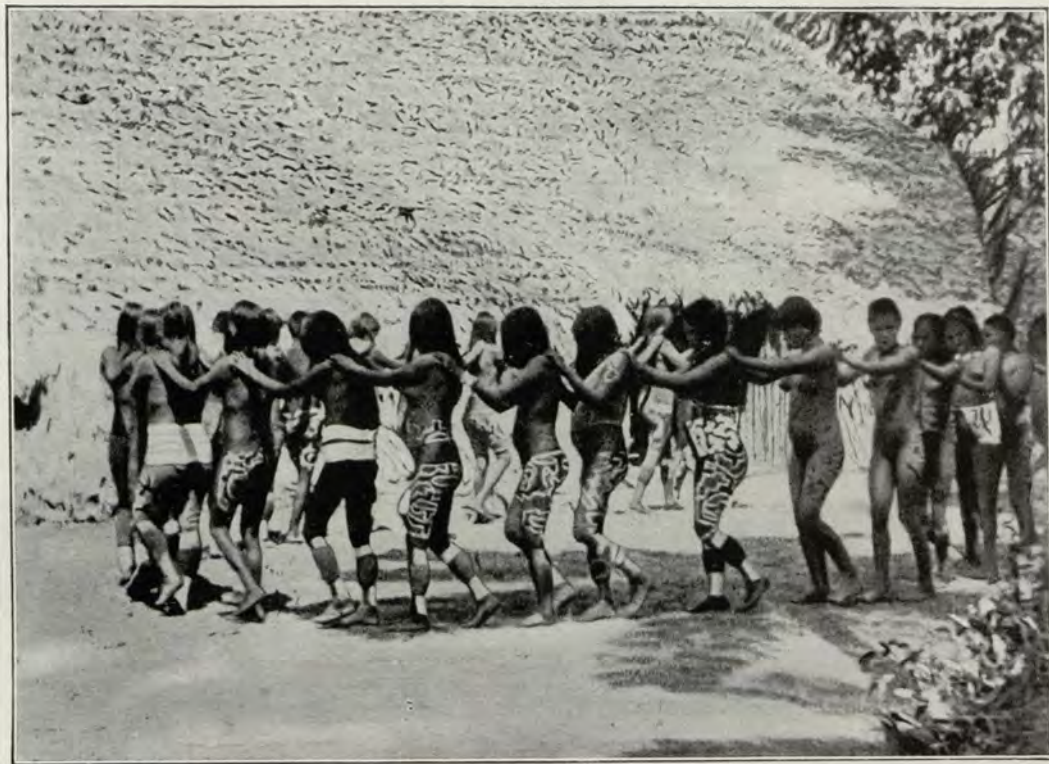
Es braucht nicht gesagt zu werden, daß, wenn dieses Land jemals der Zivilisation erschlossen wird, die Eingeborenen von den dann erscheinenden Händlern mehr als genügende Mengen Stoff kaufen können, die nicht den hundertsten Teil soviel Mühe machen, als ihnen das Weben kostet. Dann wird die ursprüngliche Kunst verschwinden, wie es in den meisten andern Ländern geschehen ist.

Ich war neugierig, zu erfahren, wie sich die Antipas mit Fischen versorgen, und ging daher eines Tags mit ihnen, Männern und Frauen, zum Fischfang nach einem kleinen Fluß wenige Kilometer von der Niederlassung entfernt. Unterwegs schnitten die Frauen am Wege Barbascobholz ab (der indianische Name für eine Piane, deren Saft ein tödliches Gift ist) und schleppten es mit. Am Wasser angekommen, suchten wir eine geeignete Bucht aus und wandten große Vorsicht an, die Fische nicht zu verschrecken. Der Trupp teilte sich in zwei Abteilungen, deren jede an einem



Suitola-Mädchen.

Die Bemalung geschieht mit Stife von Pflanzenfarbstoffen.



Suitola-Mädchen beim Tanz.

Ende der Bucht eine Barriere haute. Die Männer gingen daran, das Barbascobholz zwischen schweren Steinen zu klopfen, und warfen es in die Bucht, wo es schwamm, ohne anscheinend irgend- eine Wirkung auf das Wasser auszuüben. Nach ein paar Minuten fingen die Fische an, an die Oberfläche zu kommen, die Unterseite nach oben gekehrt, und schwammen betäubt umher, eine leichte Beute für die Eingeborenen, die darauf warteten, sie zu sammeln; wenn es nötig war, schwammen und tauchten sie nach den Fischen. In einer halben Stunde fingen wir eine Menge, deren Gewicht wohl 50 Kilo betrug.

Dies ist die einzige Art, die sie kennen, Fische zu fangen, ausgenommen die mit dem Netz. Ihre Netze sind aus Palmfasern gemacht; an Stelle von Kork und Blei benützen sie Schwimmer aus Ballaholz und Steine. Das Netz wird quer durch einen Bach befestigt, und der Trupp begibt sich auf einem Umweg nach einer Stelle stromaufwärts. Dort werden Steine ins Wasser geworfen, die die Fische zu eiliger Flucht in die sie erwartenden Fallen veranlassen. Die Maschen der Netze sind gerade so groß, daß sie die Fische beim Stromabschwimmen an den Riemen festhalten.

Da ich von der Versorgung mit Nahrungsmitteln spreche, will ich ein Wort über das Blasrohr hinzufügen, diese tödliche Waffe; es ist das einzige Mittel, mit dessen Hilfe sich die Indianer Fleisch verschaffen können. Diese „Flinten“ sind etwa 3 Meter lang mit einer Bohrung von etwa 6 Millimeter und einem äußern Durchmesser von etwa 5 Zentimeter am Mundstück, der sich bis zur Mündung bis auf 18 Millimeter verjüngt. Sie haben eine Tragweite von wenigstens 60 Meter. Innerhalb dieser Entfernung ist ein sicheres Treffen gewährleistet. Jedes Ziel von der Größe eines Eichhorns aufwärts kann von einem geschickten Jäger jedesmal getroffen werden. Die absolute Lautlosigkeit vermehrt die Gefährlichkeit des Blasrohrs um das Tausendfache, denn der Jäger kann eine große Menge Affen und Truthühner zur Strecke bringen, ehe die Herde entdeckt, daß der Tod durch die Luft fliegt.

Die Geschicklichkeit, die die Indianer bei der Herstellung dieser Waffen entwickeln, ist mit Rücksicht auf die primitiven Werkzeuge, die sie zur Verfügung haben, der Beachtung wert; der fertige

Artikel könnte in einer modernen Fabrik nicht besser hergestellt werden. Welcher Ingenieur könnte die technischen Schwierigkeiten bei der Erzeugung einer ganz akkuraten 3 Meter langen Bohrung von 6 Millimeter im Dichten besser überwinden, wie es diese einfachen Menschen tun?

Das benützte Holz ist dasselbe, aus dem die Speere gemacht werden; es heißt auf Ketschua Chonta. In Faserung und Farbe gleicht es dem Ebenholz, ist aber viel schwerer und härter. Es gehört zur Familie der Palmen und trägt genießbare Früchte. Seine absolut gerade Längsfaserung und seine Unbiegsamkeit machen es für diesen Zweck hervorragend geeignet. Es ist so spröde, daß es beim Zerbrechen in eine Anzahl scharfer Nadeln zerplittert, und es ist so hart, daß es von Feuchtigkeit und Hitze nicht angegriffen wird, so daß es sich niemals wirft.

Die Streifen der Rinde der Chontapalme werden ausgesucht, auf die richtige Länge geschnitten und durch die Entfernung des Marks zu einer Dicke von annähernd $2\frac{1}{2}$ Zentimeter geglättet, nachdem sie auf $3\frac{1}{2}$ Zentimeter Breite gespalten sind. Dann wird vermittelst ihrer rohen Werkzeuge — Feuerstein, Steine, Tierzähne und Muscheln — eine Rinne in jedes Stück eingefräht, die 6 Millimeter breit und 3 Millimeter tief ist. Mit diesen Werkzeugen einfachster Art eine krumme Rinne in das Holz zu schneiden, würde allerdings ganz unmöglich sein, wegen seiner vollkommen geraden Längsfaserung. Die beiden Streifen werden zusammengesetzt und an ein paar Stellen mit Bast gebunden; dann wird die äußere Oberfläche Stück für Stück abgespalten, bis eine runde Form erreicht ist. Nun wird durch Einschnitte an verschiedenen Stellen und Abfeilen von Teilen des Chontaholzes das Rohr so lange bearbeitet, bis es die oben angegebenen Maße hat. Jetzt beginnt das Binden. Das Blasrohr wird vom einen Ende zum andern fest mit frischen, etwa $\frac{1}{2}$ Zoll breiten Baststreifen umwickelt. Darauf wird geschmolzenes Wachs gegossen, das von einem Insekt gewonnen wird, das seinen Stoch in die Erde baut und einen Honig liefert, der zu medizinischen Zwecken verwendet wird. Es wird mit heißen Steinen geglättet und in die Fugen gegossen, um die Oberfläche auszugleichen. Nun wird wieder eine Lage von Bastbändern aufgelegt, etwas dünner als die vorige, und wieder

Wachs aufgegossen, diesmal in dickerer Schicht; der letzte Schritt zur Fertigstellung des Lußern ist eine zweite Behandlung mit heißen Steinen, die die harte ebene Oberfläche ergibt. Dann ist die fertige Waffe eine vollkommen gerade, runde, sich verjüngende schwarze Röhre.

Die nächste Aufgabe ist, die Bohrung abzurichten und zu polieren; es geschieht vermittelst eines zwischen zwei Bäumen gespannten Strides mit einem Lappen in der Mitte. Die Röhre, durch die der Strid gezogen ist, wird wochenlang hin- und hergezogen, während Sand und Wasser an einem Ende hineingegossen werden. Gegen das Ende dieses langwierigen, aber wirksamen Verfahrens wird feinerer Sand verwendet. Schließlich hat die Bohrung eine Oberfläche, die derjenigen der Läufe einer Schußwaffe gleichkommt. Am distalen Ende des Blasrohrs wird das Mundstück eingefügt, ein sorgsam ausgeschabter Trichter aus Hartholz, der genau nach dem Munde geformt ist, damit keine Luft entweichen und der Waffe etwas von ihrer Kraft nehmen kann. Dieses Stück greift über das Ende der Röhre, an der es angebracht ist, und wird ebenfalls durch das oben beschriebene Verfahren gewachst.

Die Pfeile werden stets mit Jambí (Gift auf Retschua) behandelt. Die besondere Giftart, die verwendet wird, das Produkt eines Aufgusses von Lianenrinde, hat, soweit mir bekannt, eine rasche, schmerzlose Wirkung auf alle Tiere und Vögel des Waldes, den Jaguar ausgenommen. Ich trieb einmal einen solchen auf einen Baum und beschoß ihn so mit Pfeilen, daß er wie ein Stachelschwein aussah, aber anscheinend ohne jede Wirkung, abgesehen davon, daß er gereizt wurde. Die Pfeile sind aus einem Bambus von dreieckigem Querschnitt hergestellt, dessen Gelenke nicht überstehen wie die der andern Röhre und Bambusarten. Aus dieser Art kann ein vollkommen gerades Geschöß geschnitten werden, was bei den andern unmöglich wäre, bei denen jeder Abschnitt zwischen den Gelenken ein wenig konkav ist. Durch Schaben und Spalten wird ein Pfeil von etwa 30 Zentimeter Länge und einem Höchstdurchmesser von etwa $1\frac{1}{2}$ Millimeter hergestellt. Ein Ende wird zu einer $2\frac{1}{2}$ Zentimeter langen Spitze geschärft, von deren Anfang ab der ganze Pfeil nach hinten zu

einer ebenso feinen Spitze verjüngt wird, um ihm für den Flug vollkommenes Gleichgewicht zu geben. Der Kopf wird in Jambi getaucht und in der Sonne oder am Feuer getrocknet. Der Ansaß des Kopfes wird mit einem Ring versehen vermittelt eines Werkzeugs, das an dem als Röhre dienenden Bambusstück befestigt ist. Es besteht aus dem Unterkiefer des *Pana* (des bellenden Fisches auf Ketschua), der mit Zähnen von Rasiermesserschärfe ausgestattet ist. Eine Flode Baumwolle ist ungefähr $7\frac{1}{2}$ Zentimeter vom Ende um den Schaft gewickelt. Sie versieht den doppelten Zweck der Feder am gewöhnlichen Pfeil und des Pfropfens zwischen Pulver und Schrot einer Patrone. Durch die Luft hinter der Baumwollflode herausgezwängt, verläßt das Geschloß so schnell die Mündung, daß es jemand, der querüber seine Flugbahn sieht, unsichtbar bleibt (obwohl es natürlich von hinten sichtbar ist).

Die Flugbahn ist in den ersten 50 Metern für diese Waffe auffallend flach. Der Pfeil durchbohrt ein $1\frac{1}{2}$ Zentimeter dickes fichtenes Brett auf fünfzehn Meter Entfernung. Ich habe sehr viel mit diesen Schußwaffen gejagt und kann ihre Leistungsfähigkeit bezeugen.

Die großen Affen sind das Wild, das am schwersten mit Schrotflinte oder Büchse zu erlegen ist. Ich habe sie mit meiner Winchesterbüchse in Stücke geschossen, bis ihre Eingeweide tatsächlich auf den Boden fielen, ehe sie verendeten. Sogar wenn sie tot sind, bleiben sie häufig am Schwanz hängen, und man muß auf den Baum klettern, um sie zu bekommen. Aber die vergiftete Pfeilspitze tötet sie binnen zwei Minuten, sobald die Haut an irgendeiner Stelle verletzt ist. Versuche, die ich an Haustieren angestellt habe, bewiesen überdies, daß das Gift, von dem ich eine kleine Menge mit nach Hause gebracht habe, schmerzlos wirkt; die Wirkung ist ungefähr die einer zu starken Dosis Morphium. Diese Tatsache läßt mich glauben, daß man ein Arzneimittel aus dieser Pflanze gewinnen könnte, das für die Medizin unschätzbar wäre.

Ein Versuch wurde einst mit diesem Mittel, das den lokalen indianischen Namen *Suareli* hat, in Guiana von einem englischen Naturforscher gemacht; ein Büffel starb in zwanzig Minuten infolge von drei Pfeilwunden. Die *Viane*, aus der das Gift gewonnen

wird, ist im ganzen obern Amazonasgebiet häufig, und die Gewinnung ist von äußerster Einfachheit. Sie wird in fußlange Stücke geschnitten, und die dünne, harte, äußere Kruste der Rinde wird durch Schaben entfernt. Die Hauptrinde, die, wenn sie der Luft ausgesetzt wird, erst weiß ist, färbt sich später braun, genau wie es beim Apfel geschieht. Die innere Rinde wird mittels Muscheln und Feuerstein zu feinen Spänen geschabt, und diese werden in einem Sieb auf einen Topf mit kochendem Wasser gestellt. Das Wasser wird wiederholt über den Inhalt des Siebes gegossen, bis die beständige Einwirkung das Alkaloid herausgezogen hat. Die ausgesottene Späne werden fortgeworfen, der Saft wird eingekocht, bis er in Festigkeit, Farbe und Geruch der Schokolade gleicht. Noch warm wird er in das früher beschriebene Bambusgefäß gegossen; beim Erkalten wird er eine halbsteife Masse.

Natürlich gibt es bei den Iwaros sehr viel Aberglauben in Verbindung mit der Bereitung dieses Giftes. Der Medicinmann allein kann die Töpfe machen, in denen es gekocht wird; ferner ist er der einzige, der das Vorrecht hat, das Gift selber herzustellen. Er sammelt die Stacheln verschiedener schädlicher Insekten. Spinnenzähne sind auch sehr in Gunst; diese Zutaten werden mit gebührenden Zeremonien und unbegrenztem Vertrauen in ihre Gefährlichkeit dem Gebräu hinzugefügt. Wenn Wasser von einer Stelle, wo ein Regenbogen die Erde berührt, zu bekommen ist, wird das Gift unermeslich wirksam werden. Wie dem auch sei, das Gift, das wir den Antipas verkauften, war ohne Zuhilfenahme eines Zaubermittels gewonnen, wie wir, die wir es gemacht hatten, genau wissen, und doch erklärten die Antipas es für das beste, das sie je gebraucht hatten.

Ich glaube, es ist ein gewisses Risiko mit diesem Verfahren verbunden, denn die Dämpfe, die die kochende Flüssigkeit verbreitet, sind scharf und haben eine schädliche Wirkung. Sie können, glaube ich, verhängnisvoll werden, wenn man sie in genügender Menge einatmet. Diese Vermutung lehnt den Behauptungen der Indianer Glauben, daß mancher Medicinmann tot neben dem Gistkessel gefunden worden ist.

Trotz seiner bewiesenen Tödllichkeit wird dieses Gift von den

Kopffägern im Krieg niemals verwendet. (Ich sage mit einiger Berechtigung „Tödllichkeit“. Die Giftschlangen Indiens können z. B. keinen rechten Vergleich mit ihm aushalten, denn ihr Biß führt in ebenso vielen Stunden den Tod herbei, wie das Jambi Minuten dazu braucht.) Warum, kann ich nicht erklären, es müßte denn sein, daß ein Mann einen Pfeil so schnell aus der Wunde reißen kann, daß das Gift keine Zeit hat, in seinen Blutumlauf zu geraten, da es dem Pfeilkopf in Gelatineform anhaftet. Was dieses Gift und seine Wirkung auf Menschen betrifft, erinnere ich mich eines Zwischenfalls, der sich am Yasuni ereignete, als Sad Kouse und ich dort jene denkwürdigen achtzehn Monate verbrachten. Eine offene Wunde, die von Fliegen beschmutzt und voller Würmer war, mußte irgendwie geheilt werden, aber alle uns bekannten Mittel waren wirkungslos.

Der Fall war verzweifelt dringlich, und Sad erklärte, er wolle lieber vergiftet sein, als von Würmern gefressen werden. So wurde beschlossen, ich sollte die Wunde mit diesem selben Jambi füllen; ich nahm einen Fingerhut voll, genug, um einen Ochsen zu töten. Weder Sad noch die Würmer nahmen die geringste Notiz davon. Nun kann es sein, daß sein Leben dadurch gerettet wurde, daß kein frisches Blut floß, oder aber, daß das Gift aus seltsamen Gründen keine Wirkung auf Menschen hat, welsch letztere Vermutung erklären würde, warum es in der Schlacht nie gebraucht wird. Ich kann hinzufügen, daß die Würmer in der Zeit von einer halben Minute durch die Anwendung eines in Nikotin getränkten Baumwollpfropfens gründlich vertrieben wurden. Das Nikotin erhielten wir, indem wir auf den Fingernägeln Zigarettenrauch kondensierten. Der gekochte Saft der Zigaretten hatte dagegen gar keinen Wert.

Es ist selbstverständlich, daß Fisch und Fleisch, die die Antipas so reichlich genießen, fast durchweg vergiftet sind, denn wir wissen, daß das Blasrohr die einzige Waffe ist und daß sie ihre Fische in den meisten Fällen mit Barbascos töten. Merkwürdig ist, daß nicht nur der Fisch, der nicht unter der Haut infiziert wurde, genießbar ist, sondern auch das Wild, bei dem dies geschehen ist. Denselben Barbascosaft trinken die Iwarofrauen, wenn sie Selbstmord begehen.

Die Frage des Aberglaubens steht in engem Zusammenhang mit der Religion. Die Religion der Antipas ist, soweit ich beobachten konnte, einfach und ursprünglich. Sie fürchten zwei Götter, den Gott der Flüsse und des Regens und den Gott des Waldes. Der erstere wird von den Indianern Chulla-haquituna (der Seltsamfüßige) genannt, der zweite Yacu-mamam (der Große über den Wassern).

Die eigentliche Inka-Religion war natürlich die Sonnenanbetung, aber die Nachkommen des alten Stammes, die noch dieselbe Sprache sprechen, jedoch von den Bergen in die Wälder des Amazonas gewandert sind, haben sich im Laufe von Generationen ihrer neuen Umgebung angepaßt und die Anbetung des Gottes, den sie kaum jemals sehen, fallen gelassen. An seiner Stelle haben sie den der Iwaros angenommen, von dem sie für ihr Gedeihen abhängig sind. Die Flüsse, der Regen und die Wälder geben ihnen alles, was sie besitzen, während die Sonne in ihrem Leben nur eine geringe Rolle spielt. Außer der Verehrung der Iwarogötter hat der Böse in der Person des Supai für sie eine große Bedeutung; auf sein Konto schreiben sie jedes ihnen widerfahrende Unheil.

Ich bin einen Augenblick auf die Frage der Religion der Nachkommen der Inkas eingegangen, mehr um sie mit der ihrer Nachbarn, der Iwaros, zu vergleichen, als sie im einzelnen zu untersuchen. Ich kehre zu den Iwaros zurück. Chulla-haquituna ist der Herr der Wälder und bewegt sich, von niemand gesehen, durch sie, mit einem menschlichen und einem Jaguarfuß. Die Indianer haben mir wiederholt seine Spur gezeigt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist ihnen die Erklärung dafür bekannt, die so erfahrenen Waldleuten kaum entgehen kann, aber sie sind nur zu sehr darauf erpicht, sich selbst die Nähe ihres Gottes einzureden. Wenn er auf ihrem Weg vorübergegangen ist, schieben sie alles Außergewöhnliche seinem Einfluß zu, z. B. Überfluß oder Mangel an Wild, eine mißlungene Giftbereitung und die Anwesenheit gefährlicher Schlangen.

Yacu-mamam besitzt die Macht, sich aus einem Tapir in eine Anakonda und aus dieser in einen Frosch zu verwandeln. Sein Aufenthaltsort sind die Flüsse und Ströme, und er ruft nach

Belieben zerstörende Fluten und wohlthätige Schauer hervor. Darum werden diese drei Tierarten von den Iwaros niemals belästigt, aus Furcht vor dem Zorn Yacu-mamams. Diese Tatsache erklärt die Zähmheit des Tapirs in dem Gebiet, das ich schildere.

Soweit mir bekannt, werden diesen Gottheiten keine Opfer gebracht. Man betrachtet sie mehr aus ehrfurchtsvoller Entfernung, als daß man sie mit verwickelten Zeremonien feiert. Bilder und religiöse Feste sind dem Iwaro unbekannt. Seine Religion ist die eines einfachen praktischen Waldvolks, die auf Aberglauben beruht, wie es übrigens allen Urvölkern gemein ist.

Die Herstellung eines Kanus ist eine Kunst, die bei den Iwaros seit Jahrhunderten üblich sein muß, aber wenig Fortschritte erfahren hat, denn das Verfahren ist heute so primitiv, daß es sicher dasselbe sein dürfte, das die ursprünglichen Erfinder anwandten. Mit unendlicher Geduld wird ein großer Baum aus halbhartem Holz von 90 bis 120 Zentimeter Durchmesser gefällt. Ich nenne keinen Namen, da mehrere Arten benützt werden können. Eine Lichtung wird in der Nähe des gefällten Baumes gemacht, um die Arbeit verrichten zu können. Der Wipfel des Baumes wird abgebrannt, bis ein roher Klotz übrigbleibt, der etwa 6—9 Meter lang ist, wenn es sich um die größten Kanus handelt.

Im Laufe mehrerer Monate wird dann die mühselige Arbeit verrichtet, die Rinde und den Splint zu entfernen und den Klotz innen und außen zu einem Einbaum zu formen. Mit Feuer und Steinart wird allmählich das zähe Holz verkohlt und weggeschnitten. Immer und immer wieder wird derselbe Vorgang wiederholt. Die Frauen fachen die Flammen an, die Männer bearbeiten die geschwärzte Oberfläche mit ihren langsam fördernden Werkzeugen. Nicht mehr wie wenige Zentimeter können auf einmal verbrannt werden. Dann muß das verkohlte Holz weggeschabt und ein neues Feuer angemacht werden. Allmählich bekommt der Klotz die Gestalt eines Einbaums, und das erste rohe Verfahren neigt sich seinem Ende zu. Während die letzten Feuer am Werk sind, werden Keile zwischen die Seiten des Fahrzeugs getrieben, um ihm die Abschrägung nach auswärts zu geben, die den fertigen Einbaum kennzeichnet. Das Feuer dient auch dazu, alle Insekten auszutreiben, die etwa ins Holz eingedrungen sind.

Dann folgt der noch längere Vorgang des Schabens und Polierens mit Steinen und Sand, bis die Oberfläche des Kanus innen und außen frei von Unebenheiten ist. Als wir in das Land kamen, hatten wir viele Risten mit Machete und Stahlärten bei uns, die wir von Zeit zu Zeit in Tauschhandel gaben. Es kann also sein, daß, wenn ich das nächste Mal herkomme, um die Indianer zur Bearbeitung der irgendwo in ihrem Gebiet versteckten goldführenden Stellen zu bewegen, eine große Veränderung in ihrem Leben durch die Verbreitung dieser Werkzeuge zu bemerken sein wird. Denn von allen Segnungen der Zivilisation, die dieses Volk brauchte, sind die ersten und wichtigsten Art und Machete. Mit ihnen können sie das wuchernde Unkraut und Gestrüpp in ihren Pflanzungen bekämpfen und für sich selbst die vielfachen Behelfe herstellen, denn fast alles, was sie verwenden, ist aus Holz oder, wie sie es nennen, aus numi gemacht.

Während unseres Aufenthalts in den Wohnungen der Antipas hatte ich oft Gelegenheit, ihr tägliches Leben zu studieren. Beim Eintritt in eine ihrer Hütten sah ich etwa eine Szene wie die folgende. Die Frauen hocken auf den Fersen um die große irdene Schüssel frisch gekochter Kassahe (mama auf Ivaro). Einige sind halb, einige gar nicht bekleidet. Diejenigen, die ihre Männer im Krieg verloren haben, müssen sehen, wie sie sich Kleider verschaffen, die abgelegten ihrer glücklichen Nachbarinnen, deren Männer noch leben und für sie weben können. Zwei oder drei Affen spazieren umher und lauen Bananen; sogar ein zahmer Paujil sitzt auf einem Balken und stößt seinen eigentümlichen Ruf aus. Eine Frau streckt die Hand aus und holt sich ein Stück Kassahe aus dem Topf. Sie steckt es in den Mund und kaut es zu einem Brei, ähnlich Kartoffelbrei. Zufrieden, daß es den erwünschten Zustand erreicht hat, fügt sie es dem wachsenden Haufen desselben Breis hinzu, der allen erreichbar auf einem Bananenblatt liegt. Es ist das Giamanchi, das Hauptnahrungsmittel; mit menschlichem Speichel konserviert, hält es sich in Krügen oder mit Blättern ausgelegten Körben, wenn nötig, sechs Monate lang. Für den Gebrauch wird es in einem Schlauch mit Wasser vermischt, bis es wie Buttermilch aussieht und schmeckt. Der ganze Gedanke ist für unser modernes Gefühl abstoßend, aber meine eigenen

Versuche haben bewiesen, daß es in den Wäldern keine andere Art gibt, Kaffave zu konservieren. Es ist eine sehr nahrhafte Knolle, die 80 Prozent Stärkemehl enthält gegenüber den 20 Prozent der Kartoffel. Frisch gekocht ist es leicht und flaumig und bietet ein köstliches Gemüse. Einige Frauen tragen Säuglinge, die in einer kleinen Stoffhängematte auf dem Rücken baumeln. Eine nährt ein Kind, das mindestens drei Jahre alt sein muß. Dies ist allgemeiner Brauch, erscheint uns aber seltsam und unerwünscht. Die Antipafrauen entwöhnen ihre Säuglinge erst, wenn sie für unsere Begriffe das Kindergartenalter erreicht haben. Sie schleppen sie auch umher, nachdem sie gehen, laufen und schwimmen können. So ist der Schritt vom kleinen Kind bis zur Heirat nur eine Sache von sieben, acht Jahren.

Eine andere Frau stillt ihr Kind; da fällt ihr der junge Affe ein, der auf ihrem Bett zusammengerollt liegt. Sie behandelt ihn ebenso wie ihren Sprößling und nährt ihn mit derselben Sorgfalt wie ihren Sohn. Man sieht dies häufig bei allen Indianern des Amazonas, bei den halb zivilisierten und bei den wilden.

Sechs oder acht Feuer glimmen an den Wänden, eines für jede Frau. Auf einem Fleischgestell werden Schnitten von einem frisch getöteten Pekari oder Nabelschwein geräuchert, und ihr Duft erfüllt das Haus.

Wir überlassen die Frauen ihrer täglichen Kauarbeit, nachdem wir das von jeder angebotene Giamanchi gekostet haben, und gehen ins Freie, wo ein Trupp junger Burschen in aufgeregter Unterhaltung begriffen ist. Allem Anschein nach ahmen sie die Tätigkeit eines Posaunenbläfers nach; ihre rechte Hand fliegt, den Handteller nach innen gewandt, vom Mund bis zu der ganz gestreckten Armlänge auf und nieder. Ihre Sprache ist laut und tief, und der Glanz ihrer dunklen Augen verrät ihre Erregung. Sie sprechen vom Krieg. Wir wissen es, denn nur dann gestatten sie sich diese Gesten und diese erhobene Stimme.

Nahе dabei im Walde steigt der Rauch vieler Feuer auf, und das Aufschlagen der Äste wird hörbar; ein Trupp ist an einem neuen Einbaum beschäftigt. Drüben kommt eine Reihe Frauen daher, schwer beladen mit Kaffave, Bananen und in der Richtung abgeschnittenem Reisig. In ein anderes Haus eintretend,

finden wir einen Mann bei der Herstellung eines Blasrohrs, er hat einen Topf kochenden Bienenwachses neben sich; sein Haar ist um den Hals gewunden, um es vor dem Feuer zu schützen. Ein etwa zehnjähriger Knabe hilft dem Vater eifrig, die Waffe zu vollenden, die sein Eigentum werden soll. Bald wird er im Wald den Kolibris nachjagen, was ihm reichlich Gelegenheit bietet, sich im Zielen auszubilden, bis seine Lungen stark genug sind, seinen Platz unter den Jägern seines Stammes mit wirklichen vergifteten Pfeilen einzunehmen. Unter dem Schatten einer Banane (*pántam* der *Iwaros*) an der Tür ist ein halbes Duzend Frauen mit Korbmachen beschäftigt. Sie handhaben das gespaltene Rohr leicht und gewandt und weben verschlungene Muster in die sehr starken Körbe, die sie liefern. Diese werden paarweise gemacht, einer etwas kleiner als der andere, der größere wird mit einem besonders festen Palmblatt gefüttert, der kleinere wird hineingesteckt. Dann werden die beiden zusammengeñäht, und ein Deckel, aus einem zweiten Paar Körbe bestehend, wird an das erste Paar angehängt. Das Ergebnis ist ein dauerhaftes, regendichtes Behältnis, das gebraucht wird, um alles mögliche zu tragen oder um Haushaltungsgegenstände aufzubewahren. Diejenigen, die nur zum Tragen bestimmt sind, werden 90 Zentimeter hoch und 60 Zentimeter breit gemacht. Ich selber lernte diese Kunst am *Yasuni*, was mir sehr zustatten kam.

Alle Männer und Frauen, die mir begegnen, sind gesund und stark. Wenn sie einmal in den Händen des Medizinmannes sind, haben sie nur geringe Aussicht auf Genesung, da er seine Patienten gewöhnlich sich tothungern läßt. Aber sie nehmen seine Dienste selten in Anspruch, da sie ganz frei von Seuchen sind, außer den Blattern und einer andern, deren Hauptsymptom Husten ist, die ich aber nie feststellen konnte.

Ich erinnere mich eines Zwischenfalls, der sich während meines Aufenthalts bei den *Antipas* zutrug. Eines Morgens wurde mir ein Krieger gebracht, der von einem *Huambisa* mit einer Schrotflinte verwundet worden war, die mit Pulver und Kieselsteinen geladen und ganz in der Nähe abgefeuert war; es war vielleicht ein Teil aus der Beute des Überfalls auf *Barranca*. Der Oberarmknochen war ganz zerschmettert, und der Arm baumelte. Der

Mann war so abgezehrt, daß er kaum stehen konnte, und die Wunde war septisch geworden. Ich spülte sie mit Sublimat aus und verband sie. Als ich nach der Diät fragte, die der Mediziner dem Mann verordnet hatte, fand ich, daß ihm außer frischen Bananen alles verboten war. Durch die schnellen Fortschritte, die der Verwundete in meiner Behandlung machte, überzeugt, beschied sich das lokale Drakel, und dem Mann wurde erlaubt, sich angemessen zu ernähren. Bei unserer Rückkehr vom Santiago fand ich ihn wieder ganz hergestellt.

Zufriedenheit herrscht allenthalben. Männer und Frauen scheinen sich ihres Lebens zu freuen. Sie haben Überfluß an all dem, was ihnen notwendig ist, und auch an dem, was ihnen als Luxus erscheint. Ihre einzige Sorge im Leben ist die beständige Angst vor Überfällen; aber diese vergessen sie ebenso schnell, wie Kinder die Gefahren der Straße vergessen. Leicht ist das Tagewerk aller und vor allem desjenigen, der eine heiratsfähige Tochter hat. Der Anwärter auf ihre Hand wird in des Wortes vollster Bedeutung während eines Zeitraums von fünf bis sechs Monaten der Sklave seines zukünftigen Schwiegervaters, bis er seinen Wert bewiesen hat. Zweifellos ist seine Lebensauffassung der jenes jungen Mannes ähnlich, den der Vater seiner Auserwählten fragte, ob er ihn zum Schwiegervater ausersehen habe, und der erwiderte: „Im Gegenteil; aber wenn ich Ihre Tochter heirate, werde ich Sie wohl mit in Kauf nehmen müssen.“

Der junge Wilde übernimmt die Aufgaben des Kundschafters, Jägers und Fischers für das Haus, in das er hineinheiratet will. Er ist dem Hausvater mit Haut und Haar verschrieben und muß stets seines Winkes gewärtig sein. Aber nur einmal macht er dieses Fegefeuer durch; hat er seinen eigenen Haushalt eingerichtet, dann nimmt er sich so viele Frauen, wie er in seinem eigenen Volke finden oder bei den Nachbarn stehlen kann. So geschieht es, daß es in den vier Tivarostämmen viele Frauen gibt, die geraubt und von neuem geraubt worden sind, bis sie am Santiago ebenso zu Hause sind wie am Marañon, ebenso zufrieden, für einen Aguaruna Affen die Haare abzuzengen als für einen Paucuma Baumwolle zu spinnen.

Meiner Ansicht nach kann es nur die eine Erklärung dafür geben,

daß alle Ivarostämme dieselbe Sprache, dieselben Gewohnheiten, Bekleidung, Fischfang- und Jagdarten und Kunstfertigkeiten haben: daß sie einem gemeinsamen Urstamm entspringen, der sich durch Familienfehden zersplitterte. Eine Familie verließ etwa die gemeinsamen Jagdgründe, wanderte weiter und ließ sich an einem andern Fluß nieder. Sie pflegte ihren Haß gegen die Muttergruppe, bis sich ihr andere zugesellten und sie nach und nach der Kern eines eigenen Stammes wurde. So sind sie im Laufe der Zeit so weit auseinandergekommen, daß heute das Hauptquartier eines Stammes niemals innerhalb einer dreißigtägigen Kanu- reise vom andern liegt und tödliche Feindschaft zwischen allen besteht. Es leben heute noch Weiße in den Vereinigten Staaten, die von den nordamerikanischen Indianern skalpiert worden sind; aber wenn der Ivaro einmal seine Kriegstrophäe genommen hat, darn heißt es: das Spiel ist zu Ende.

Achtzehntes Kapitel.

Schiffbruch.

Mit mächtigen Ruderschlägen führte uns Pitacunca in seinem eigenen Kanu. Er saß auf dem Sed, auf dem Kapitänsplatz, sein langes Haar schleppte in den Wellen nach; aufmerksam überblickte er den Weg, daß weder eine Bewegung noch ein Laut ihm entgehen konnte. Mit jeder Minute, die ihn weiter von seinem Heim brachte, sah er in allem, was sich am Ufer rührte, einen Suambisa. Eine massige Gestalt, erschien er wie die Verkörperung von Kraft und Teufelei. Ich zweifelte jedoch nicht, daß, wenn ein Suambisa zwischen dem Unterholz erschienen wäre, er einen doppelten Purzelbaum ins Wasser geschossen hätte. In der That: wären in diesem Augenblick Feinde auf dem Schauplatz erschienen, dann hätte es beiderseits Bestürzung gegeben und wir, die weißen Teilnehmer des Trupps, würden Mühe gehabt haben, Freund und Feind daran zu verhindern, an entgegengesetzten Horizonten zu verschwinden.

Der Anblick von Weißen, die friedlich mit ihren Erzfeinden reisten, hätte den Suambisas genügt, und was unsere Begleitung angeht, kann ich nicht mit gutem Gewissen sagen, daß unsere Gewandtheit mit der Büchse hingereicht hätte, ihrer Neigung zu wilder Flucht entgegenzuwirken. Ebenso wie ihren sagenhaften Vettern vom nordamerikanischen Kontinent, „den edlen roten Männern des Waldes“, werden die Iwaros von denen, die mit ihnen nie in Berührung gekommen sind, Tugenden zugeschrieben, an denen sie gänzlich unschuldig sind. Im Gegensatz zur allgemeinen Annahme sind diese ungezähmten Söhne des Waldes eine Mischung von allem, was hinterlistig, schurkisch und teuflisch ist. Sie haben den Mut wilder Tiere in der Schlacht, aber ungleich

diesen ist ihr leitender Grundsatz: „Jeder für sich selbst.“ Die Wahrheit ist nicht ihre Sache. Ihre Versuche, die Seele des weißen Mannes zu verstehen, sind mehr als kindlich. Ein ganz unbeherrschbares Volk, müssen sie durch Schrecken und Aberglauben beherrscht werden.

Ein Blitz und ein Donnerschlag aus der Gegend des Santiago im Norden war das Signal für ein Posaunenkonzert (*fortissimo furioso*). Pitacunca erklärte, der Mediziner der Huambisas sei an der Arbeit. Dies war zuviel für sein Gefolge. Sie tauchten die Ruder ein, und die Arme flogen vorwärts und rückwärts, während sie vom Krieg zu sprechen begannen, in großer Sorge vor der Macht der feindlichen Zauberer. Pitacunca mit seiner kräftigen Bassstimme führte den Chor.

Nicht einmal oder zweimal wurde uns diese einzigartige Vorstellung auf der Fahrt nach Borja hinab zuteil. In kurzen Zwischenräumen brach das Geheul mit verdoppelter Energie wieder aus, als wir der Mündung des Santiago nähertamen. Aber wir trösteten uns mit dem Gedanken, daß die Huambisas ihrerseits hinter ihren Palisaden die Gänsehaut bekamen, wenn sie an die Zauberei dachten, die Pitacunca gegen sie unternahm.

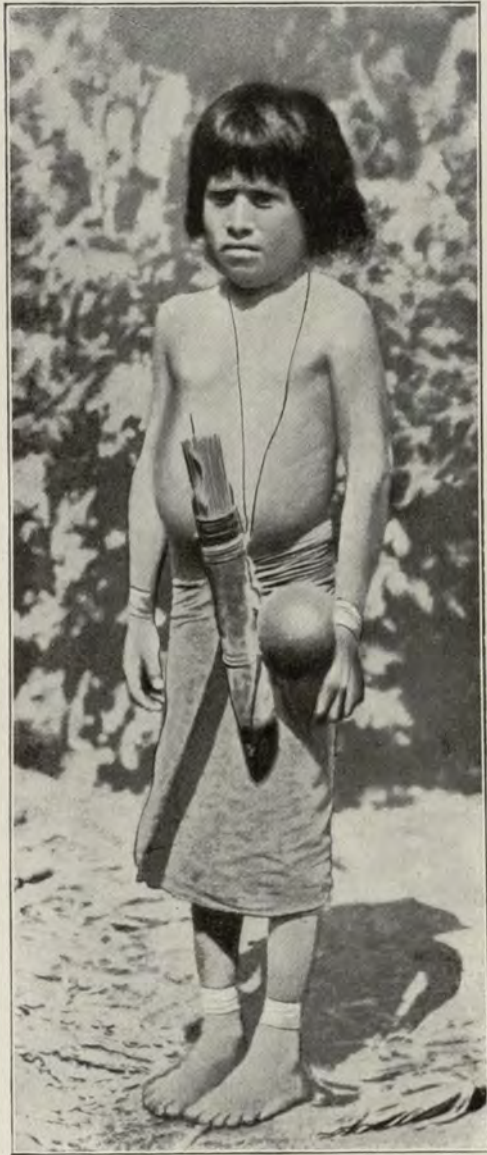
Ein paar Stunden Ruderns brachten uns zur westlichen Mündung des Pongo de Manserique. Plötzlich gewahrten die scharfen Augen unserer Begleiter eine Bewegung in den Zweigen am rechten Ufer. Pitacunca hatte Unguacha mitgebracht, einen behenden Jüngling, der die rankende Viane gleich einem Affen hinaufkletterte; Rajáncos, den ich niedergeschlagen hatte, weil er ein Cariso mit Gift stahl, und den ich später wieder durch das Geschenk des begehrten Gegenstandes und einen Schluck Rum verzeihnte (eine Tat, die der Häuptling Lazaro sehr gut hieß); It-sampi, Anguacha, Chijatso, gewandte, schneidige Männer; Noagra, das Baby des Trupps, und schließlich Quiájui, die „Dunkelheit“ genannt, wegen seiner wunderbaren Fähigkeit, sich im Wald zu verbergen.

„Affen“, raunte es im Kreise der Mannschaft. Wir waren froh, denn frischer Proviant war sehr schätzbar. Je mehr wir ins Lager nach Borja bringen konnten, desto besser, denn der Anblick von Pisang, Bananen, Yuca, Jamswurzeln, Erdnüssen, süßen

Kartoffeln und Honig würde unsern Gefährten willkommen sein, die diese Lederbissen nicht gekostet hatten, seit wir Barranca verlassen hatten.

Die Anungatas (Steuerleute auf Ivaro) hielten aufs Land zu. Alle landeten wir, außer Game und Noagra, die die Wache über die Kanus übernahmen. Game war etwas ängstlich geworden, sich barfuß in die Wälder zu wagen, nach allem, was er auf der Reise stromauf durchgemacht hatte. Nun begann ein Wettkampf zwischen Büchse und Blasrohr, aus dem das letztere mit fliegenden Fahnen als Sieger hervorging. Die Affenart, die wir verfolgten, der Coto (Brüllaffe auf Ketschua), wiegt ungefähr 13 Kilo; er versteckt wie der Strauß seine Augen in der Überzeugung, daß er so vor seinen Feinden verborgen ist. An Händen, Füßen und Schwanz von einem der großen Äste herabhängend, bleibt er unbeweglich, nicht einmal der Knall einer Büchse jagt ihn in die Flucht. Dieses Tier ist der Abend- und Morgensänger des Waldes des Amazonas. Bei Sonnenaufgang und -untergang paradieren die Affentruppen im Gänsemarsch auf den Zweigen des Baumes, der ihr jeweiliger Wohnsitz ist; sie stoßen dabei einen tiefen gellenden Ruf aus, der meilenweit zu hören ist. Als ich ihn das erstemal vernahm, war ein Affe das letzte, an das ich dachte; es schien, als seien alle Jaguare des Amazonasgebiets im Kampf um Tod und Leben begriffen. Der Lärm durchbricht das Schweigen der Dämmerung, der einsamsten Stunde des Tages und der Nacht, und übertönt das Gekreisch der erwachenden Papageien, so daß die Wälder widerhallen.

Der Coto hat zehn Finger und ebensoviel Zehen. Sein Schwanz, der an der dicksten Stelle $6\frac{1}{2}$ Zentimeter Durchmesser hat, besitzt große Gewalt. Wenn das Tier angeschossen ist, läßt es zuerst die Hände los, dann verlieren die Füße den Halt, ganz zuletzt gleitet allmählich der Schwanz von dem Ast, den er umschlingt, und der Affe fällt schwer aufschlagend herunter. Manchmal stirbt er noch im Hängen. Sobald der Körper kalt zu werden beginnt, widelt sich der Schwanz immer fester um den Ast. Angucha hatte also eine gute Gelegenheit, seine Kunst im Klettern zu zeigen. Hand über Hand kletterte er die Lianen hinan, 30 Meter und höher, bis er in den höchsten Ästen des Wipfels eines Riesen-



Zivaro-Junge mit Köcher und Gefäß für Baumwollwatte.



Indianermädchen beim Baumwollspinnen.

baums war, wo er sich von Zweig zu Zweig schwang und endlich seine Beute erreichte. Einen Augenblick später warf er sie frachend auf die Erde hinab.

Mit dieser Affenart verulken sich die Cocama-Indianer gegenseitig; sie werfen ein mit der Flinte erlegtes Tier in ein Kanu, in dem die Mannschaft gerade Ruhe hält, um den Spaß zu haben, sie alle Hals über Kopf ins Wasser plumpsen zu sehen, aus Angst vor den mächtigen Kiefern der sterbenden Bestie. Sie tun gut, auszureißen, denn dieser Affe ist von der Natur mit einem Unterkiefer ausgerüstet, der fast die Größe des übrigen Schädels hat, und seine Zähne sind stärker als die des Jaguars. Ich verwundete einmal einen am Napo, und er griff mich an. Ich suchte ihn fernzuhalten, indem ich mein Gewehr auf ihn anlegte, aber er ergriff das Gewehr und schloß die Mündung mit seinen Zähnen.

Die Iwaros erzählen, wie es kommt, daß der Coto einen so übergroßen Kehlkopf hat. Eines Tags begegneten der Maquisapa und er einander in den Wäldern. Der Coto zeigte dem andern, wie man Kokosnüsse öffnet, indem man eine mit der andern zerschlägt; aber als sein langbeiniger Better es ihm nachmachen wollte, gerieten seine Daumen zwischen die Nüsse, und er haute sie ab. Entschlossen, ihren Verlust zu rächen, überzeugte er seinen härtigen Freund, als er ihm das nächste Mal begegnete, durch ein Taschenspielerkunststück, es sei unnötig, die Nüsse zu knaden, und sie schmeckten viel besser, wenn man sie ganz verschluckte. Der leichtgläubige Coto befolgte seinen Rat, aber die Kokosnuß blieb ihm im Halse stecken und hinterließ bis auf den heutigen Tag ihren Stempel bei allen seinen Nachkommen, während die Kinder des Maquisapa für alle Zeiten ohne Daumen gehen müssen, obwohl sie ihre zehn Zehen behalten haben.

An diesem Nachmittag erlegten wir wohl zwei Duzend Cotos, von denen nur drei von meiner Büchse fielen. Der Zustand dieser drei gab den Iwaros sehr zu denken, denn sie waren in Fesseln geschossen und boten einen jämmerlichen Anblick. An den Schwänzen zu dreien und viereu zusammengebunden, schleppten wir sie zum Ufer, jeder von uns mit einem Bündel, das vom Kopf herabhängt. Das Wild wurde in den Fluß getaucht, um die Haare zu befeuchten, dann wurde ein Reisigfeuer angezündet, um sie zu sengen.

Erst waren sie an den Schwänzen an einer Pflanze aufgehängt worden, die sich an der ganzen Länge der Glut hinzog. Als sich die Muskeln durch die Hitze zusammenzogen, bot sich ein schauerliches Schauspiel dar, denn die Glieder zogen sich zusammen, die Affen ballten die Hände, und ihre Gesichter wurden durch ein häßliches Grinsen verzerrt, das ihre regelmässigen Zähne bloßlegte. Als sie über und über gefengt waren, wurden sie vom Feuer genommen und mit dem Machete zerhackt. Man kann die gehackten Fleischtheile nur als Klumpen bezeichnen. Ohne Rücksicht auf Gelenke oder Knochen wurden sie von den Wilden abgehauen, die nie ein besseres Werkzeug als die Steinaxt gefannt hatten. Die Stücke wurden in den Kochtopf geworfen, noch halb mit den Haaren bedeckt, die das hastige Schaben nicht erreicht hatte. Sie kochten zwanzig Minuten und entwickelten einen Geruch, der den Antipas ebenso willkommen ist wie der des Frühstücksspeds dem hungrigen weißen Jäger.

Ich habe versäumt zu erzählen, was einer der Lederbissen eines solchen Festmahls ist. Ehe das Absengen und Kochen der Tiere beginnt, müssen sie natürlich gereinigt werden. Wenn das Fleisch selten ist, werden nur die Knochen fortgeworfen; sogar die Därme werden ausgeschabt und geröstet. Der Inhalt der Magen wird entleert und wie Giamanchi mit Wasser vermischt, dann wird er ohne weitere Umstände getrunken. Zuerst schreckt der bloße Gedanke ab, aber schließlich lebt der Affe von frischen wilden Früchten, und sein Inneres ist so sauber wie das unstrige. Er hat nur den Vorgang des Pepsinierens und des Verdauens für uns begonnen, was uns Mühe erspart. Ich erwartete, als ich den Lederbissen das erstemal kostete, eine Spur bitteren Magensafts zu finden, war aber angenehm überrascht; der Geschmack des Fruchtmarkts war würzig und unverdorben.

Die Sivaros werfen, wie gesagt, nichts als die Knochen weg, und selbst diese zerbrechen sie mit den Zähnen, um an das Mark zu gelangen. Obwohl ich viele ihrer Gerichte sehr gern gegessen habe, muß ich sagen, daß ohne Salz gekochte Suppe, besonders wenn sie stark mit dem Geruch nach gebranntem Haar gewürzt ist, nicht recht schmecken will. Um unsern Hunger zu stillen, suchten Game und ich einen jungen Coto von der Strecke aus, häuteten ihn und brieten ihn auf der Glut. In dieser Weise zubereitet, sind sie

ein so gutes Gericht wie jedes andere Wild, das ich gekostet habe, ihren Vetter ausgenommen, den Maquisapa, desselgleichen meines Erachtens auf keinem Tisch zu finden ist.

Obwohl wir dem Lager zu nahe waren, riet uns „Pete“ (wie Pitacunca genannt wurde), an diesem Abend die Fahrt durch den Pongo nicht zu unternehmen, sondern am nächsten Morgen die Kanus zusammenzubinden, um die Gefahr möglichst zu verringern. Wir gingen also nach Dunkelwerden etwa ein Kilometer stromauf, um etwaige Späher irrezuführen, und schlugen unser Lager auf einer Sandspitze auf. Wir zwei Weißen hielten die ganze Nacht Wache, indem wir uns alle zwei Stunden ablösten. Es war nicht die Furcht vor einem Überfall der Huambisas oder von anderer Seite, aber wir riskierten, unsere Verbündeten zu verlieren, denen leicht der Einfall kommen konnte, zu verschwinden. Aber sie schlofen fest, und wir wachten gut, während im Osten das Rauschen des Pongo durch die Nacht klang.

Beim ersten Anbruch der Dämmerung waren wir unterwegs, da Game und ich dringend wünschten, sobald als möglich zu unserm Trupp in Borja zu stoßen. Das Glück begünstigte uns, denn der Fluß war in der richtigen Verfassung für das Durchfahren des Cañons. Die Kanus wurden zusammengebunden, mit einem Baumstamm zwischen ihnen und einem auf jeder Seite. So steuerten wir unser unversehbare Floß durch die Wirbel und Stromschnellen, ohne viel Wasser zu bekommen. Als wir an den großen Strudel kamen, steuerten wir um den Rand und umgingen das Hindernis leicht auf der rechten Seite. In der Tat sah ich den Wirbel nie so ruhig wie an jenem Morgen. Obwohl er, wie es auch nicht anders sein konnte, einige Aufregung verursachte, war die Durchfahrt ein Kinderspiel im Vergleich mit den andern Malen, in denen ich sie ausgeführt hatte.

Als wir über die östliche Mündung der Schlucht hinaus waren, kam das Lager in Sicht, und wir wurden von den Gefährten, die sich gerade anschickten uns zu suchen, mit lautem Zuruf begrüßt. Am Tag vorher war die letzte Frist, die für unsere Rückkehr vereinbart war, abgelaufen, und während wir nur 10 Kilometer entfernt behaglich Affenfleisch kauten, hatten sie sorgenvoll unser Schicksal bei den Kopfsägern am Fluß besprochen. Aber sie waren

ebenso froh, die köstlichen Bananen über dem Bug des Einbaums hängen zu sehen, als uns zu begrüßen, während wir unsererseits, wie ich hinzufügen will, den heißen Milchkaffee, den sie uns anboten, hochschätzten.

Bitacunca landete, warf einen Blick nach dem Lager und seinen Bewohnern und drehte sich auf den Absätzen um. Von den übrigen Wilden gefolgt, schritt er zu einer etwa zwanzig Meter entfernten Stelle, setzte sich, uns allen den Rücken kehrend, nieder und stimmte einen trübseligen Klagegesang in Moll an. Jede seiner Bewegungen wurde von den andern nachgeahmt, die im Chor einfielen und ihr Grablied über den Marañon hinaus schweben ließen. Keiner von ihnen hatte ein Wort gesprochen, seitdem sie unserer Ausrüstung ansichtig geworden waren. Sie schienen verblüfft durch den Anblick so vieler Weißer und so vielen Gepäcks, als würde ihnen plötzlich die Torheit klar, sich diesen unbekanntem Wesen anvertraut zu haben. Das Geheul kann keinen andern Grund gehabt haben. Es schien, als wollten sie niemals aufhören, und wir wollten sie nicht unterbrechen. Jaä, dessen erster Eindruck von den Antipas für ein glückliches Einvernehmen nicht gerade förderlich war, frug schließlich in deutlichem Englisch, ob sie es nicht möglich machen könnten, einmal etwas anderes zu singen. Dies geschah nicht, aber nach etwa einer halben Stunde starb der Gesang eines natürlichen Todes. Einer nach dem andern schlichen die Ivaros hinüber und setzten sich ans Lagerfeuer. Jaä und Ed. erweckten sie endlich aus ihrer Erstarrung. Der eine führte einen Tanz auf dem Boden der „Exploradora“ auf, vom andern mit dem Banjo begleitet. Beides, die unerreichte Qualität der Musik und die Kunst des Tänzers, machten auf die Wilden großen Eindruck. Um ihr Gleichgewicht vollkommen wiederherzustellen, beschenkten wir sie mit den auffallendsten Exemplaren der Hemden, die wir zum Tausch mit hatten. Diese waren orangefarben, schwarz, gelb, rot und grün gestreift und unter uns als „Hallelujas“ bekannt.

Wir lebten uns ineinander ein und warteten auf das Fallen des Santiago, der die Wasser des Pongo zu einer gefährlichen Höhe geschwellt hatte, damit die beladenen Kanus durchkommen konnten. Zwei- oder dreimal besichtigten wir in den nächsten Tagen

den Cañon, aber jedesmal kamen wir zurück mit der Überzeugung der Unausführbarkeit der Durchfahrt. Der Pongo de Manserique läßt nicht mit sich spaßen.

Wir benutzten diese Ruhezeit, um den Indianern die übernatürliche Gewalt der Büchsen anschaulich zu machen, die wir Weißen bei uns führten. Etwas heilsame Angst konnte nicht schaden. Wir nahmen sie also mit und zeigten ihnen, wie wir kleines Wild auf zwei-, dreihundert Meter weit erlegen konnten. Dabei setzten wir ihnen sorgfältig auseinander, dies sei nichts im Vergleich mit dem, was wir im Fall der Noth tun könnten und würden. Wenn z. B. die Guambisas wirklich unsern Zorn erregen sollten, könnten wir, auch wenn sie zehn Kilometer weit stromauf und um drei Windungen herum wären, unsere Kugeln abschießen und sie verjagen und umlegen. Sack holte einen auf einem Felsen horstenden Geier auf so große Entfernung herunter, daß der Vogel sich wie ein kleiner Fleck vom Himmel abhob. Da begannen unsere Freunde die Augen aufzumachen und zu begreifen. Am Ende der Woche hatten wir ein unzweifelhaftes moralisches Übergewicht erlangt, das sich bald darauf und bei vielen spätern Gelegenheiten, als wir mit größern Trupps dieser unzuverlässigen Schurken zu tun hatten, als unsere Hauptstütze erwies.

Eines Tags hatte mich das Gekreisich der Araras, die in den Palmen um das Lager Futterten, fast verrückt gemacht, und ich schlug dem Mediziner vor, einige davon zu erlegen. Der Jagdzug war erfolgreich, und wir brachten mehrere zurück. Ich bemerkte, daß das erste, was die Ivaros thaten, war, dem Kropf seinen Inhalt, reinen Obstbrei, zu entnehmen, als den größten Vederbissen, den der Vogel zu bieten hatte. Ich kann die Vorzüglichkeit dieses auserlesenen Vederbissens nicht genug betonen. Die Palmfrüchte, von denen der Vogel lebt, sind außerordentlich hart und enthalten eine Anzahl Samen oder Kerne, die in dem Fleisch eingebettet sind. So lohnt es sich für die Menschen nicht der Mühe, diese Früchte zu essen, so köstlich sie auch sind; die ganze Arbeit besorgt der Papagei, der mit seinem scharfen Schnabel und seiner trockenen Zunge die Kerne lostrennt und ohne schädigenden Einfluß auf die Frucht herauswirft. So haben wir ein

Beispiel mehr von der Möglichkeit, die Verdauungsarbeit eines wilden Geschöpfes auszunutzen.

Da wir Fahrten von Wildschweinen in der Nähe fanden, beschlossen wir, diese Tiere zu jagen und ihr Fleisch für die Zeit zu räuchern, wo es wieder stromauf gehen sollte. Das Fleisch dieser Bekari scheint trotz des täglichen Räucherns, dem es ausgesetzt werden muß, um es vor Insekten zu schützen, seinen Geschmack stärker als irgendein anderes Wild beizubehalten. Es gibt zwei Arten, den Huangana und den Sajina. Die erstere Art sieht fast ganz einem Hauschwein gleich, ist schwarz und wiegt nahezu 50 Kilo. Es trägt auf der Mitte des Rückens einen Moschusack, dessen Zweck mir etwas dunkel ist; vielleicht soll er eine Art Schutz gegen Insekten sein; jedenfalls kann ein Mensch dieses Tier im Wald ebenso leicht wittern, wie der Hund dem Hasen folgt, so stark ist der Geruch, den es an jedem Gegenstand hinterläßt, den es berührt. Es ist mit einem Paar scharfer Hauer im Unterkiefer bewaffnet, die es anwendet, um Wurzeln auszugraben, sowie auch um dem Jaguar die Eingeweide herauszureißen. Dieser fürchtet sich, folgt aber gelegentlich einer Herde, in der Hoffnung, einen Frischling zu erwischen und sich damit davonzumachen.

Nicht immer gelingt es ihm, und wenn er gefangen wird, ist sein Schicksal besiegelt. Er wird von den wütenden Tieren in Stücke zerrissen und mit Haut und Haar verschlungen. Der Huangana frißt Schlangen, Eidechsen und alles, was er finden kann. Wenn der Wind richtig steht, kann die Herde wohl anderthalb Kilometer weit gewittert werden; lange ehe sie gefunden wird, hört man sie Wurzeln graben und an der Erde schnüffeln, Nüsse knaden und sich um Lederbissen raufen, die die Affen heruntergeworfen haben. Die Herde zählt zwischen zweihundert und zweitausend Stück und greift alles an, was sie zu Gesicht bekommt. An diese Tiere heranzuschleichen ist leicht; sie sind vertieft in die Suche nach Futter. Gesicht- und Geruchssinn sind nicht stark entwickelt, ohne Zweifel weil sie vor nichts, was durch die Wälder wandert, Furcht zu haben brauchen.

Wenn man auf diese Tiere pirscht, wird man gut tun, sich einen Baum auszuwählen, bevor man die letzten dreißig Meter zurücklegt (und zu sehen, daß der Baum keine Ameisen- und Hor-

niffennester enthält). Wenn der nächste Huangana den Jäger erblickt, wird er seinen Kriegsruf ausstoßen — ein unheilfündendes Klappern seiner Hauer —, das von der ganzen Herde aufgenommen wird. Ein Geräusch wird hervorgebracht wie von Tausenden von Kastagnetten; der ganze Wald hallt davon wider, bis es von jedem Baum zu kommen scheint. Mit welcher schauerlicher Geschwindigkeit die Unterkiefer dieses Tieres vibrieren müssen, um eine so laute Schallwirkung hervorzubringen, kann man sich vorstellen.

Sobald man seine Schüsse abgegeben hat, muß man seinen Baum wählen und sprungbereit sein. Die Herde wird anfangen herumzurufen, um etwas zu suchen, auf das sie sich stürzen kann, bis sie den Rauch und eine Bewegung des Jägers gesehen hat; dann heißt es springen! Und möge der Zweig das Gewicht des Körpers tragen oder der Jäger wird keine Huangana mehr schießen!

Im Gegensatz zum Verlauf bei andern Wildschweinen fegt die Herde unter dem Baum durch und läßt den Jäger in Frieden heruntersteigen, die Beute aufheben und zum Lager zurückkehren. In jedem Fall wird er in Frieden gelassen werden; wenn er nicht durch Wittern oder Sehen entdeckt wird, werden die Sauen, in einem großen Rudel einen eingebildeten Feind angreifend, weiterstürmen und nicht einhalten, bis sie etwa 10 Kilometer zurückgelegt haben und Lust bekommen, das Äsen fortzusetzen.

Ich habe eben von der Größe der Huanganaherden gesprochen, die die Wälder des Amazonas durchstreifen. Um meine Schätzung glaubwürdig zu machen, muß ich erwähnen, daß ich einmal am Napo eine Herde an einer Stelle schwimmen sah, wo der Fluß gut dreihundert Meter breit war; während sie noch das eine Ufer hinunterströmten, erklimmte der Vortrab schon das andere. Überdies darf man sich nicht vorstellen, daß sie im Gänsemarsch gingen, sie schwärmten in einer großen schwarzen Masse über den Fluß. In seinem eigenen Lande ist der Huangana der König der Tiere.

Die zweite Gattung, der Sajina, das Kragenpekari, ist etwas kleiner und nicht so bedrohlich wie sein Vetter, obgleich er grimmig genug ist, wenn er gestört wird.

Er ist dem wilden Eber Europas nahe verwandt mit

seiner dünnen drahtigen Hinterpartie, schweren Schultern und kurzen untersehten Vorderbeinen, dem hagern flachen Körper, dem buschigen Haar auf Schultern und Hals, langen grimmigenauern und weißen Stellen, die gegen das tote Schwarz des ganzen Körpers abstechen. Er jagt paarweise oder in sehr kleinen Gruppen von mehreren Paaren.

Ich hatte einmal Gelegenheit, die Gemütsart des Sajina zu erproben. Ich trieb mich in einiger Entfernung vom Lager ohne meine Büchse herum (eine gewagte Sache, muß ich zugeben) und stieß auf ein Paar, das im Busch nach Futter grub. Sie kamen zwanzig Meter von der Stelle, wo ich mit einer Art arbeitete, ins Freie hinaus, unbekümmert um den Lärm und die umherfliegenden Späne.

Sie würden mich vielleicht in Frieden gelassen haben, hätte ich nicht einen Stock nach ihnen geworfen, um sie zu verscheuchen. Die Herausforderung wurde jedoch angenommen, und eine der Bestien kam mit einem so häßlichen Schnarchen heran, daß ich sofort zum Affen wurde und mich in die obern Zweige verzog. Nach einem Blick in die bösen kleinen Augen merkte ich, daß ein wohlgedeckter Rückzug durchaus angezeigt war. Eine Art hat ihren Nutzen. Sie ist gut zum Bäume fällen, denn wenn man seinen Schwung verfehlt, wird der Baum einem nicht das Bein abbeißen; aber um Schweine zu tranchieren, ziehe ich ein weiter reichendes Werkzeug vor.

Nach einer Woche des Ausruhens und Jagens im Lager in Borja begannen wir zu entdecken, daß das Interesse der Ivaros an dem ihnen neuen Lagerleben bei ihren neuen Freunden einer gewissen Unruhe Platz machte. Ich glaube, sie waren nicht ganz sicher, ob wir sie nicht eines schönen Tags ohne jede Entschuldigung stromab in die Sklaverei führen würden. Wir hielten also einen Kriegsrat und beschloßen, den Pongo in seinem Hochwasserstand zu riskieren. Wir wollen sehen, wie wir damals darüber dachten:

„27. September 1899. Das Wasser ist allerdings nicht im gewünschten Maß gefallen, aber es scheint noch mehr Regen in den Wolken zu hängen, und wir ziehen die Möglichkeit eines Schiffbruchs dem Davonlaufen unserer schätzbaren Verbündeten

vor. Sie selbst sind nur zu begierig, durch den Bongo zu kommen, denn er führt nach Hause. Ihre Stimmung wird alle Tage unsicherer, und Bitacunca wirft sehnsuchtsvolle Blicke in der Richtung der fernen Vorberge. Wir haben also beschlossen, am Morgen mit all unserer Habe abzustößen und zu versuchen, den Santiago zu erreichen.“

Am nächsten Morgen, 28. September, brachen wir auf, Game und ich an der Spitze in dem neuen Kanu, in dem wir die Kochgeräte verstaут hatten, einen Saß kupferner Töpfe und Kessel, die wir in SQUITOS eigens für die Expedition hatten machen lassen. Wir hatten den kleinen Jagdeinbaum als unbrauchbar für schwere Arbeit zurückgelassen, er trug nur zwei Mann, ohne alles Gepäck. Der Rest des Trupps folgte in den drei andern Kanus, in denen die beiden Rassen so verteilt waren, daß die Indianer kein Unheil anrichten konnten. „Pete“ kommandierte die „Exploradora“, die die Hauptmasse der Vorräte enthielt. Morse und Evarico waren die beiden übrigen Fahrzeuge anvertraut. Ambuscha bekam einen Platz, wo er keinen Schaden tun konnte, zwischen Saß und Pedro, dem Peruaner. Wir hatten mittlerweile die Überzeugung gewonnen, daß er sich mit den Indianern verschwören würde, um ein Kanu zu stehlen, wenn er es gekonnt hätte. Saß und Morse ließen ihm keine Ruhe. Er war fortwährend die Zielscheibe aller Wiße im Lager. Nie kam ein mißlungenes Gericht aus dem Kochtopf, ohne daß Saß sich nicht darüber beklagte, daß nicht Ambuscha es gekocht hatte. Als Ambuscha einmal das Essen anrichtete, wurde er wegen der herrlichen Qualität des Salzes gelobt, das, wie man versicherte, das beste auf der ganzen Expedition sei, bis er schließlich so wütend wurde, daß der Mord aus seinen Augen blühte. Die Krisis kam, als ich ihn in einer Nacht, in der er keine Wache hatte, in der Nähe von MorSES Moskitoneß mit seiner Büchse herumschleichen fand. Er hatte irgendeine Erklärung zur Hand, um sein Benehmen zu rechtfertigen, aber wir ließen uns nicht täuschen.

Alles ging gut, bis wir im führenden Einbaum zu einem der vorspringenden Felsen im Bongo kamen, um den wir uns herumtasten mußten, um dem nächsten Wirbel zu entgehen. Der gute Game war niemals ein großer Kanumann. Bei dieser

Gelegenheit wandte er den Bug gegen die Wand, bevor das Kanuende um die Ecke gekommen war, und die Macht des Stromes schleuderte uns gegen den Felsen und kippte uns samt der Kücheneinrichtung heraus. Wir konnten uns an den Felsvorsprüngen im Schutze des Ufers festhalten, aber die Töpfe und Pfannen wurden nicht mehr gesehen. Ohne Zweifel ruhen sie jetzt von ihren schweren Pflichten in einer Felsenkluft und sind mit Gold gefüllt. Dieses gigantische natürliche Abflußrohr muß rot sein von dem edlen Metall, das die obern Gewässer heruntergespült haben, von dort, woher die alten Inkas ihre märchenhaften Reichtümer hatten.

Ohne besondere Schwierigkeit richteten wir das Kanu unter dem Schutze der Fels Spitze auf und setzten unsern Weg stromauf fort. Die Art des großen Strudels kennend, nutzten wir zu unserm Vorteil den mächtigen Kessel aus, der den ins Verderben ziehen muß, der ihm unbedacht naht. Obwohl, wie gesagt, das Wasser nicht in idealem Zustand war, kamen wir alle ohne Unfall durch. Bei dieser Gelegenheit entdeckten wir, daß wir dieselbe Lösung der Aufgabe, durch den Strudel zu kommen, gefunden hatten wie die Iwaros.

Wir hielten uns diesmal nicht auf dem kleinen Strand auf, sondern entkamen glücklich durch das westliche Tor, nachdem wir mit den gurgelnden Wassern des dunklen Schlundes einen achtsündigen Kampf geführt hatten.

Neunzehntes Kapitel.

Strategie am Santiago.

Auf der Sandspitze an der Vereinigung des Santiago und des Marañon lagen einige zweihundert Antipafanus, schwer beladen mit Früchten, Gemüse, Honig und Giamanchi in ungeheuren Mengen. In einer langen, unregelmäßigen Linie waren sie auf den Rand der Landzunge gezogen, die zwischen den beiden Flüssen vorspringt. Über die Miniaturhalbinsel verstreut waren Hunderte von Wilden, Männer, Frauen und Kinder — drei oder vier auf jedem Kanu —, diese schwachend, jene kochend, andere ihre Speere im Sand polierend und wieder andere schon bei der Abendmahlzeit. Die schrägen Sonnenstrahlen färbten das ganze Bild mit violetterm Licht und gaben der von Natur harten Färbung von Wald, Strom, Sand und Wilden eine ruhevollere Harmonie. Keine Wolke verdunkelte die tiefblaue Wölbung des Abendhimmels. Die drei langen klagenden Töne des Dungaruru schwebten über dem Wasser. Das Kreischen der ersten Papageiswärme, die von der Nahrungssuche des Tages heimkehrend über die Bäume schwirrten, übertönte das Summen menschlicher Stimmen.

Als wir uns die schlimme Strecke zwischen der Mündung des Cañons und der Vereinigung der Flüsse hinaufarbeiteten, breitete sich das Schauspiel allmählich vor unsern erstaunten Augen aus. Welche Veränderung gegen die tödliche Leere dieser selben Landschaft, als Game und ich an der langen öden Mündung des Santiago so jämmerlich entlang krochen und uns die Augen nach dem Anblick irgendeines Lebewesens ausschauten.

Zu sagen, wir seien überrascht gewesen, hieße den Fall unterschätzen. Wir waren geradezu starr über die Geschwindigkeit, mit

der der Ruf unserer Expedition sich unter den Wilden verbreitet hatte. Anscheinend hatte sich ein ansehnlicher Teil des ganzen Antipastammes aus dem Umkreis seines angestammten Gebiets herausgewagt — ein seltener Beweis von Kühnheit —, auf der Suche nach unsern verwünschten Geschenken. Da waren sie, und geduldig auf Handspiegel und gestreifte Hemden wartend, sahen sie da, mit ungefähr tausend Tonnen Obst, Gemüse und andern Erzeugnissen des Stromes und des Waldes. Der ganze Laderaum unserer Flotte von vier Kanus betrug höchstens fünf Tonnen, und wir hatten schon schwer geladen. Trotzdem war es völlig unmöglich, diese unternehmenden Kaufleute von der Unausführbarkeit ihres Ansinnens zu überzeugen, daß wir von allem Angebotenen Besitz ergreifen sollten als Austausch gegen die erwünschte Handelsware. An jenem Abend verbrachten wir noch Stunden damit, ihnen mühselig diese einleuchtende Wahrheit begreiflich zu machen, ohne daß unsere Versuche von Erfolg begleitet waren. Wir machten so viele Geschäfte als wir konnten, und nachdem wir mehr Erdnüsse gekauft hatten, als wir jemals brauchen konnten, beschlossen wir die Sache erst einmal zu beschlafen.

Am nächsten Morgen ergab sich die Notwendigkeit, diesen ganzen Zustrom von Iwaros loszuwerden und, was wichtiger war, sie in zufriedener Stimmung scheiden zu sehen. Wir entschlossen uns schließlich, um den ganzen Strand herumzugehen und der Mannschaft jedes Kanus (meistens ein Mann mit ein paar Frauen und ein Kind) ein Geschenk zu machen, um sie zu beruhigen. Ich kann erwähnen, daß wir den ganzen Trupp veranlaßt hatten, die Spitze der Sandzunge zu verlassen, wo wir unser kleines Leinwandzelt in einer strategischen Stellung aufstellten; auf drei Seiten war Wasser, das niemand lebendig überschreiten konnte, wenn wir es nicht wünschten, auf der vierten der flache offene Sand, der niemand dauernden Schutz bot.

Das Verfahren, das wir verfolgten, war bis zu einem gewissen Punkt erfolgreich. Die Wilden waren jedenfalls zufrieden, ihre Geschenke zu bekommen und in der Nähe die vielgerühmten „Apachen“ zu sehen, die solche Erregung im Lande hervorgerufen hatten. Aber den guten Eindruck bedrohte augenblickliche

Störung durch unsere Weigerung, eine halbe Tonne Proviant in unsere vier Kanus aufzunehmen. So blieb nichts übrig, als das Angebot anzunehmen. Der Strand war mit den schönsten Produkten des Landes bedeckt.

Dann kam das noch heiklere Problem, wie man unsere Kanuleute bewegen konnte, ins Herz des feindlichen Gebietes einzudringen. Tagelang arbeiteten wir schon auf diesen Zweck hin, bestrebt, den alten Pitacunca zu überzeugen, daß es für ihn der Mühe wert sei, dreißig Tage lang für uns zu paddeln, als Bezahlung für eine von ihm zu wählende Art oder ein Machete. Dieselben Bedingungen galten für jeden seiner Leute. Kein anderer Köder war so verlockend, wie wir nur zu gut wußten. Ganz allmählich brachten wir sie dahin, bis wir schließlich unser endgültiges Anerbieten machten und vor ihren rollenden Augen eine Kiste mit Axten und eine Kiste mit Machete öffneten.

Der Anblick des blitzenden Stahls und des leuchtenden roten Anstrichs auf den Griffen erschütterte ihre Seelen (wenn sie welche hatten) bis auf den Grund, und ich sah, daß sie sich in diesem Augenblick fest vornahmen, diese Schätze im Guten oder im Bösen an sich zu bringen. Sie wußten und wir wußten, daß sie nicht die geringste Absicht hatten, ihren Vertrag zu erfüllen, trotz all der Feierlichkeit, mit der die Bedingungen aufgestellt und angenommen wurden. Tad behauptete damals, wie ich mich erinnere, es sei eine Streitfrage, welche Partei die andere am meisten zum Narren hielt. Aber wir hatten unsere eigenen Ideen über die Durchführung des Kontrakts. Es unterlag keinem Zweifel, daß, wenn wir uns die Dienste der Indianer erhalten wollten, wir ständig wachsam und diplomatisch sein mußten. Bei Tag konnten sie uns nicht entweichen, da wir mit Winchesterbüchsen bewaffnet waren. Die acht Kanuleute würden auf die verschiedenen Fahrzeuge verteilt werden, und eine Flucht könnte nicht in Frage kommen. Bei Nacht würden wir die Kanus zusammenrücken und ständig Wache halten. Zu Land würden sie niemals wagen, der Gefahr einer Begegnung mit einem Kriegstrupp der Huambisas zu trotzen. Und so geschah es, mit der einen Ausnahme, daß wir Pitacunca erlaubten, die „Exploradora“ mit drei andern Antipas zu benutzen, immer in Schutzweite von uns. In jedem Fall konnten

sie nicht ohne ihre Kameraden davonlaufen, und selbst wenn sie es taten, konnten sie ein so schweres Fahrzeug nicht aus unserm Bereich rudern, die wir die leichteren 7 Meter langen Kanus hatten. Kurz, wir hatten es mit einer unsichern Mannschaft zu tun und wir konnten nicht vorsichtig genug sein.

Inzwischen war der größte Teil der versammelten Antipas verschwunden, nur die kluge Minderheit blieb zurück, die einen ordentlichen Fang erwartete, wenn wir unsere Kanus den Santiago hinauf wenden würden. Es war klar, daß wir neun Zehntel unserer Einkäufe zurücklassen mußten, und es würde eine reiche Ernte für die geben, die sie einsammeln konnten. Der alte „Pete“ hatte ihnen wahrscheinlich einen Wink gegeben, um Mitternacht nach unserer Abfahrt bereit zu sein. Vielleicht beobachteten uns die Zurückbleibenden aus der Verborgenheit der Wälder, als wir in aller Unschuld — wie sie hofften — abstiegen.

„30. September. Nachdem wir den Antipas endgültig vermittelst unserer Geschenke bewiesen hatten, daß wir ihnen freundlich gesinnt seien, und den Handel mit der Mannschaft durch Aushändigung der Arzte abgeschlossen hatten, wollen wir heute mittag abfahren. ‚Pete‘ und seine Leute sind augenscheinlich mit ihrem Geschäft sehr zufrieden. Es ist ganz klar, daß sie vorhaben, uns heute nacht mit größtem Vergnügen zu verlassen.“

An jenem Abend ungefähr um 5 Uhr erblickten wir eine Sandbank, das erstemal, seitdem wir in den Santiago eingefahren waren. Sie schien gute Jagd zu bieten, wir ließen also den „Schildkrötenhund“ los. Seinem untrüglichen sechsten Sinn gelang es, zwei Nester voll heimzubringen, etwas über dreihundert Eier.

In jener Nacht fiel es Pedro zu, von Sonnenuntergang bis Mitternacht Wache zu halten. Wir hatten schon längst unsere Taschenuhren den Antipas am obern Marañon gegeben, denn sie waren nur zwecklos und hinderlich geworden. Nachdem jeder von uns ein halbdutzendmal über Bord gesprungen war, um ein Ruder, einen gefüllten Sack oder Ambuscha zu retten, waren die Uhren zu nichts mehr nutz als zu Geschenken. In dieser Eigenschaft wurden sie Lazaro, Pitacunca und andern großen Herren ausgehändigt. Die ursprünglichen Empfänger behielten die Gehäuse, die sie

um den Hals hingen, die Räder verteilten sie unter ihre weniger bevorzugten Genossen. Zu dieser kurzen Abschweifung von der Erzählung wurde ich veranlaßt, weil ich mich erinnerte, daß wir die zwölfstündige Äquatorialnacht immer in zwei gleiche Wachen teilten, die nach dem Stande der Sterne bestimmt wurden. Jedes Sternbild, das bei Sonnenuntergang am östlichen Horizont erschien, stand natürlich um Mitternacht senkrecht über uns. Die scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper, wie man sie in diesen Breitengraden sieht, sind so regelmäßig, daß man die Tages- und Nachtzeit mit einem Blick auf die Viertelstunde berechnen kann.

Während jener Wache nun hatte Pedro keine Ruhe. Aller Augenblicke wurden alle möglichen Anliegen vorgebracht. Mit lächelnden Gesichtern baten unsere Freunde um ein Kanu, um den Fluß zu tausend Zwecken zu überschreiten, mit anscheinend so dringenden Gründen, daß ein Warten bis zur Morgendämmerung ausgeschlossen war. Sie hatten von einem Trupp Nachtaffen am andern Ufer gehört; sie hatten einen feinen Baumstamm für das Feuer fünfhundert Meter stromab ausfindig gemacht (immer stromab!); sie glaubten, es werde angenehm sein, Fische zum Frühstück zu haben; sie waren sicher, daß die Schildkröten auf der andern Seite der Sandbank sein würden, und sie konnten ihnen mit dem Kanu geräuschlos nahekommen . . . und so fort, bis Pedro mich vor Verzweiflung aufweckte. Ich beruhigte sie mit einer langen Geschichte von der Gefahr, allein im Dunkel fortzugehen, wo doch ein Überfall der Huambisas jeden Augenblick zu erwarten sei. Ich behandelte sie in der einzig möglichen Weise — wie Kinder, indem ich versuchte, mich in ihre eigenen Anschauungen zu versetzen, aber ich bin gewiß, daß keiner von uns den andern täuschen konnte, viel weniger sich selber.

Dieser Bluff mußte jedoch durchgespielt werden, und der zähste Bluffer siegte. So verging die erste einer Reihe von Nächten. Immer wieder wurde dieselbe Posse auf die Bühne gebracht, endlosen Ränken mit endlosen Ausreden begegnet. Schließlich, nach vier oder fünf Nächten, ohne daß sie etwas erreicht hätten, dämmerte es den Indianern, daß sie eine andere Taktik anwenden mußten, wenn sie ausreißern wollten. Sie fingen an krank zu werden und entdeckten mit bemerkenswerter Eindrigkeit, daß das Wasser des

Santiago alle möglichen Übel verursachte, von Appetitlosigkeit durch allgemeine Entkräftung angefangen bis zum Herzleiden. Doch wir blieben beharrlich und hielten sie an ihren Rudern fest wie ein Galeerenslavenaufseher. Sie waren mittlerweile ein elendes niedergeschlagenes Häuflein geworden; sie brachten die Kanus kaum vom Fleck, klagten über ihre Leiden und bejammerten den sichern Tod, der ihrer warte, wenn sie weitergingen.

Am achten Tag kam die Krisis. Eine Insel kam in Sicht, die eine ideale Stelle zum Lageraufschlagen schien, und wir gingen mit dem Entschluß an Land, ein für allemal zu entscheiden, was wir mit diesen demoralisierten Spitzbuben machen sollten, die nach jedem halben Duzend Ruderschlägen stöhnten und jammerten. Aber es war uns schließlich nicht beschieden, tätigen Anteil an der Lösung dieser Frage zu nehmen, denn kaum waren wir an Land und zur Ruhe gegangen, als Pitacunca vermöge seiner hohen Würde seine Zuflucht zu dem nie versagenden Sanahuasca (bittern Wein) nahm. Dies ist das Mittel, durch das die Medizinmänner des obern Amazonasstroms sich in Trancezustand versetzen (in Wirklichkeit ein Zustand halbtrunkener Benommenheit). Aus dessen Tiefe stoßen sie Prophezeiungen aus, die mit ebensoviel Ehrfurcht aufgenommen werden wie jemals die der Sibylle. Ihre Macht über Gut und Böse ist daher unbegrenzt, denn sie enthüllen ihre Visionen einer Zuhörerschaft, die wie unter einem Bann an ihren Lippen hängt.

In jener Nacht hatte Pitacunca beschlossen, nicht weiterzugehen. Er trank sein Sanahuasca, nachdem er seine Prophezeiungen vorbereitet hatte. Im Nu wälzte er sich am Boden, stöhnte, erbrach sich, seufzte und jammerte furchtbare Warnungen einem Häuflein von sieben schredensstarrten Individuen zu, die wünschten, daß sie niemals einer schimmernden Art wegen solche Narren gewesen wären, sich den Santiago hinaufzuwagen.

„Eure Wohnstätten stehen in Brand, eure Familien fliehen durch die Wälder,“ winselte Pitacunca und erhob seine Stimme über das Stöhnen der Zuhörer, „die Huambisas haben die Hälfte eurer Weiber in Gefangenschaft geführt, aber viel schlimmer als alle Huambisateufel im Tal des Santiago ist euren fliehenden Kindern die Nachricht, daß sie vor ihren Feinden fliehen, nur



Indianer mit Blasrohr und gefülltem Köcher.



Indianer auf der Jagd mit dem Bläserohr.

um von den schwarzen Blattern erreicht zu werden, die zwischen unserm Volk umhergehen (erneutes Gestöhn); hungrig und heimatlos wissen sie nicht, wohin sich wenden (ein förmlicher Wirbelwind von Gejammere); Untergang und Tod erwarten euch alle, wenn ihr nicht zurückkehrt, um die Flut des Unheils einzudämmen.“

Mit einem langgezogenen Schlußseufzer endigte Pitacunca. Aber sein Werk war getan. Wilde Panik ergriff das Lager. Wimmernd und winselnd rannten die Antipas auf das Geheiß des betrunkenen alten Gauners, der sich ihren Beschützer nannte, hin und her. Wir sahen, daß es zwecklos war, auch nur eine Minute Arbeit von ihnen zu erwarten. Pitacunca, von unwürdlichem Uberglauben gestützt, hatte den Sieg davongetragen.

Bei allen Ivarostämmen ist der Medizinemann allmächtig, aber von kurzer Lebenszeit. Er lebt so lange, als seine Prophezeiungen sich nicht allzu sehr als falsch erweisen. Früher oder später führt er sein Volk, dessen Häuptling er eigentlich ist, ins Verderben, wenn er verkehrt geraten hat, und er wird dann von denen gehncht, die vorher jedem seiner Worte folgten. Ein deutlicher Beweis für die Leichtgläubigkeit seiner Anhänger ist die Art seiner Bewerbung um diese Würde. Irgendein ehrgeiziger alter Lump, der ein Auge auf den umworbenen Posten geworfen hat, nimmt eine Rohrflöte (das einzige Instrument, das dieses Volk außer dem Tamtam kennt) und geht, seiner eigenen Erzählung nach, in tiefer Nacht viele Meilen weit den Fluß hinunter, wo er sich auf eine Sandbank setzt und spielt, bis die Anakondas aus dem Wasser kommen und um ihn herumtanzen. Das versucht er viele Male, bis er schließlich eines Morgens in die Niederlassung tritt und verkündigt, seine großen Kräfte hätten endlich gesiegt und er habe die Schlangen zu seinen Füßen gelockt. So entsteht seine Macht. In Friedenszeiten ist er der offizielle Wetterprophet und Astrologe und er gibt die Mondstellung an, in der man pflanzen kann. Er ist der einzige Jambí-Chemiker. Er ist der Arzt, der einen Wald voll Arzneien zu seiner Verfügung hat, und zu seiner Gerechtigkeit muß hinzugefügt werden, daß er die Anwendung von Specacanha, Chinin (bellaca-cara auf Ketschua) und einer Anzahl anderer natürlicher Heilmittel, die er dem Walde entnimmt, versteht. Einige davon sind der modernen Wissenschaft bekannt,

andere nicht. Das Beste an ihm ist seine Heilkunst. Wir hatten mehrfach Gelegenheit, Pitacunca selber zu Rate zu ziehen, und er führte schnelle, wirksame Kuren aus, wenn auch mit einem großen Aufwand von Hofuspokus.

Einmal litt Morse an einem Zahngeschwür; „Pete“ erbot sich, es in wenigen Minuten zu heilen. Mit großer Mühe wurde der Patient überredet, den Anfang der Behandlung und ihren Fortgang zu gestatten. Morse war auf dem Rücken im Sande ausgestreckt; der „Doktor“ setzte sich ihm zu Häupten und begann seinen Gesang. Nach jeder Strophe saugte er geräuschvoll an der Wange seines Patienten; dann nahm er aus seinem eigenen Munde eine Ameise, eine ziemlich große Spinne, eine Muschel oder eine kleine Krabbe und zeigte uns, was er „herausgesogen“ hatte; hierauf erbrach er sich heftig. Dann fing der nächste Vers an, mit demselben Erfolg; schließlich, nachdem er einige zwanzig Verse gesungen hatte, war eine Schüssel voll Insekten, toten und lebendigen, beisammen.

Inzwischen erforderte es unsere ganze Kraft, Morse zum Liegenbleiben zu veranlassen. Schließlich nahm der Doktor eine Kohle aus dem Feuer, blies sie zur Glut an und bat Ed., den Mund zu öffnen. Dieser warf einen Blick auf das Dargebotene und sprang auf die Füße. Nachdem wir ihm deutlich erklärt hatten, man verlange von ihm nicht, er solle die glühende Kohle verschlucken, sondern nur erlauben, daß sie in einer Muschelschale in seinen offenen Mund gehalten werde, stimmte er zu. Nun kam die wirkliche Kur. Pitacunca zerbrödelte einige feine Blätter zu Pulver (ich weiß nicht von welchem Baum), streute sie auf die heiße Kohle und hielt sie in Morse's Mund, so daß die Dämpfe des Blätterpulvers an den kranken Zahn kamen. Nach zehn Minuten hörte der Schmerz auf und kam nie wieder. Wenn es ein Zufall war, so war es ein sehr merkwürdiger.

Bei einer andern Gelegenheit war ich selbst von einer Fliege gestochen worden, deren unter die Haut gelegtes Ei sich zu einem diden Wurm auswuchs. Ich litt unter den wiederholten Angriffen der Made, die sich in meinem Rücken eingenistet hatte. Wieder bot Pitacunca seine Hilfe an, die ich gern annahm. Er verlangte eine Zigarette, die ich drehte und ihm reichte. Er rauchte sie und

blies den Rauch durch einen Pfropfen Watte, wodurch sich das Nikotin niederschlug. Die gewöhnlichen Beschwörungen begannen und dauerten ungefähr zehn Minuten; so viel Verse genügten anscheinend, um einen Wurm herauszuziehen. Den Mund dicht an die Stelle legend, wo der Wurm war, machte er ein komisches, unbeschreibliches Geräusch, das der Wurm als die einzige Melodie auffaßte, die zu hören es der Mühe des Herauskommens lohnte. Gleichzeitig wandte Pete die Watte an. Nun, der Wurm kam heraus, ohne Zweifel durch das Nikotin herausgetrieben, auf dessen reinigende Eigenschaften ich oben schon hingewiesen habe.

In Kriegszeiten begleitet der Medizinmann die Krieger (er kämpft auch selbst), um die Feinde zu behexen, den Sieg vorauszusagen (das tut er immer) und seine Waffenbrüder von feindlichen Einflüssen zu befreien. Endlich kann er allein die Töpfe machen, in denen die Früchte des Kampfes, die Köpfe der erschlagenen Feinde, präpariert werden müssen. Davon werde ich später sprechen.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Die Kanuleute mußten also gehen, aber wir waren entschlossen, daß sie nicht den Lohn davontragen sollten, den zu verdienen sie so wenig und obendrein so unwillig getan hatten. Es würde falsch sein, einen Präzedenzfall zu schaffen, denn wenn wir je Gelegenheit haben sollten, ihre Dienste oder die ihrer Stammesbrüder wieder zu beanspruchen, wären wir im Nachteil, wenn sie glaubten, sie könnten uns zum Narren halten — wie sie es übrigens trotz aller unserer Vorsicht doch taten.

Wir ließen sie an jenem Abend eine Hütte für uns bauen und am nächsten Morgen ein festeres Obdach als Niederlage für einen Teil des Proviantes bis zu unserer Rückkehr, denn wir waren nicht imstande, eine so große Last ohne Hilfe stromauf zu rudern. Sie taten es nur zu willig. Dann eröffneten wir ihnen, sie müßten ihre Äxte und Machete zurückgeben, da sie veräußert hätten, ihren Vertrag einzuhalten. Nach dem üblichen Gerede wurden diese übergeben. Der Vorgang verlief nicht allzu friedlich; wir mußten sie mit angelegtem Gewehr bewegen, mit unserm Eigentum herauszurücken. Und dann gingen sie.

Erst nachdem sie zwei Stunden oder länger fort waren, fiel uns ein, unsere Borratskisten zu öffnen, um zu sehen, ob alles

in Ordnung sei. Die Hälfte der Axt und Machete und drei Viertel vom Gift waren verschwunden. Nun waren die Kisten und Kästen, die sie enthielten, absichtlich mit langen Schrauben befestigt, deren Geheimnis, wie wir glaubten, kein Wilder ergründen konnte. Zu spät jedoch dämmerte es uns, daß ich selbst unvorsichtig genug war, eines Tags eine Kiste zu öffnen, als der alte Gauner Pitacunca dabei war. Täglich waren, während wir den Santiago hinauffuhren, vorsichtig mehr und mehr Vorräte entnommen (die Ivaros gebrauchten die Machete, die wir ihnen gegeben hatten, als Schraubenzieher, genau so, wie wir es selber machten) und in dem dichten Grün des Ufers versteckt worden. So kam es, daß sie schließlich die zehnfache Bezahlung davontrugen. Es war zu spät, um an Rache zu denken. Hätten wir ein Unterseeboot zur Hand gehabt, wäre es möglich gewesen, diese acht handfesten Räuber zu fangen, aber sonst kaum. Sie konnten in einem Tag nach Hause rudern. Wir sahen Pitacunca niemals wieder. Hoffen wir, daß eine gerechte Vorsehung ihm nicht erlaubte, dem Schicksal zu entrinnen, das er für seinen Stamm prophezeit hatte.

Der Verlust des vorzüglichen Giftes, das Evarico, der Peruaner, mit soviel Mühe den Huallagafluß hinabgebracht hatte (als er die „Exploradora“ für die Expedition brachte), wurmte uns lange Zeit, verstärkt durch den Gedanken an die süße Rache, die wir hätten nehmen können, wenn wir es rechtzeitig gewußt hätten; wir hätten uns dann das schöne Ramu aneignen können, in dem die Ivaros entrannten, so daß sie am Ufer sitzengeblieben wären.

Das nächste war der Verlust der Peruaner Pedro und Evarico. Den Tag, nachdem die Indianer fort waren, gestanden sie, ihr Forschungsdrang habe gelitten unter dem bedrückenden Gedanken an das, was uns vielleicht stromauf erwarte. Die Desertion von Pituncas Trupp war der letzte Strohhalbm. Wir erhoben keinen Einwand, denn ein unlustiges Pferd bringt das ganze Gespann aus dem Schritt. Sie waren auch bis zu einem gewissen Grad außerhalb des Kreises um das Lagerfeuer, denn wir fünf, die wir den Rest der Gesellschaft bildeten, sprachen immer nur englisch. Daß Kouse hätte nie ein Wort einer

fremden Sprache gelernt und wenn er neunzig Jahre alt geworden wäre. Am nächsten kam er dem Sprechen der Landessprache, wenn er eine spanische Endung an ein englisches Zeitwort anhängte. „Laßt doch die Kerls englisch lernen“, sprach er bei jeder Gelegenheit.

Am gleichen Tag, dem 10. Oktober, machten sich die beiden auf. Ich habe eine Notiz über diese Begebenheit.

„Heute morgen 10 Uhr (nach der Sonne) sagten Evarico und Pedro Lebewohl. Sie fahren nach Barranca im zweiten der kleinern Kanus; es blieben uns nur noch zwei. Sie schienen es wohl zu bedauern, uns zu verlassen, aber ihre Abreise war uns nicht gerade eine Überraschung, denn seit einigen Tagen hatten sie deutlich ihr geringes Interesse an unserm Weiterkommen gezeigt. Als gestern Pitacunca sein Ruder auf dem Weg stromab eintauchte, glaubte ich eine Spur von Neid in ihren Augen zu entdecken. Nun sind wir tatsächlich auf das absolute Minimum herabgedrückt, und wir werden nur langsam vorwärtskommen.“

Ehe wir dieses Lager verließen, suchten wir etwas Gold am Strand der Insel; wir fanden auch das erste auf dieser Reise. Tsch hatte oft Spuren ausgewaschen, aber weiter nichts. Ungeachtet unseres Erfolges hatten wir nicht die Absicht, hier länger zu bleiben, als nötig war, um die ersten Spuren zu verfolgen. Im Laufe der nächsten drei Tage scharrten wir zwei oder drei Unzen zusammen. Die Dinge begannen sogar rosiger auszusehen, als an jenem Tag in Borja, wo wir eine größere Menge reinen Metalls im Magen eines Paujil fanden. So oft wir einen großen Vogel töteten, wusch Tsch den Magen aus.

Unsere Untersuchungen wurden am vierten Tag unterbrochen.

Früh am Morgen fuhren Tsch und Ed. in einem der Kanus stromab, um nach Schildkröteneiern auf einer einige hundert Meter entfernten Sandspitze zu suchen. Game und ich schickten uns an, im andern Kanu abzustochen, um stromauf nach Anzeichen von Indianern, Gold, Schildkröten oder sonst irgend etwas Interessantem auszuschauen. Wir waren in jenen Tagen von großem Wissensdurst erfüllt. Nun war Tsch nicht bekannt dafür, daß er je Gemütsbewegungen irgendwelcher Art zur Schau trug. Man muß beachten, daß er damals achtundvierzig Jahre alt war und

seine Eltern nie wiedergesehen hatte, seitdem er ihnen mit vierzehn Jahren entlaufen war. Als wir ihn also im Kanu auffpringen und unter Geschrei wie ein Berrückter mit den Armen winken sahen, errieten wir, daß etwas ziemlich Ungewöhnliches vorgehen müsse. Eine Windung des Flusses verbarg die Gegend, wo sie waren, unsern Blicken; alles, was wir sehen konnten, war ein einziger Einbaum, der so geschwind auf die Insel zuschoß, wie zwei anscheinend Berrückte ihn vorwärts bewegen konnten, während die Insassen zeitweilig zu rudern aufhörten, aufstanden und ihre Büchsen auf eine verfolgende Macht richteten, die uns ein Geheimnis war.

Wir sprangen in unser eigenes Fahrzeug und machten uns nach der Insel auf, um Jack und Ed. Morse zu treffen. Einige Ruderschläge über die Strömung brachten uns dorthin, ehe sie aufliefen. Wir drehten uns um und sahen stromab. Am rechten Ufer entlang kamen im Gänsemarsch 55 Ivarofanus daher, eine riesige Schlange, die sich in tadellosem Rhythmus bewegte.

Zwanzigstes Kapitel.

Kopffäger im Krieg.

Zuhuimpui landete an der Spitze der Insel, steckte seine Speerspitze in den Sand und kam zu einer freundschaftlichen Verhandlung heran. Sein großes Gefolge hatte den lebhaften Wunsch gezeigt, auf seinen Fersen unsern Zufluchtsort zu überrennen; aber ich hatte ihn beim ersten Anzeichen dieser Bewegung angewiesen, seine Truppen nach dem Hauptufer zurückzuschicken, wo sie das Ergebnis der Besprechung abwarten sollten. Wir waren vollkommen in Sicherheit, solange wir einen Streifen Wasser zwischen uns behielten. Die Verhandlung begann also. Der Aguarunahauptling trug mit bewußtem Stolz seine Würde zur Schau. Sein Benehmen hatte keine Spur von Unterwürfigkeit. Infolge seiner Stellung und seiner Kenntnis des Ketschua war er zum Redner gewählt worden, und er war genau so gut wie jeder von uns „Apachen“.

„Wir haben gehört, daß ihr gekommen seid, Gold zu suchen“, fing er an. „Hier an diesem Fluß gibt es sehr viele Huambisas, schlechte Menschen, die die Apachen töten und ihre Frauen stehlen. Ich habe selber mit den Apachen gesprochen und war in Barranca und ich weiß, daß ihr würdet getötet werden, deshalb sind wir hergekommen, um euch in Sicherheit zu bringen. Die Huambisas tragen Waffen wie die eurigen.“ (Durch Zeichen und Geräusch das Abfeuern einer Büchse nachahmend.)

„Ich habe von dem großen Häuptling Zuhuimpui unten am Fluß gehört,“ erwiderte ich, „und ich weiß, daß er ein Freund des weißen Mannes ist. Dafür hat er wieder einen deutlichen Beweis gegeben dadurch, daß er diesen gefährvollen Weg unternommen hat, um uns mit seinem Rat und seinem Schutz beizustehen. Um unsere gegenseitige Achtung zu beweisen, müssen wir zusammen trinken.“

Das Rumfaß wird herbeigebracht und ein tüchtiger Schluß überreicht. Eine merkwürdige Tatsache, die zur Beleuchtung der vielbesprochenen Alkoholfrage dient, ist die, daß jedem unwissenden Wilden auf der Welt sein erster Schluß Rum sehr schmeckt. Es scheint, etwas in der natürlichen Veranlagung des Menschen kommt dem Rufe des Alkohols entgegen.

„Ich tue dir zu wissen,“ fuhr ich fort, „daß wir dein Anerbieten schätzen, aber wir fürchten weder die Huambisas noch sonst jemand. Wir kommen in Frieden, aber wenn wir angegriffen werden, wissen wir uns zu verteidigen.“

Der Häuptling zieht sich an den Rand des Wassers zurück und ruft zu einem andern Häuptling hinüber, er solle nach der Insel übersehen, um sich mit ihm zu besprechen. In der langen Kanureihe sitzen die Krieger und beobachten die Vorgänge.

„Midia, midia“ (komm, komm!), ruft Tuhuimpui, und ein Antipahäuptling steuert sein Kanu über den Strom.

Ich gehe zu meinen Kameraden in der Schukhütte, und wir besprechen meine Auslegung des Gesprächs. Wir beschließen zu versuchen, den ganzen Kriegertrupp zu bewegen, mit uns stromauf zu gehen; ihre Hilfe wäre unschätzbar.

Gleich darauf setze ich die Unterhaltung mit Tuhuimpui fort, der von seiner Konferenz mit dem Antipa zurück ist.

„Wir sind ein Kriegertrupp und gekommen, die Huambisas zu töten.“

Mit kindlicher Einfachheit bringt Tuhuimpui diese neue Geschichte vor.

„Dann wollen wir euch helfen,“ antwortete ich, „denn sie sind unsere gemeinsamen Feinde; laßt uns unsere Kräfte vereinigen und zusammen weitergehen.“

So wurde der Handel abgemacht. Wir waren weit entfernt, uns über die wahren Absichten unserer Verbündeten zu täuschen. Wieder einmal bestimmte jene Kanuladung von Geschenken über das Schicksal von Menschen. Aber gleichwohl war es uns gelungen, von ihrer Hilfe Gebrauch zu machen, um weiter stromauf zu dringen, mit Vorräten beladen, wie wir waren.

Am andern Tag brachen wir auf. Den ganzen langen Tag saßen wir und beobachteten die großen rhythmischen Ruderschläge,

während die Kanus dahinflogen. Unsere Eskorte bestand aus wohl zwanzig Mann Aguarunas und Antipas. Offenbar zwei Trupps, die ihre Kräfte vereinigt hatten, da sie beide nach demselben Ziel (das keiner Erklärung bedarf) begierig waren. Am Tag vermischten sie sich so, daß man die beiden Parteien nicht unterscheiden konnte, aber nachts lagerten sie getrennt, wahrscheinlich aus gegenseitigem Mißtrauen, denn sie sind natürliche Feinde. Jeder trug einen neuen Lendenschurz bei sich, ferner einen Schminkeopf, Federverzierungen, einen aus Rohr geflochtenen Korb oder Záparo, voll Giamanchi, einen Speer und einen halben Kürbis als Trinkgefäß. Manche hatten auch Blasrohre bei sich. Die meisten waren nackt. Es war ein eindrucksvoller Haufe, der von uns Weißen sehr wenig Notiz nahm, mit Ausnahme der Häuptlinge, mit denen allein wir verkehrten.

Am ersten Tag schien alles glatt zu gehen. Am späten Nachmittag machten wir an einer Sandbank halt und schlugen die Zelte auf. Tuhimpui hatte angeboten, während der Reise die Versorgung mit Wild zu übernehmen, und er machte einen guten Anfang. Er riet uns, unsere Büchsen nicht zur Jagd zu gebrauchen, da sie die Huambisas von unserm Nahen benachrichtigen könnten; dies erschien uns verständig. Wir konnten uns unser Abendessen aus einem großen Haufen Wild aller Gattungen aussuchen. Hauptsächlich waren es Truthühner, Fasanen, Affen und Wildschweine. Wir wählten, was wir brauchten, bevor das übrige, das vor unserm Zelt lag, entfernt wurde. Nach dem Abendessen kam der Häuptling mit einem Becken voll Giamanchi herüber; wir sollten einen tiefen Trunk von diesem wohlthuenden Gebräu tun und ruhig schlafen, während die Indianer die ganze Nacht Wache hielten. Um dieser zweifelhaften Wohlthat zu enttrinnen, mischte ich eine Tasse kondensierter Milch als Gegengabe. Wenn es etwas gibt, was der Sivaro verabscheut, so sind es Konserven in jeder Form und Gestalt. Der Trick gelang, an diesem Abend wurde nicht mehr vom Trinken gesprochen.

Und wie konnte man glauben, fuhr ich fort, nachdem die Giamanchi-Schwierigkeit beigelegt war, daß wir sie die ganze Nacht wachen lassen und selber in wollüstigem Schlummer liegen würden? Das konnten wir doch gewiß nicht zulassen. Wir würden

unsern Teil ehrlich auf uns nehmen; er solle aber seine Leute warnen, näher als fünfzig Meter an unser Lager heranzukommen, denn unsere Schildwachen würden bei jedem Verdacht schießen, und wer könne bei Nacht zwischen Freund und Feind unterscheiden? Wir müßten in der gemeinsamen Sache die halbe Last auf unsere Schulter nehmen. Man könne nicht vorsichtig genug sein, nun wir dem Feinde so nahe waren, und welches Unglück, wenn wir in unserm Eifer unsere eigenen Freunde töteten! Nein, sie müßten die Notwendigkeit begreifen, daß sie beim Herankommen an unsere Bivvads des Nachts vorsichtig sein müßten.

Tag um Tag fuhren wir stromauf, so schnell, daß Tad keine Gelegenheit hatte, die wahrscheinlichen Goldfundstellen zu untersuchen. Auf den ersten Blick mag es seltsam scheinen, daß wir uns nicht absichtlich Zeit nahmen, auf systematische Weise nach Goldspuren zu suchen, aber Tatsache war, daß wir mit Hilfe dieses großen Kriegertrupps, mit dem wir uns vereinigt hatten, so schnell vorwärts kamen, daß wir uns hüteten, die Triebkraft unseres Marsches zu unterbinden. Er begann jeden Tag mit Sonnenaufgang und setzte sich bis kurz vor Sonnenuntergang fort, mit einem einzigen Aufenthalt mittags zum Trinken. Wir marschierten so regelmäßig wie eine Kompanie Soldaten. Die Disziplin der Wilden war wohl primitiv, entsprach aber offenbar der Art, wie sie ihren Häuptlingen gehorchten. Wir Weißen ließen sie gänzlich in Ruhe; wir fühlten uns wie Gäste bei einer Jagdpartie. Sie kannten das Land und hatten ihren eigenen Angriffsplan, dem wir beistimmen mußten, wenn wir auf Erfolg hoffen wollten. So überließen wir die Führung der Expedition Tuhimpui und den andern Häuptlingen.

Nacht für Nacht mußten wir die größte Vorsicht anwenden, um die unendliche Mannigfaltigkeit von Winkelzügen wenn möglich friedlich zu vereiteln, durch die die Stvaros sich in den Besitz unseres Gepäcks zu setzen hofften. Unsere diplomatischen Fähigkeiten wurden aufs äußerste angestrengt. Es wurde immer offenkundiger, daß das, was wir bei uns führten, größere Anziehungskraft übte als alles, was die Huambisas besitzen mochten. Auch unsere Köpfe würden ebenso schöne Trophäen abgeben wie irgendwelche andern.

Unser Lager wurde stets entfernt von den andern aufgeschlagen. Trotzdem hätten sie es stürmen können, wenn sie den Mut der nordamerikanischen Indianer gehabt hätten. Aber es war kein einziger unter ihnen zu finden, der dem sichern Tod entgegengegangen wäre, damit die Seinigen den Sieg davontragen konnten. Dies wußten wir, und darin lag unsere Zuversicht; denn hätte es sich um zahlenmäßige Überlegenheit gehandelt, wären wir verloren gewesen.

Eines Tags kamen wir an eine Stelle, wo der Strom einen neuen Kanal eingeschnitten und das stille warme Wasser in einer Sählinge des alten Bettes gelassen hatte. Hier hatten wir Gelegenheit, hochinteressante Erfahrungen mit dem Zitteraal zu machen, dieser Laune der Natur. Das Wasser wimmelte an dieser Stelle von diesen Tieren und von Rochen, die beide von allen Bewohnern der Ufer des Amazonas als große Delikatessen angesehen werden. Die Aale erreichen durchschnittlich eine Länge von etwa 120 Zentimeter und sind etwa 10 Zentimeter did. Sie scheinen keine Eingeweide zu haben, außer einem geraden Kleinfingerdicken Kanal, der ihr Inneres vom Kopf bis zum Bauch durchzieht. Ihr Äußeres gleicht im allgemeinen dem des Süßwasseraals; sie sind langsame Schwimmer und deshalb eine leichte Beute für den Speer. Sie sind so stark mit Elektrizität geladen, daß man unmöglich ein Metallwerkzeug festhalten kann, wenn es in Berührung mit ihrer Haut kommt, nicht einmal einen Metalleimer, in dem ein Aal schwimmt. Ich hatte natürlich keine Instrumente bei mir, um die Stromstärke prüfen zu können, und konnte nur die Stärke des Schlages durch Berührung des Fisches selber messen. Ich wagte mich mit meinem Machete daran, einem, der aufgespießt an Land gebracht war, den Kopf abzuschneiden. Ich hätte gerade so gut versuchen können, eine elektrische Drahtleitung mit einer nicht isolierten Zange durchzuschneiden. Das Machete flog mir aus der Hand, und mein Arm war vorübergehend gelähmt.

Schließlich erwischten wir einen kleinen, 60 Zentimeter langen Aal und steckten ihn in einen Eimer Wasser. Wir überzeugten uns, daß es kein Bedenken hatte, den Fisch, den Eimer oder das Wasser mit einem hölzernen Stod zu berühren, ein Beweis dafür, daß es

sich um Elektrizität handelte und daß der Schlag nicht die Folge irgendeiner Bewegung ist.

Ihr eigentümlicher innerer Bau macht es möglich, sie zum Essen zuzubereiten, indem man sie einfach wie einen Laib Brot aufschlügt; man braucht sie nicht zu reinigen. Ihr Fleisch ist weiß und fest, und sie geben gebraten ein ausgezeichnetes Gericht ab. In dieser Hinsicht sind sie dem Rochen überlegen, von dem wir auch viele fingen.

Ich glaube, die Gefahr, einen von Zitteraalen bevölkerten Strom zu durchschwimmen, dürfte sehr groß sein. Denn wie die Einwohner des Amazonasgebietes bestätigen, greifen sie andere Lebewesen mit Hilfe des starken Stroms an, mit dem sie die Natur ausgestattet hat, und töten sie. Zwei oder drei Schläge, wie ich selber bekam, wären genug, die Muskeln des ganzen Körpers zu lähmen und den Tod durch Ertrinken herbeizuführen. Wenn ich sage, daß diese Fische angreifen, will ich damit nicht behaupten, daß sie Fleisch fressen oder bössartig sind — nur daß sie ihre natürlichen Kräfte instinktiv zur Verteidigung gebrauchen. Es würde interessant sein, einen Alligator zu beobachten, der den Versuch machte, einen ganzen Zitteraal zu verschlucken.

Es ist der Erwähnung wert, daß ich hier, ohne darüber vorher etwas zu wissen, entdeckte, daß jener kaffeebraune Samen, dem man am Strand des Atlantischen und des Stillen Ozeans in Nord- und Südamerika begegnet und der als Meerbohne bekannt ist, in großen Mengen an den Ufern des obern Amazonasstromes und seiner Nebenflüsse wächst. Die Samentörner wachsen in einer Schote wie Erbsen, und wenn die Reifezeit kommt, fallen große Mengen davon ins Wasser und beginnen ihre viele Tausende Kilometer weite Reise. Von vielen werden sie als ein Geschenk des Meeres geschätzt, was sie eigentlich nicht sind. Ohne Zweifel gedeihen sie auch an den Ufern vieler anderer Tropenflüsse. Wir hatten keine Verwendung für sie, aber es machte Spaß, Meerbohnen 5000 Kilometer weit vom Meer zu finden.

Als wir die Lagerumgebung absuchten, während die Indianer mit ihren Blasrohren Wild nachgingen, fanden wir auch oftmals schöne Vanillepflanzen. Sie wachsen dort sehr üppig und umschlingen jede Baumart. Die Schoten sind 25 Zentimeter lang

und fetter und wohlriechender als der gewöhnliche Handelsartikel. Ihre Blume ist die einer kleinen Orchidee, zu welcher Familie sie auch gehören. Die dunklen, feuchten Wälder des Amazonas liefern ungeheure Mengen schöner Exemplare jeder Art dieser Familie, von der riesigen glodenförmigen scharlachroten Gattung bis zu den kleinen violetten Arten, die, in der Form dem Beilchen ähnlich, in Massen die Wurzeln der Bäume und Lianen umschlingen. Sonderbarerweise konnte ich nie eine Orchidee finden, die einen angenehmen Duft verbreitete, während ich viele Male auf schöne Blüten mit unangenehmem Geruch stieß. Für den Orchideensammler wäre hier ein ideales Sammelgebiet.

Vierzehn Tage waren vergangen, seitdem Tuhimpui und seine Leute sich uns angeschlossen hatten. Wir waren etwas sorgloser geworden betreffs der Haltung der Ivaros uns gegenüber. Sie schienen die Unmöglichkeit eingesehen zu haben, unsere Wachsamkeit zu täuschen, und hatten scheinbar ihre Aufmerksamkeit der Frage zugewandt, die Huambisas mit Nachdruck anzugreifen, da wir uns mehr und mehr dem Bereich näherten, wo wir erwarteten, mit ihnen in Berührung zu kommen. Sie sahen aus wie Leute, die ihren eigentlichen Zweck verfehlt haben, aber entschlossen sind, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Als der Trupp am Abend des 23. Oktober früher als gewöhnlich für die Nacht haltgemacht hatte, gingen Morse und ich einige hundert Meter weiter stromauf, um einen Blick um die nächste Windung zu werfen und im Wald sorgfältig nach frischen Spuren der Anwesenheit des Feindes zu suchen. Wir hatten ein merkwürdiges Erlebnis mit einer Anakonda (die vierte und letzte, die ich lebend im Amazonasgebiet fand). Ich glaube, der Zwischenfall ist der Mitteilung wert, als einzigartig in allen meinen Reisen und als Beweis, wie harmlos diese großen Reptile während ihrer Schlafzeit sind. Ich kann nichts Besseres tun, als meine ursprünglichen Aufzeichnungen anzuführen:

„Als das große Reptil zusammengerollt auf einem gestürzten Baum, halb im Wasser, halb am Ufer in Sicht kam, ruderten wir ruhig auf ein, zwei Meter Entfernung zu genauerer Besichtigung heran. Es lag in einer Pyramide von Ringeln und schließ anscheinend. Überrascht, daß es sich nicht rührte, bespritzten wir es

mit Wasser, um es zu wecken; da wir keinen Erfolg hatten, fing ich an, es mit dem Ruder zu stoßen, und da auch dies nichts nützte, erhob ich mein Ruder und ließ es mit einem schallenden Klatsch, wobei das Blatt zerbrach, auf die Schlange niederfallen. Sie krümmte sich etwas, lag aber bald wieder still. Entschlossen, sie von der Nähe zu sehen, kletterte ich heraus, stieg auf den Baumstamm und stieß die fetten schwarzen Ringe mit dem Fuß. Die Schlange bewegte sich etwas; ich ging ins Kanu zurück und fuhr fort, sie zu stoßen. Endlich erwachte sie, schlüpfte noch halb aufgerollt ins Wasser und schwamm gemächlich auf der Wasseroberfläche davon, so daß wir eine gute Gelegenheit hatten, ihre Länge zu schätzen. Ein Vergleich mit dem 7 Meter langen Kanu zeigte, daß sie etwa 9 Meter messen mochte. Ihre Gleichgültigkeit gegen unsere Angriffe war verblüffend, wenn ich an unsere frühern Begegnungen mit derselben Gattung am Yasuni denke. Sie schien nicht erst kürzlich gefressen zu haben, da keine Schwellung bemerkbar war.“

Ich verbreitete mich damals nicht mehr über den Eindruck, den das Erlebnis auf mich machte, aber er ist mir sehr lebendig im Gedächtnis geblieben. Es scheint, daß zu dieser Zeit des Jahres dieses sonst behende, mächtige und leicht bewegliche Geschöpf in einem Zustand wollüstiger Erstarrung lebt, aus dem nur der stärkste Anstoß es erwecken kann. Der Kontrast ist höchst erstaunlich, und in diesem Fall um so größer, als keine äußern Zeichen eines Grundes für die Schlassucht der Anakonda vorhanden waren. Sie war lang und dünn (sogar dünner als die drei andern, die ich gesehen hatte). Man hätte erwarten können, daß sie beim Aufrollen um sich schlagen würde; aber statt dessen benahm sie sich wie ein harmloser Angelwurm.

Da ich gerade bei diesem Punkte bin, fällt mir eine Geschichte ein, die mir einst die halbzivilisierten Indianer am Napo erzählten. Ein Kanu, das ganz mit Indianern besetzt war, wurde tatsächlich von einer großen Anakonda angegriffen und versenkt. Als die Mannschaft ans Ufer geschwommen war, fanden sie, daß zwei von ihnen fehlten, die nie wieder auftauchten. Es wurde allgemein geglaubt, die Schlange habe sie verschlungen, da sie kräftige Schwimmer waren. Ich muß bemerken, daß ich die Wahrheit der

Erzählung nicht bestätigen kann; auch scheint es mir gar nicht sicher, daß diese Reptile Menschen wirklich angreifen. Wenn sie es tun, so hatte das große Tier, das wir am Nasunt sahen, jedenfalls eine schöne Gelegenheit verpaßt.

Bis zum 26. Oktober war von den Huambijas kein Anzeichen zu sehen. Während des Vormittags dieses Tages ruderten wir in der gewöhnlichen Ordnung im Gänsemarsch dahin, als plötzlich bei den fahrenden Kanus eine Bewegung entstand, der ein „Posaunenkonzert“ folgte. Etwas, das aus dem Wasser gefischt war, wurde zur Ansicht herumgereicht. Zur Spitze der Kolonne vorstoßend, fanden wir, daß der Mittelpunkt des Interesses allerdings der Aufmerksamkeit wert war. Es war nichts anderes als ein verkohltes Stück Holz. Wir waren also endlich in Berührung mit dem Feind. Nach reichlichem Gerede wurde beschlossen, daß wir weiter vorstoßen und versuchen sollten, den wahrscheinlichen Punkt zu finden, von dem das Holz hergetrieben war.

Wir ruderten den Rest des Vormittags weiter und machten auf einer sehr langen Sandbank zur Mittagsruhe halt. Krieg lag in der Luft. Der Stvarotrapp schien sich jetzt mit Gewalt zusammenzuraffen, bei der Aussicht, die langjährigen Feinde angreifen zu können. Es war nur noch ein Schritt zu tun, um ihre Kampfeslust in Weißglut zu versetzen — das Orakel mußte befragt werden.

Nach dem Mahl verschwanden die Wilden im Wald, der sich bis an den Rand des Ufers erstreckte. In wenigen Augenblicken waren sie zurück; jeder Mann trug den Zweig eines Baumes mit kleinen grünen Beeren (ich konnte nicht feststellen, was für eine Art es war), einige Beeren streiften sie von den Zweigen, die Zweige selbst pflanzten sie in einer langen geraden Linie parallel mit dem Fluß in den Sand. Tuhumpui schlenderte zu mir heran.

„Wir wollen es regnen lassen“, sagte er gemütlich.

„Ich hoffe, nicht genug, um uns und unser Kanu einzuweichen“, sagte ich mit spöttischer Feierlichkeit.

„Keine Sorge,“ war seine ernste Antwort, „nur ein leichter Schauer. Heute abend wird es regnen und donnern und stürmen, aber ehe wir den Sturm herbeirufen, werden wir euch ein Haus bauen.“

Ich war, zum mindesten gesagt, befremdet, denn es schien wenig Hoffnung vorhanden, daß er mit seiner Reihe von Zweigen auf den klaren blauen Himmel einwirken könnte, auf denselben Himmel, der über uns lachte, seitdem wir in den Santiago eingelaufen waren. Aus Achtung vor seinem Ernst sagte ich jedoch nichts mehr. Hingegen beredete ich Iac und die übrigen, mit mir zu kommen und an dem Spiel teilzunehmen. Auch wir schnitten unsere Zweige ab und pflanzten sie ein (wir durften keine andern als die richtigen bringen).

Die abgestreiften Beeren hatten die Iwaros in Schnedenschalen gesteckt und mit einer guten Portion Narretei in Gestalt von Gefängen und feierlichen Gebärden in den Strom geworfen. Wir pflegten so etwas „Affenarbeit“ zu nennen.

Dann schifften wir uns in die Kanus ein und überließen den Strand sich selbst.

Innerhalb einer halben Stunde fiel ein sanfter Regen. Eine leichte Wolke hatte sich, ich weiß nicht von woher, angesammelt, das erstemal seit drei Wochen. Man kann ja sagen, daß es ein bloßer Zufall war; andererseits war es sehr seltsam, daß Tuhuimpui Anstrengungen nach einer Reihe von herrlichen Tagen einen so auffallenden Erfolg hatten. Man muß bedenken, daß die Regenperiode eigentlich erst Mitte Januar einsetzt. Selbst in den kleinsten Einzelheiten hatte der Aguarunahäuptling recht behalten.

Der leichteste Sonnenschauer fiel an jenem Nachmittag, genug, uns alle zu erfrischen, aber nur gerade genug. Morse und ich besprachen das Verfahren des Regenmachens mit den Indianern. Wir sahen, daß Tuhuimpui eine Probe seiner Freundschaft mit dem Gott Yacu-mamam, dem Beherrscher der Flüsse und des Regens, gegeben hatte. Wenn er die frisch abgeschnittenen Zweige hätte verwelken und sterben lassen, wäre unser Angriff nie unternommen worden. Ohne die Hilfe des Flußgottes wären wir dem Verderben anheimgefallen.

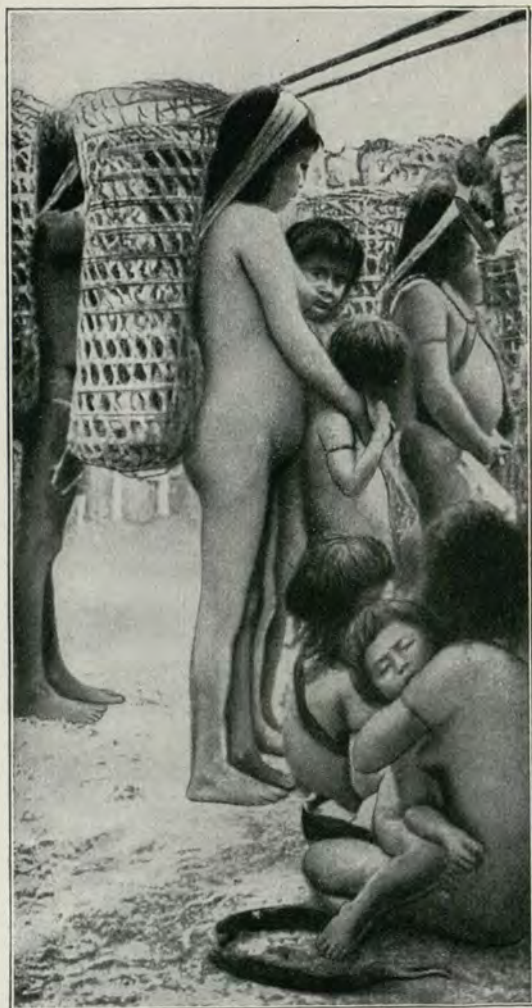
„Ihr seht die Macht, die mir innewohnt“, grinste Tuhuimpui.

Plötzlich veränderte sich sein Gebaren. Voll Ernst gab er dem Gefühl Ausdruck, das jedem Iwaroherzen am teuersten ist.

„Nun werden wir sicher mit vielen Köpfen heimkehren.“



Orchidee aus den Urwäldern des Amazonas.



Indianerfrauen mit Tragkörben
auf der Wanderung.

Aber einen Augenblick später prahlte er wieder.

„Dies ist nichts gegen das, was sich heute nacht ereignen wird,“ sagte er geheimnisvoll, „es wird donnern, es wird bliken, ein großer Wind wird wehen, ein Sturm wird toben, Yacumamam wird mir lächeln.“

Wir fingen an zu glauben, daß etwas an dem war, was Tuhimpui sagte. Aber bald scherzten wir „über die riesigen starken Häuser, die wir bauen mußten, um den Regen abzuhalten“.

Um 6 Uhr abends hatten wir gefunden, was die Iwaros suchten, seitdem wir das Stück Holzkohle mitgenommen hatten. Wir entdeckten die Mündung eines Flusses, der in den Santiago floß; sie war mit so dichtem Unterholz bedeckt, daß sie von der Mitte des Hauptstroms aus unsichtbar war. Die Antipas und Aguarunas, die unsere Geschide lenkten, entschieden, es sei hier, wo man den Feind finden würde; aus welchem Grund sie es taten, weiß ich nicht. Es sollten also vier ausgewählte Leute als Kundschafter ein Kanu nehmen und das Land ausforschen. Geräuschlos glitten sie fort und verschwanden im Duster des Walddomes; ihre Bewegungen hatten die lakenhafte Verstoßenheit von Leuten, die wissen, daß Entdeckung den Tod bedeutet.

Die Häuptlinge bedeuteten uns übrigen, uns nach dem Ufer des Santiago gegenüber der Flußmündung zu begeben. Hier verließen wir die Kanus und kletterten über Baumstämme, die über das Ufer gefallen waren, mit großer Vorsicht an Land, um keine Fährte zu hinterlassen. Tuhimpui nahm es sehr genau mit dieser Landung und beaufsichtigte das Unternehmen selbst. Dann sammelte ein Trupp Iwaros alle Kanus, vertäute sie mit Lianen und füllte sie zur Hälfte mit Schlamm, der am Rande des Wassers ausgegraben wurde. Die Boote sanken, und eins nach dem andern kam außer Sicht, bis von dem ganzen stattlichen Aufzug von Fahrzeugen keine Spur mehr blieb. Die Lianen schienen ihren Halt verloren zu haben und in den Fluß gefallen zu sein — sie waren anscheinend nur ein kleiner Bestandteil des riesigen Netzwerks von verworrenem Unterholz, das den Wald vom einen Ende des Amazonasgebiets bis zum andern erstreckt. Die Antipas zogen sich in den Fußtapfen des Haupttrupps zurück, der in den Wald hineingedrungen war. Hätte jemand fünf Minuten später die Stelle im

Kanu passiert, er hätte niemals die Gegenwart eines Kriegstrupps argwöhnen können.

Die Dämmerung brach herein. Tuhimpui, der feierlich den Sturm vorbereitete, der sich erheben sollte, befahl den Bau von Schutzhütten für alle seine Leute und einer besonders gutgebauten für seine weißen Verbündeten. In einer Stunde war das Lager aufgeschlagen — die eine Hälfte für die Aguarunas, die andere für die Antipas, unser eigenes Obdach in der Mitte. Jedes war etwa dreißig Meter von uns entfernt. Wir gingen daran, aus Gründen der Vorsicht das Unterholz um das Lager herum zu lichten. Man konnte nie wissen, was unsere Freunde tun würden, wenn auf ihr Geheiß ein zweites Mal Regen fiel. Nach der Sicherheit, die die Flüsse und die offenen Planas geboten hatten, fühlten wir uns auch beengt und von Finsternis eingeschlossen. Ich glaube allerdings, daß sie in ihrer Begier, den Huambisas nahe zu kommen, uns jetzt mehr oder weniger vergessen hatten oder daß wir ihnen jedenfalls erst in zweiter Linie wichtig waren. Wir mochten drankommen, wenn die Huambisas abgetan waren.

Sei dem wie es wolle, wir entdeckten an dem Abend kein Anzeichen von falschem Spiel, obwohl keiner von uns in der Schwärze des Waldes schlief. Wer durch einen langen Eisenbahntunnel zu Fuß gegangen ist, kann die Schwärze der Wälder bei Nacht ermessen. Es ist dies der beste Vergleich, den ich machen kann. Beide, der Tunnel und der Wald, sind in ein geradezu greifbares Dunkel gekleidet, das nicht im umgebenden Raum, sondern in der Rezhaut des Auges selber seinen Sitz zu haben scheint.

Wir zündeten Feuer an rund um unser Obdach, wie es auch die Iwaros getan hatten, und saßen manche Stunde wach, Zeugen der schauerlichsten Szene, der ich je beigewohnt habe.

Tuhimpui erschien in unserer Hütte mit einem großen Schlauch voll von etwas, das wie eine schwarze Sauce aussah.

„Wir bemalen uns“, kündigte er an. Eine kurze Anfrage genügte, mich zu überzeugen, daß dies Huito war, eine Art riesiger Walnuß, deren äußere Schale einen Farbstoff oder Beize enthält, ebenso wie eine Butternuß oder eine gewöhnliche Walnuß. Die dornige Wurzel einer Palme wird als Reibeisen benutzt, um die äußere Schale in Brei zu verwandeln. Damit kann die Haut pech-

schwarz gefärbt werden, indem man sie naß einreibt. Alle Iwarostämme benutzen den Brei zur Kriegsbemalung, und ohne diese Prozedur haben sie keine Lust zum Angriff. Es mag sein, daß sie ein Erkennungszeichen haben wollen, so daß auch in der Erregung und Verwirrung des Kampfes im Handgemenge ein Blick genügt, Freund und Feind zu unterscheiden. Ich glaube jedoch, daß dies eine sehr unwahrscheinliche Erklärung des Brauches ist. Eher kann man annehmen, daß die Bemalung ein Teil der üblichen Kriegsausrüstung ist, auf die fast alle wilden Stämme besondern Wert legen.

Huito wird in den kleinen Städten, Dörfern und Stationen von Ecuador und Peru an den Grenzen des Iwarogebiets ausgiebig von den Mischlingen gebraucht, die nicht so dunkel sind wie die Indianer und nicht so hell wie die Spanier. Hauptsächlich die Frauen beizen Gesicht, Hals, Arme und Hände damit, in dem Glauben, daß, wenn die Farbe abgeht, sie etwas von ihrem Braun mitnimmt! Sie tragen die Beize bei ihrer täglichen Beschäftigung, da sie ebenso allgemein ist wie der Puder in den Städten. Sie ist so dauerhaft, daß sie nur mit der Zeit heruntergeht. Drei, vier Wochen sind nötig, sie ganz zu verwischen. Das zeitweilige Opfer im Aussehen wird willig gebracht in dem Wunsch, die Farbe des Indianerblutes abwerfen zu können.

Wir gingen alle gern darauf ein, uns zu bemalen, als Vorbereitung für den Angriff des nächsten Morgens. Wir zogen uns also aus, entschlossen, die Sache gründlich zu machen, und jeder paßte auf, daß der andere keine Eden und Winkel übersah. Nicht einmal Sacks kahle Stelle entging der Aufmerksamkeit. Die Wirkung dieses Farbstoffs ist nicht sofort bemerkbar. Es war erst am Morgen, daß wir eine Veränderung in unserm Äußern bemerkten. Die aufgehende Sonne offenbarte uns jedoch deutlich die Fähigkeiten des Huito. Nicht nur unsere Haut, auch unsere Haare und Augen schienen über Nacht die Farbe gewechselt zu haben. Wir lachten uns beinahe krank. Die Iwaros hörten den Spektakel und dachten, wir führten einen eigenen Kriegstanz auf. Tuhuimpui kam herüber, um sich uns anzusehen, und betrachtete mit unbeweglicher Miene ein Bild, dessen Komik kein Weißer hätte widerstehen können.

Aber zurück zu unserer Nachtwache! Einen Augenblick, nachdem uns Tuhimpui verlassen hatte, kam er wieder, um uns von der glücklichen Rückkehr der Kundschafter zu unterrichten. Der Feind war festgestellt worden, die Kundschafter hatten sich bis auf wenige Meter einer kleinen Niederlassung genähert (zwei oder drei Hütten) und sie hatten die Krieger tatsächlich zählen können. Mit vollendetem Geschick hatten sie sich unversehrt zurückgezogen. Hätte ich nicht so viele persönliche Erfahrungen von der verblüffenden Fähigkeit dieser Männer im Kundschaften gehabt, ich würde es nicht für möglich gehalten haben, daß ein lebendes Wesen größer wie ein Kolibri sich einem Ivaro im Wald auf Hörweite nähern könnte.

Nachdem sie sich vom Kopf bis zu den Füßen bemalt hatten, fingen die Indianer an, sich für den Kriegstanz vorzubereiten. Jedes Lager baute ein Riesenfeuer auf, und Vorrat von Brennmaterial für die lange Nacht wurde neben den Hütten aufgestapelt. Auf ein gegebenes Zeichen sprangen alle auf, packten die Speere und vereinigten sich zu einem großen, hüpfenden Gedränge um die lodern- den Feuer. Mit heiserm Gejohle wurde in einem fort getanzt. Zwei hüpfende schwankende Kreise rasten um die Glut, sie schüttelten die Speere zu grimmer Bestätigung der Drohungen, die sie ihren ahnungslosen Feinden zuschleuderten.

Bald jagte die ganze Menge um die Flammen, bald nur einige unermüdlche Krieger, die ausdauernder waren als ihre Genossen. Manchmal stampfte und johlte zum Entzücken der umher- hochenden Zuschauer ein einsamer Enthusiast; er stieß Flüche und Racheschwüre gegen die Huambisas aus, die ihm eine Frau gestohlen hatten.

Plötzlich brach mit krachendem Donnerschlag das versprochene Gewitter über die Szene herein. Alles, was Tuhimpui voraus- gesagt hatte, war da. Ein Sommergewitter von großer Heftigkeit, aber kurzer Dauer, wie es nur in den Tropen vorkommt. Wieder- um hatten die Beschwörungen des Zauberers gewirkt. Genau wie er gesagt hatte, raste der Wind und fiel der Regen in Strömen, be- gleitet von Donner und grellen Blitzen. So stark war das Toben der Elemente, daß wir einen Posten außerhalb des Obdachs auf- stellen mußten, der uns vor herabstürzenden Ästen warnen sollte.

Ringsumher krachten diese zur Erde, jeder einzelne hätte genügt, uns und unser schwaches Obdach zu vernichten.

In einer halben Stunde war es vorüber, und wir waren wieder draußen, deckten die Feuer auf und sackten die Glut an, während der abflauende Wind die letzten Tropfen Feuchtigkeit vom Walddach segte. Das Gewitter war vorüber; es hatte in jedem Iwaroherzen einen unerschütterlichen Glauben an die Macht ihres Hauptlings zurückgelassen. Jetzt, ihres Sieges gewiß, stürzten die Wilden mit verdoppelter Energie zum Tanz; sie hüpfen und sprangen und überschlugen sich in einer wilden Raserei des Hasses und der Blutgier. Die ganze Nacht hindurch hörten sie nicht auf, diese Horde unermüdblicher Teufel. Unsererseits war nichts zu tun, als mit den Büchsen in Bereitschaft zu sitzen und auf die Dämmerung zu warten. Der Schlaf hatte keinen Reiz für uns, solange dieses wache Delirium die Indianer beherrschte, das durch die großartige Prophezeiung des Gewitters zur Weißglut angefaßt war.

Es ist zwecklos, daß ich eine Erklärung von Tuhimpuis wunderbarem Erfolg wage. Ich kann nicht zugeben, daß es nur ein zufälliges Zusammentreffen der Umstände war. Die Genauigkeit im einzelnen beim Eintreffen seiner Voraussagungen genügt, diese Ansicht zu entkräften. Nein; entweder wußte er durch irgendeinen sechsten Sinn, den viele Tiere besitzen, daß Regen im Anzug war (was fast unglaublich ist, da der Barometerstand dieses und der vergangenen Tage anscheinend gleich war), oder er war imstande, das Nahen des Regens mit Hilfe einer peinlich genauen Beobachtung der Bewegungen gewisser Tiere, selbst der Insekten, zu erkennen, Anzeichen, die niemand etwas bedeuten außer dem gründlich geschulten Sohne der Wälder.

Als die Dämmerung kam, sah man Gruppen von Wilden ermattet umherliegen und sich gemächlich auf den Kampf vorbereiten. Erschöpft durch die Schweißerei der Nacht, schienen sie wenig gerüstet für die Anstrengungen des Gefechts. Aber unsere Begriffe von einer Schlacht sind merkllich verschieden von den ihrigen. Die lange Spannung eines modernen Gefechts ist etwas, wovon diese Freunde der List und der Überraschung nicht träumen. Für uns mag es eine Sache von Tagen und Wochen sein, für sie ist es eine Sache von Minuten.

Hier und da schlenderten sie zwischen der verglühenden Nische umher, eifrig beschäftigt mit Schminktöpfen, Federn und Lendenschürz, vom Kopf bis zu den Füßen schwarz von dem Huito, das während der Stunden der Nacht seine Wirkung geübt hatte — die schwarzen, spitzigen Zähne zu einem erwartungsvollen Grinsen entblöht, eine Bande richtiger Teufel, direkt aus der Hölle.

Aber um das Feuer, das noch vor der mittelsten Hütte des Lagers brannte, war eine Gesellschaft versammelt, die ihnen nicht viel nachstand. Zerzaust, badenbärtig, gerade so ebenholzschwarz geheizt, saßen wir da und kochten unser Frühstück. Man kam überein, daß Game uns alle an Scheußlichkeit übertraf. Mit seinem rötlichen Haarschopf, einem drei Monate alten Bart, blauen Augen, großem, untersektem Körper, halb bekleidet mit einem zerlumpten Hemd und Hose, jeder Zoll der Haut schwarz wie die Nacht, sah er tatsächlich zum Fürchten aus. Er beschloß, es ist nun schon lange her, seine Tage irgendwo in den Schneefeldern von Klondike, eine passende Ruhestätte für diesen wilden, unbezähmbaren Geist. Aber das Bild, das er bot, als die Sonne am 27. Oktober 1899 aufging, wird in alle Zukunft im Gedächtnis seiner damaligen Gefährten fortleben.

Nach dem Frühstück — für die Indianer genügte ein Schlud Giamanchi — begaben wir uns alle ans Wasser. Der Augenblick des Angriffs war gekommen. Die Wilden mit ihren neuen Lendenschürzen, geschminkten Gesichtern, Lufanfederbüschen (rote und gelbe Flaumbälle) in den Ohren bildeten eine gefährliche Bande. Leise hoben wir die Kanus heraus und ruderten nach einer Sandspitze hinüber, die an der Mündung des Stromes lag. Wir sollten von dort etwa zweihundert Meter stromab gehen, wo sich eine vortreffliche Operationsbasis bot. Hier wurde eine Gruppe alter Männer und Knaben zur Bewachung der Kanus zurückgelassen. Von den Knaben habe ich noch nichts gesagt. Einige neun- bis zehnjährige Burschen begleiteten den Trupp, um die Kunst des Krieges von ihren Vätern zu lernen. Auf der ganzen Reise zeigte sich, daß sie stolz und glücklich waren, als Lehrlinge im Hauptgeschäft des Lebens zugelassen zu sein.

Von den Rundschaftern des vergangenen Tages geführt, begaben wir uns in langem Gänsemarsch in den Wald und gingen

am linken Ufer des Stromes hinauf. Dem Plan gemäß teilten sich die Wilden in zwei Gruppen. Die Antipas eilten auf einem Umweg ins Dschungel, mit der Absicht, die entferntere der beiden Niederlassungen zu überfallen, während die Aguarunas sich ans Ufer hielten und auf das nähere Dorf vorrückten. Wir (Schwarzen) Weißen bildeten die Nachhut der letztern Kolonne unter der persönlichen Aufsicht von Tuhuimpui, den unsere plumpen Bewegungen in Angst und Zittern versetzten.

Game allein hätte genügt, alles zu verderben, wenn er auf eine Viertelmeile an den Feind herangekommen wäre, bevor der Überfall ausgeführt war. Es war eine seiner Launen, niemals barfuß zu gehen, mit dem Erfolg, daß er stets das Opfer seiner eigenen Schuhe war. Sie blieben an den Lianenwurzeln hängen, sie wurden vom Schlamm von seinen Füßen gezerrt, sie rutschten ins Moos und sie waren beständig halb voll Erde — eine Plage ohne Ende; aber ihr Eigentümer konnte niemals überredet werden, davon abzugehen. Tuhuimpui protestierte umsonst, als Game mit der Zartheit eines Tapirs durchs Didiicht krachte. Endlich wurde es unserm Häuptling zuviel. Er ließ uns haltmachen. Wir sollten warten, bis der Angriff begonnen hätte.

Raum standen wir still, als die Hiebe eines Machete auf Holz an unser Ohr schlugen. Wir waren also endlich auf Hörweite von einer Niederlassung.

An diesem Punkt meiner Erzählung muß ich kurz anhalten, um einige Aufklärungen über die Kampfweise der Iwaros zu geben. Sie ist für den Weißen durchaus abstoßend, für den echten Weißen, der erzogen ist für das Gesetz offenen ehrlichen Vorgehens. Die Angreifer zeigen keine Tapferkeit, die Angegriffenen haben keine Gelegenheit, sich zu verteidigen. Wie die Kaze sich an den Vogel, der Würmer gräbt, heranschleicht, so greift der Ivaro seinen Feind an. Einen ehrlichen Kampf Mann gegen Mann unternimmt er nicht. Trotz seiner Bemalung und seiner Federn ist er, zum Unterschied vom nordamerikanischen Indianer, ein Feigling.

Vielleicht habe ich auf den vorhergehenden Seiten den Eindruck erweckt, daß wir mit dem Herzen bei dieser Sache waren, aber das war nicht der Fall. Wir nutzten den Kriegszug für unsere Zwecke — es war die einzige Möglichkeit, mit Saß und

Paß den Strom hinaufzukommen, nachdem uns Pitacunca im Stich gelassen hatte. Hätten wir sie die Suambisas allein angreifen lassen, so würden wir uns in ihren Augen als Feiglinge gestempelt haben. Hätten wir sie von ihrem Zweck abgebracht, dann würden wir zwischen zwei Feinde geraten sein, von denen der eine so begierig wie der andere auf unsere Köpfe wartete. So war nichts zu tun, als Tuhimpuis Laune zu folgen, in der Hoffnung, die Angelegenheit werde nur ein vorübergehender Zwischenfall unseres Vorstoßes sein.

Wir saßen und lauschten auf das ferne Klirren von Stahl auf Holz, das einzige Anzeichen menschlichen Lebens in dem weiten Wald, in dem vor wenigen Minuten zweihundert Männer verschwunden waren. Mit scharfem Laut fiel die Schneide des Machete auf ein Ruder, das niemals fertig werden sollte.

Mit scheußlichem Gejohle sprang die Vorhut der Angreifer aus der Deckung — kaum zehn Meter von der nächsten Beute. Wir sprangen auf ein Wort von Tuhimpui auf und rasten nach dem Schauplatz des Gefechts. (Der Augenblick war tragisch für Game, der seine Schuhe im Lehm steckenließ und nur einen wiederbekam.) Wir feuerten an dem Tag keinen Schuß ab, weder zum Angriff noch zur Verteidigung. Als wir ankamen, fanden wir, daß die Niederlassung — kaum eine Handvoll Wilder, männliche und weibliche — gestürmt worden war.

Das Spiel war aus.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Graufige Trophäen.

Ein Sieg auf dem Schlachtfeld ist für diese Indianer des Obern Amazonas das Signal für den Beginn des schauerlichsten und bedeutungsvollsten aller ihrer Gebräuche. An jenem unvergeßlichen Tag wurde das ganze Schauspiel vor unsern Augen aufgeführt, ein Erlebnis, das vielleicht kein Weißer bisher oder seitdem durchgemacht hat. Ich kann dies natürlich nur als wahrscheinlich ansehen, und ich kann nur sagen, daß weder ich noch meine Kameraden jemals imstande waren, direkt oder indirekt einen Bericht eines ähnlichen glücklichen Zufalls zu entdecken, der einem andern Reisenden begegnet wäre. Gewiß ist, daß ich bei allen meinen Unterhaltungen mit Goldsuchern und Gummijägern immer nur ganz vage Vermutungen über das Präparieren der Iwaroköpfe gehört habe.

Die verhältnismäßig spärlichen Berichte über die Prozedur, die sie durchmachen (es sind Kriegstrophäen, die einzig in der Welt dastehen), waren, soweit meine Kenntnis reicht, stets auf Hörensagen begründet. Die Schilderungen der weißen und der Mischlingspflanzer und der Geistlichen, deren Leben sich auf Stationen am Saum des eigentlichen Landes der Iwaro-Kopffäger abspielt, sind oft in wesentlichen Einzelheiten ungenau. Das Gebiet wird gebildet durch die Strombeden des Marañon und des Santiago in einem Umkreis von einigen 500 Kilometer von Borja.

Es scheint, daß dieser Gebrauch ein so ängstlich gehütetes Geheimnis ist, daß die Zeremonie nur von sehr wenigen beobachtet werden darf. Der Grund liegt in dem Rassenhaß zwischen Weißen und Braunen und in den offenkundigen natürlichen Hindernissen, die der Erforscher dieser Gegenden zu überwinden

hat. Es gehört tatsächlich eine seltene Verkettung von Umständen dazu, bei der der Zufall keine kleine Rolle spielt, dem Weißen zu ermöglichen, das zu sehen, was wir beobachten konnten.

So stellt mein Bericht über die Ereignisse jenes Tages, wenn ich so sagen darf, die authentische Beschreibung eines bisher vielfach noch unklaren Vorgangs dar.

Diejenigen Huambijas, die so glücklich waren, den Speeren der Eindringlinge zu entgehen, waren in den Schutz der größten der angegriffenen kleinen Häusergruppen geflohen. Es können nicht mehr als zwölf oder fünfzehn von ihnen in den Räumen eingeschlossen gewesen sein, aber die Aguarnas hatten nicht den Mut, sie jetzt anzugreifen, als sie gereizt waren. Dies ist Ivaro-Art.

Da der Feind seine Toten und Sterbenden bei der Flucht zurückgelassen hatte, stürmten die Sieger vorwärts, um sich der am höchsten geschätzten Schlachtbeute zu bemächtigen, der Köpfe der erschlagenen Feinde. Mit Steinäxten und Messern von gespaltenem Bambus, mit Muscheln, deren Ränder an Sandstein geschärft waren, und mit Machete aus Chontaholz gingen sie von Leichnam zu Leichnam, um ihre grauenvollen Siegestrophäen zu sammeln und aufzureihen.

Ich bemerkte, daß bei diesen Gebräuchen keine zarte Rücksicht auf das Geschlecht obwaltet. Eine Frau, die kämpft oder sich weigert, die Sieger nach Hause zu begleiten und einem neuen Herrn zu dienen, setzt sich nach den bei diesen Völkern anerkannten Kriegsgesetzen der Gefahr aus, das Los der Männer zu teilen. Ich selber konnte zufällig das Schicksal einer Huambisafrau beobachten, die, von drei Speeren verwundet, im Kampf fiel. Als wir an jenem Morgen angriffen, konnten wir kaum wissen, wie der Ausgang des Kampfes sein mochte.

Die Frau lag, wo sie von den Speerwürfen hingestreckt war. Die Aguarnas, in ihrer Eier, den Kopf zu bekommen, gingen ans Werk, während die Frau noch am Leben, aber unfähig war, sich zu wehren. Während einer an ihrem Kopf zertrte, hielt ein anderer sie am Boden fest, indes ein Dritter mit der Steinaxt nach ihrem Hals schlug. Schließlich verlangten sie mein Machete als viel besseres Werkzeug für diese Arbeit. Es war in

der Lat ein scheußliches Schauspiel. Als der Kopf endlich abgetrennt war, wurde er mit einem andern, unserer Abteilung zu-gefallenen aufgefädelt. Ein Dazwischentreten meinerseits wäre Selbstmord gewesen.

Das Auffädeln der Köpfe ist eine Kunst, deren Zweck ist, den Transport zu erleichtern. Sie werden auf dünne Streifen biegsamer Rinde irgendeines gerade in der Nähe befindlichen jungen Baumes aufgereiht, die einen vortrefflichen Ersatz für den Hanfstrick der Zivilisation bilden. Diese Rindenstricke werden durch Mund und Hals geführt.

Dann ging die Truppe daran, die Häuser zu plündern, aus denen die Bewohner vertrieben waren. Nichts entging den Räubern. Ich war mit ihnen in einem der Häuser und erinnere mich recht wohl des bunten Durcheinanders von Dingen, das wir fanden. Da waren peruanische Münzen, Porzellantassen, Untertassen, ein Fleischermesser, eine Anzahl roter Bandanatücher, die offenbar in Barranca geraubt waren, ein Ivaro-Handwebstuhl mit einem halbfertigen Stück Stoff darauf, eine eiserne Speerspitze und eine Anzahl kleiner Gegenstände aus Ivaro-Haushalt, wie sie sich in jeder Niederlassung finden. Nichts war zu klein, um der Aufmerksamkeit der Aguarunas zu entgehen. Sie leerten das Haus gründlich vom einen Ende bis zum andern; jeder Mann behielt, was er finden konnte, für sich. Dann legten sie Feuer ins Dach, und im Augenblick stand das ganze Haus in Flammen. Die starke Glut röstete den Körper der enthaupteten Suambisafrau. —

Man wird sich erinnern, daß ein Trupp Antipas von der Haupttruppe abgetrennt war, um, wie die Indianer vereinbart hatten, eine andere Gruppe Behausungen weiter oben am Flusse zu stürmen. Jetzt beschloßen wir Weißen, ihnen nachzudringen, um zu sehen, wie es ihnen erging. Wir waren nur wenige Schritte gegangen, als wir dem zurückkehrenden Trupp begegneten; er war beladen mit bluttriefenden Köpfen. Sie brachten nicht weniger als neun mit; einige waren paarweise am eigenen Haar zusammengebunden und um den Hals eines der Eroberer geschlungen, während die Indianer andere auf Rindenstricke aufgefädelt hatten. Dieser schauerliche Zug wurde von einem kleinen, diden Wilden

angeführt; mit seinem Anteil der Beute beladen, zeigte er triumphierend grinsend seine spitzegefeilten, schwarzgefärbten Zähne; seine untersehten Schultern waren mit dem Blut seiner Opfer bespritzt; er bot einen geradezu teuflischen Anblick.

Es dürfte unnötig sein, zu erwähnen, daß diese Leute, wie alle Feiglinge, jedes Mitleids bar sind. Ihre geistige Verfassung ist nur der eines Raubtiers vergleichbar. Obwohl sie wie dieses ohne Erbarmen töten, üben sie nicht den schlimmen Gebrauch der alten nordamerikanischen Indianer, ihre Gefangenen zu foltern.

Der ganze Trupp zog sich im Gänsemarsch zur Mündung des Flusses zurück, wo die Kanus zurückgelassen waren; sie schleuderten dabei den Huambisas Verwünschungen zu und warnten sie, ihnen zu folgen, da ihrer der sichere Tod durch die büchsentragenden „Cristianos“ warte. All dies war in Wahrheit nur Bluff, denn tatsächlich fürchteten sie einen Überfall ihrer zur Wut gereizten Feinde, die einige der in Barranca geraubten Schußwaffen besitzen sollten. Um den Huambisas weitem Schrecken einzujagen, bemühte sich jeder Mann unseres Trupps, menschliche Stimmen nachzuahmen, was den Eindruck erwecken sollte, als seien es wenigstens sechsmal mehr Männer.

Mit den Trophäen und Gefangenen (drei Kindern) an unserm Ausgangspunkt angelangt, gingen sie an das Präparieren der grauenvollen Beute, die bestimmt war, in den Glaskästen eines großen Museums ausgestellt zu werden oder in die Sammlung eines Kuriositätenliebhabers am andern Ende der Welt überzugehen. Denn es traf sich schließlich, daß sie uns zuteil wurden.

Während die Krieger die Köpfe aus den Kanus auf die Sandspitze brachten, auf der sie präpariert werden sollten, saßen die Kinder ringsherum; seelenvergnügt kauten sie an Bananen und waren gänzlich unbekümmert um das Los ihrer Eltern. Die leeren Kanus wurden an Land gezogen und Vorposten gegen überraschende Überfälle ausgestellt. Die Sonne brante auf die Szene herab; um die Köpfe bildeten sich kleine Gruppen von Kriegern.

Die Zeremonie fing damit an, daß die Köpfe mit dem Gesicht nach oben in den Sand gelegt wurden. Jeder nackte Krieger

setzte sich der Reihe nach darauf, und die Medizinmänner, von denen zwei bei jedem Trupp waren, begannen Tabak zu kauen, den ich ihnen, soviel ich mich erinnere, geborgt hatte. Sich von hinten nähernd, setzte sich einer von ihnen rittlings auf die Schultern des sitzenden Kriegers, bog dessen Kopf zurück, nahm seine Nasenlöcher in den Mund und spritzte ihm eine Menge Tabaksaft in die Nase. Dieser seltsame Vorgang hat einen guten Grund; es ist der lokale Ersatz eines Gegengifts gegen den verderblichen Einfluß des feindlichen Medizinmannes. Die Eingeborenen glauben fest, daß diese Art von Schutzmittel sie gegen die Übel und Plagen feilt, die die Feinde auf sie loslassen könnten. Ich erwähne, daß ich meinen festen Vorsatz, tätigen Anteil an den Zeremonien zu nehmen, bei dem ekelregenden Anblick der Aufnahme in die wilde Bruderschaft aufgab. Die Wirkung, die diese Behandlung auf die Krieger übte, war erheiternd und überwältigend, das erstere wegen des unwandelbaren Glaubens der Krieger an ihre Bedeutung, das andere wegen der natürlichen physischen Folgen.

Nachdem sie sich von ihren Erstidungsanfällen und ihrem Keuchen erholt hatten, gingen die wenigen Bevorzugten, die diese Nikotineinspritzung durch das Töten der Opfer und Eintauchen der Speere in deren Blut verdient hatten, daran, die Köpfe zu schälen.

Dies geschieht, indem das Haar sorgsam vom Scheitel bis zur Schädelbasis geteilt und die Haut die Scheitellinie entlang aufgeschlitzt und an beiden Seiten umgebogen wird. Dann wird sie vom Knochengestell herabgezogen, wie der Strumpf vom Fuß. An den Augen, der Nase und dem Mund muß geschnitten werden, damit das Fleisch mit der Haut abgeht. Der Schädel bleibt nackt, nur die Augen und die Zunge sind daran. Der Einschnitt in jedem Saß von Haut und Fleisch wurde mit einer Bambusnadel und Palmblattfaser zusammengenäht (aus der Chambira, aus der Hängematten, Stride, Angelschnuren und Netze angefertigt werden), am Hals bleibt eine Öffnung. Die Rippen werden mit drei 6 Zentimeter langen Bambussplintern zusammengepleißt, die sie fest verschließen, als wären sie mit vielen Baumwollfäden vernäht. Die offenen Enden der Fasern bildeten Quasten.

Der Grund, warum der Mund so versiegelt wird, scheint

mehr übernatürlicher als natürlicher Art zu sein, da der Verschluss dazu beiträgt, die natürlichen Linien des Gesichts zu verzerren, die im übrigen aufs sorgfältigste erhalten werden. Die Augenlöcher dagegen werden mit ähnlichen Bambusstützen offengehalten.

Inzwischen waren große Feuer angezündet und große irdene Krüge daraufgesetzt worden.

An dieser Stelle kann eine Schilderung von Interesse sein, wie leicht die Ivaros mit Hilfe ihres primitiven Verfahrens Feuer machen. Ein Hartholzstock wird mittelst eines Bogens, dessen Sehne darum gewickelt ist, in sehr schnelle Drehung versetzt; sein unteres Ende ruht auf einem Stück Mark. Der notwendige Druck auf den Stock wird durch die Beschwerung mit einem flachen Stein erreicht, der auf das obere Ende des Stockes paßt und durch ein kleines rundes, als Pfanne dienendes Loch in seiner Lage erhalten wird. Der Druck des Stockes auf das Mark verursacht genügend Reibung, um dieses zum Glimmen zu bringen, so daß es leicht zur Flamme angeblasen werden kann. Diese einfache Vorrichtung wird von jedem Trupp mitgetragen, so wie wir Zündhölzer bei uns haben. Auf kürzern Reisen nehmen die Ivaros glimmende Ameisennester auf dem Ende des Astes mit, auf dem sie sich ursprünglich befunden haben. Sie dienen dem doppelten Zweck als Anzünder und als Schutz gegen die Myriaden von Sandfliegen und Mücken, die während der Sommermonate an den Ufern der Flüsse schwärmen.

Die bei dieser Gelegenheit benützten Krüge sind von den Medizinmännern mit äußerster Sorgfalt angefertigt worden, weitab von jedem menschlichen Auge und unter günstigen Mondbedingungen. Sie werden sorgsam in Palmblätter eingewickelt mitgenommen, um sie davor zu sichern, daß sie von Uneingeweihten berührt oder gar gesehen werden, ehe der Augenblick für die Zeremonie gekommen ist. Für jeden Kopf ist einer der roten kegelförmigen Tontöpfe bestimmt, die etwa 45 Zentimeter im Durchmesser haben und 45 Zentimeter tief sind. Die Spitze des Kegels ruht auf der Erde; die Seiten werden durch Steine gestützt. Auf diese Weise wird eine möglichst große Fläche dem Feuer ausgesetzt.

Die Töpfe werden mit Wasser aus dem Fluß gefüllt und die knochenlosen Köpfe hineingelegt. Binnen einer halben Stunde

wurde das Wasser zum Sieden gebracht — dies war der kritische Augenblick. Die Köpfe müssen entfernt werden, bevor das Wasser wirklich kocht, um das Weichwerden des Fleisches und das Verbrühen der Haarwurzeln zu verhindern, wodurch die Haare ausfallen würden. Beim Herausnehmen der Köpfe zeigte sich, daß sie auf etwa ein Drittel ihrer ursprünglichen Größe zusammengeschrunpft waren. Ich bemerkte, daß das Wasser mit gelbem Fett bedeckt war, ähnlich dem, das sich bildet, wenn anderes Fleisch gekocht wird. Bei der großen Vorsicht der Medicinmänner, die die Zeremonie leiteten, ist es eine offene Frage, ob nicht doch irgendein Kraut oder Pulver vor dem Kochen in die Kessel getan wurde.

Die Töpfe werden in den Fluß geworfen; sie waren zu heilig, um einem andern Gebrauch zu dienen, und mit neuen Baumstämmen wurde das Feuer genährt, so daß der Sand, auf dem das Feuer brannte, sich erhitzte. Denn nun spielte Sand eine wichtige Rolle in dem Verfahren.

Unterdessen hatten die von den Medicinmännern Eingeweihten, die eigentlichen Teilnehmer an der Schlächtereier, den Vorzug, eine eigene Zeremonie abzuhalten. Die nackten Schädel wurden fortgetragen, und jede Gruppe zog sich eine kurze Strecke weit zurück, um den geheiligten Gebräuchen obzuliegen, die dem Kochen der fleischigen Köpfe folgen. Wie zu erwarten war, wurde uns nicht gestattet, daran teilzunehmen, und überdies war die Stimmung der Indianer in diesem Zeitraum einer zu genauen Beobachtung ihres Tuns unsererseits nicht günstig. Wir waren jetzt voll überzeugt von dem sehr offenkundig aus den Augen unserer Waffenbrüder leuchtenden Wunsch, fünf Köpfe mehr, sowie fünf Büchsen und eine Kanuladung voll Geschenke der Beute des Tages hinzuzufügen. Es scheint, eine leise geführte Besprechung fand statt, eine viel ernstere Angelegenheit als die wilden Kapriolen, mit denen die Schädel zum Haupttrupp gebracht wurden. Die Deutung dieser Gebräuche war nicht möglich infolge des Umstandes, daß der Häuptling, der einzige Dolmetsch unter den Iwaros, viel zu emsig mit einem Versuch beschäftigt war, mich von der unumgänglichen Notwendigkeit zu überzeugen, bei der Fahrt stromab immer nur einen weißen Mann in einem Kanu

zu haben! Die kindliche Einfalt dieser Naturmenschen, der offenkundige Zweck ihrer Listen, sind nur ein Beweis mehr für ihre enge Verwandtschaft mit den Tieren.

Die Schädel wurden also zurückgebracht und auf Speerspitzen aufgesteckt. Die Speere staken aufrecht im Boden; um sie herum fand der Tanz statt, der von allen gemeinsam ausgeführt und von wildem Töhlen begleitet war, wobei die Speere von einem Krieger zum andern über die Schädel geworfen wurden. Wir mußten daran teilnehmen; wir sprangen herum und feuerten unsere Büchsen in die Luft ab — aber nicht mehr als zwei auf einmal setzten sich der Gefahr eines zufälligen Speerwurfs aus. Wären wir alle gleichzeitig in den Ring getreten, die Indianer hätten kurzen Prozeß mit uns gemacht.

Jetzt war heißer Sand in großen Mengen vorbereitet worden. Er wurde durch die Halsöffnung in die Schädel geschüttet; so gefüllt wurden sie mit heißen Steinen geglättet, mit denen die Indianer mit Hilfe von Palmblättern hantierten. Dieses auf der Sandbank begonnene Verfahren wird in derselben Weise etwa achtundvierzig Stunden lang wiederholt, bis die Haut glatt, hart und so zäh wie gegerbtes Leder geworden ist. Der ganze Kopf hat jetzt die Größe einer großen Orange. Die Ähnlichkeit mit einem lebenden Menschen ist außerordentlich. Tatsächlich sind die geschrumpften Köpfe, wenn geschickt präpariert, genaue Miniaturabbilder ihres frühern Selbst. Jeder Zug, Haare und Narben bleiben unberührt, und selbst der Gesichtsausdruck geht nicht immer verloren. Wenn sie fertig sind, werden sie in den Rauch eines Feuers gehängt, um sie vor den zahllosen Insekten zu bewahren, die sie angreifen und zerstören würden. Wie ich an jenem Nachmittag bemerkte, ist die Erhaltung der Züge in ihrer frühern Gestalt nicht immer das Bestreben derer, die sie präparieren. Einige der Aguarunas entstellten sie, wie ich sah, vorsätzlich, so lange sie noch biegsam waren, wie zur Verhöhnung ihrer Feinde. Sie fanden ein besonderes Vergnügen daran, den Mund auseinanderzuzerren, was das Aussehen vieler Ivaro-Trophäen erklärt.

Bis spät in den Nachmittag hinein wurde das sorgsame Präparieren der Köpfe fortgesetzt. Alle arbeiteten mit Eifer



Mit Erlaubnis des American Museum of Natural History.

Die wertvollste Schlachtbeute der Jivaro's.

Alle Beuteloöpfe tragen die langen Franzen aus Chambrorafasern. Der männliche Kopf in der Mitte ist mit Tukanfedern geschmückt. Die andern zwei Köpfe stammen von Frauen.



Aus dem Dschungel des Amazonas.

daran, sie zu trodnen, so daß der Ausbruch stromabwärts am Abend stattfinden konnte. Ab und zu wurde der kühle fettige Sand aus den halbtrockenen Köpfen herausgeschüttet, was einen Duft wie von einer Abendmahlzeit verbreitete, und durch neue heiße Zufuhr ersetzt. Flache Steine waren stets im Feuer, um die Gesichter beständig plätten zu können. Sie glitten leicht über die Haut, wie ein Bügeleisen über Leinwand, infolge des natürlichen Ols, das die sich schließenden Poren ausschwitzen. Auch die gefangenen Kinder spielten um die Feuer; sie hatten keine Ahnung von der graufigen Bedeutung dieses Augenblicks, des tragischsten Ereignisses ihres Lebens. Kaum erfakten sie, daß sie in einigen Jahren selbst berufen sein würden, ihre eigenen Leute zu töten und zu köpfen. Schon waren sie mit ihren Fängern befreundet, in deren Familien sie für immer aufgehen sollten. Die Ivaros machen niemals erwachsene männliche Gefangene; die Frauen und Kinder aber, die bei den Überfällen gefangen werden, nehmen in den siegreichen Stämmen die gleiche Stellung ein wie die eigenen Angehörigen. Die Ivaros sind zur Polygamie gezwungen durch die fortwährende Abnahme der männlichen Bevölkerung, die durch ihre unaufhörlichen Kriege untereinander verursacht wird. Ohne diese Sitte würden sie bald ausgestorben sein.

So endigte ein, wie ich glaube, einzig dastehender Tag in der Geschichte der Forschung.

Ich füge einige Bemerkungen hinzu, die das schließliche Los der Trophäen betreffen, deren Ursprungsgeschichte ich erzählt habe.

Was der Skalp dem nordamerikanischen Indianer, was die Fahne dem zivilisierten Krieger ist, das sind den Ivaros die Köpfe. Aber dieser Vergleich trifft nur bis zu einem gewissen Grade zu. Denn während der Ruhm der Fahne und des Skalps unsterblich ist, dauert der der Ivaroköpfe nur bis zum Ende des großen Freudenfestes, mit dem sie bei der Rückkehr des Kriegstrupps nach ihren Wohnstätten geehrt werden.

Während der Abwesenheit der Krieger haben die Frauen große Mengen Giamandhi hergestellt. Dieses Getränk enthält gerade genug Alkohol, um betrunken zu machen, wenn man es in riesigen Mengen zu sich nimmt, wie es bei dieser Gelegenheit

der Brauch ist. Zum Unterschied von den zivilisierten Berausungsmitteln betäubt es nur. Die größte Hütte der Gruppe wird gewählt, die Tamtam werden herausgebracht, und Männer und Frauen geben sich dem Geschäft hin, zu tanzen und sich in den Schlaf zu trinken. Das rhythmische Schlagen der Trommel hallt stundenlang durch die Wälder. Nur die betäubende Wirkung des Getränkes bereitet der Orgie ein Ende.

Nachher werden die Haare von den Köpfen geschoren und zu haltbaren Trophäen in der Form von Gürteln gemacht, die ihre bevorzugten Besitzer in der Schlacht oder beim Fest um den Lendenschurz tragen. Der Besitz einer solchen Trophäe verleiht dem Mann eine besondere Hochachtung. Die Köpfe selbst haben nun ihren Wert verloren. Es ist merkwürdig, daß die fanatische Eifersucht, mit der sie bis zum Fest gehütet werden, einer vollkommenen Gleichgültigkeit weicht, die sie den Kindern als Spielzeug hinwerfen läßt, bis sie schließlich im Fluß oder Sumpf verlorengelien.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Andere Pläne.

Es ist klar, daß es schlechte Politik gewesen wäre, lange in so geringer Entfernung von den zur Raßerei getriebenen Huambisas zu bleiben. Entweder mußten wir weiter stromauf steuern oder zurückgehen. Es war eine offene Frage. Nur eins war klar. Irgendwohin mußten wir gehen, und zwar sogleich. Verschiedene Umstände waren zu berücksichtigen. Zuerst war es uns ganz offenkundig geworden, daß Tuhimpui so weit gegangen war, wie er jemals beabsichtigt hatte. Er nahm als sicher an, daß wir, nach der Weise der Ivarokrieger, sofort davonlaufen und, so schnell als die Ruder es leisten konnten, seinen Trupp stromab begleiten würden. Er hatte immer behauptet, es gebe im Marañon oberhalb des Pongo de Manseriche Gold im Überfluß.

Ich muß erwähnen, daß der Marañon etwa 650 Kilometer weit fließt, bevor er in den großen Cañon eintritt. Nördlich von Cuzco entspringend, der alten Hauptstadt der Inkas, deren goldene Schätze historische Tatsachen sind, ist sein Lauf auf der ganzen Strecke von Fällen und Stromschnellen unterbrochen. Darum ist er nicht schiffbar, ausgenommen im leichtesten Kanu, das über schwierige Stellen geschleppt werden kann. Es gibt natürlich dazwischen lange Strecken offenen Wassers, wo Ruder und Bootshaken gebraucht werden können, aber nur unterhalb Bellavista.

Zweitens hätten wir, falls wir allein stromauf weitergingen, einen harten Kampf zu bestehen, beladen wie wir waren mit einer Ausrüstung, die für fünf Mann in der Tat zu schwer zu handhaben war.

Drittens waren die Huambisas gründlich aufgewacht, und wir würden Gefahr laufen, vom Ufer aus überfallen zu werden,

da wir gezwungen wären, die starke Strömung in der Mitte des Flusses zu vermeiden.

Und schließlich waren wir begierig, den Iwaros ihre Trophäen abzuhandeln, die Reste des „Kampfes“, an dem wir teilgenommen hatten; sie waren wohl grauenvoll, aber interessant. Es war ja nicht unsere Schuld, daß die Besitzer unversehens überrascht worden waren.

Wir hielten also eine Beratung und kamen zu dem Schluß, daß wir jedenfalls den Antipas stromab zu ihrem ersten Lager folgen wollten, wo sie gewiß mit der Konservierung der Köpfe fortfahren würden. Wir hätten dann Gelegenheit, die Sache durchzusehen. Kurz vor der Dämmerung fingen wir also alle an, an Bord unserer Einbäume zu gehen — das Signal zum Beginn des Unheils. Ich habe erwähnt, daß wir jetzt selbst das Ziel für manche gierige Augenpaare waren. Diese kampferhitzten Wilden waren in gefährlicher Stimmung. Sie wurden alle Minuten frecher und näherten sich in Gruppen von fünf oder sechs unter dem Vorwand, unsere Büchsen zu borgen; nicht immer dachten sie daran, ihre Speere dafür zurückzulassen. Einer, der in seinem Wunsch, Tact zu entwaffnen, allzu zudringlich wurde, bekam den Kolben des Winchester voll in die Brust, ein Vorfall, der nicht geeignet war, den weiteren Verlauf zu glätten. Wir fingen an, unsere Selbstbeherrschung zu verlieren, so sehr wir auch ein neues Massaker zu vermeiden wünschten.

Eine Stille vor dem Sturm trat ein, als Tuhimpui zum Palawer herankam; immer wieder blieb er dabei, er fände es für gut, wenn jeder von uns einen Iwaro-Einbaum, auf die lange Kolonne entsprechend verteilt, führe, um seinen Leuten Vertrauen einzulößen. Unser Ansehen sei sehr groß, unsere Macht noch größer. Wir könnten sie vor dem Verderben retten, falls die Guambisas sie verfolgen sollten. In der wachsenden Dunkelheit würden wir eine feste Burg für sie sein. Dies alles war höchst schmeichelhaft, diente aber natürlich nur dazu, die listigen Anschläge des glattzüngigen alten Schurken zu verbergen, der sich nach unsern Köpfen und Handspiegeln sehnte.

Wollten wir einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen vermeiden, dann mußten wir vorsichtig sein. Mit unendlicher

Geduld überredete ich also Tuhuimpui in einer viertelstündigen Unterhaltung, daß als äußerstes vier von uns zu zweien fahren würden. Der fünfte würde ein drittes Kanu nehmen. Tuhuimpui konnte kaum seine Enttäuschung verbergen, mußte aber doch unserm Entschluß, nicht einzeln massakriert zu werden, nachgeben. Endlich gab er die nötigen Befehle. Wären wir alle getrennt worden, dann hätte auf ein gegebenes Zeichen hin zweifellos die Mannschaft eines jeden Kanus ihr Fahrzeug zum Kentern gebracht; mit ihren Speeren im Wasser untertauchend, hätten sie uns mit unsern Winchestergewehren ins Wasser gestürzt; dort sind die Iwaros ebenso zu Hause wie an Land, mit unsern Waffen aber wären wir in großem Nachteil gewesen. Im Nu hätten sie uns überwältigt und mit Speeren erstochen.

Bald war die ganze Flotte in Bewegung. Iak und Ed. stießen mit der führenden Flottille ab. Von Ambuscha kann man nicht sagen, daß er sich mit größerem Eifer eingeschiffet hätte als ein Maulesel, der verladen wird. Wir waren entschlossen, uns nichts daraus zu machen, wenn er am Ende des Tags nicht mehr erschien, denn der Bursche hatte sich jetzt in seinem wahren Licht gezeigt. Jedenfalls gaben wir ihm eine gute Gelegenheit, sich mit den Wilden zu neuem Versuch zu verbünden, die Expedition im Stich zu lassen. Mit Hilfe von sanftem Zureden (er war keiner von denen, die nicht Respekt haben vor einer drohenden Gewehrmündung) steckten wir ihn in einen Einbaum in der Mitte der Kolonne. Game und ich bildeten mit Tuhuimpui die Nachhut.

Die grinsenden Schädel der Opfer unseres Überfalls starrten uns schauerlich nach, die nackten Augäpfel quollen, die trockenen Zungen hingen zum stummen Lebewohl heraus. Ihnen war kein Begräbniß vergönnt; vor ihren Genossen entehrt, würden sie in die Sonne glohen, bis Geier und Bussarde die Knochen holten und die trockenen Schädel von den steigenden Wassern ihrem letzten Ruheplatz zugeführt wurden.

In einer Stunde erreichten wir eine Sandbank; hier beschloß man zu übernachten. Als mein Kanu anlangte, brannten schon die Feuer, da der Vortrab einige Minuten vor uns abgefahren war. Mit derselben Vorsicht wie immer schlugen wir unser Lager in sicherer Entfernung von unsern Verbündeten auf. Sie mochten

wohl unsern Vorsatz erkennen, uns nicht zu einem falschen Schritt verleiten zu lassen, und gönnten uns in der Nacht Ruhe. Wir unsererseits hielten wiederum Rat. Sollten wir umkehren oder nicht? Um eine lange Geschichte kurz zu machen, fanden wir es aus den schon angegebenen Gründen am besten, den obern Santiago auf dem Morona zu erreichen. Das bedeutete natürlich, daß wir nochmals den Pongo de Manseriche passieren mußten. Nachdem der Entschluß gefaßt war, legten wir uns schlafen; Zaf und Game hatten die Wache. Die Redheit der Iwaros seit ihrem erfolgreichen Überfall überzeugte uns, daß nur noch wenig ihnen fehlte, um einen großen Sieg in einen gewaltigen Triumph zu verwandeln. Ein einzelner als Wache wäre nicht allzu sicher gewesen. Die ganze Nacht saßen die Wilden um ihre Feuer und legten die letzte Hand an die Köpfe, dabei schwächten und gestikulierten sie im Schein der Flammen.

Am andern Morgen waren wir wie gewöhnlich mit der Sonne munter. Abermals versuchte Tuhuimpui mich davon zu überzeugen, daß es das gescheiteste sei, die von ihm gewünschte Fahrordnung anzunehmen. Wiederum brachte ich ihn davon ab. So schwamm die lange Linie in derselben Ordnung den Fluß hinab mit einem Zwischenraum von vielleicht 800 Meter zwischen dem Vortrab und der Hauptflotte und ebensoviel zwischen dieser und der Nachhut.

Eine Stunde lang ging es vorwärts. Nichts als das Klatschen der Ruder unterbrach die Stille, gelegentlich kreischte ein Papagei. Im Steven meines Kanus saß Tuhuimpui und steuerte. Die drei Ruderer legten sich vor und zurück in dem ununterbrochenen Rhythmus, der keine Ermüdung kennt. Game und ich saßen mittschiffs Rücken an Rücken mit den Büchsen über den Knien, rauchten schweigend und verloren die Indianer keinen Augenblick aus den Augen. Tuhuimpui hatte den Befehl, unter keiner Bedingung unsern Einbaum aus seinem Platz in der Nachhut zu fahren. Wir durften an jenem Morgen nichts riskieren.

Zwei Schüsse, die in rascher Folge von stromab erschollen, weckten uns aus unsern Träumen. Wie der Blitz hatte ich meine Büchse angelegt und feuerte gerade in Tuhuimpuis Magen hinein. Der Häuptling brach zusammen und glitt ins Schlagwasser hinab. Mich umwendend, sah ich Game im Handgemenge mit

dem nächsten Kanumann, der seinen Winchester an der Mündung gepackt hatte. Ehe ich Zeit hatte, ihm beizuspringen, hatte auch er geschossen und dem Kampf ein Ende gemacht. Im Handumdrehen glitten die übrigen zwei Wilden in den schlammigen Strom und verschwanden. Die Reihe der Kanus vor uns schoß, als die Ivaros gesehen hatten, was sich zutrug, plötzlich vor, um unserm Feuer zu entgehen. Einige ihnen nachgesandte Schüsse überzeugten sie von ihrer Torheit; schwimmend und tauchend gingen sie ins Wasser wie eine Schar junger Delphine beim Spiel. Einmal im Wasser, boten sie ein sehr schwer zu treffendes Ziel. Unter Wasser schwimmend, fühlten sie mit einer Hand nach der Oberfläche, tauchten einen Augenblick auf, um Atem zu schöpfen, und verschwanden wieder. So suchten sie das Ufer zu gewinnen, auf ihrer panischen Flucht alles zurücklassend.

Tad und Ed. waren, wie wir wußten, in Sicherheit, denn den Fluß hinauf hallte das Knallen ihrer Schüsse, die schwere Entladung von Tads Büchse, gefolgt von dem scharfen Knall von Morfes leichterem Waffe. Wir mußten danach trachten, unsere Kräfte zu vereinigen; wir verließen daher die Gruppe der leichtern Kanus und ruderten nach vorn. Der Alarm war gegeben, und es war unsere Pflicht nachzusehen, was unsern Gefährten zugestoßen war. Unheil ahnend hatten wir am Abend vorher abgemacht, daß im Fall einer feindlichen Bewegung seitens der Wilden zwei rasch abgefeuerte Schüsse das Signal sein sollten. Wir waren übereingekommen, daß nicht ohne dringende Notwendigkeit geschossen werden sollte, aber daß, wenn einmal das Zeichen gegeben war, jeder von uns die Indianer in seiner Nähe vernichten müsse. Es durfte kein Zögern geben, denn so sehr wir natürlich die Notwendigkeit zu vermeiden wünschten, wenn sie kam, mußte sofort gehandelt werden. Als die Signalschüsse abgefeuert wurden, wandten wir daher uns blitzschnell den Ivaros zu, da wir wußten, daß unsere Freunde in großer Gefahr, wenn nicht schon tot waren.

Fünf Minuten später um eine Windung biegend, trafen wir Ambuscha mitten im Strom, allein in einem Einbaum, und es zeigte sich, daß er es war, der Lärm geschlagen hatte. Seine Geschichte war ungefähr folgende:

„Die Indianer in meinem Kanu“, sagte er, „wandten sich, ohne ein Wort zu sagen, dem Ufer zu und landeten, mich ließen sie allein im Kanu zurück. Ich war sicher, daß sie irgendeine Teufelei im Sinn hatten. Da stieß ich ab, ruderte eine Strecke weit und schoß.“

Das war nun allerdings eine jämmerliche Geschichte! Aber wie die Ereignisse sich dann entwickelten, war Ambuscha an dem Tag unser Wohltäter gewesen, denn ich bin überzeugt, daß das, was geschah, früher oder später eintreten mußte, und die Wahrscheinlichkeit war groß, daß wir dann noch viel mehr in die Enge getrieben gewesen wären.

Wir ließen Ambuscha die leeren Kanus auffangen und stießen zu Ed. und Jach vor. Wir fanden sie nach ein paar Minuten; sie trieben einen Haufen Kanus nach einer Sandbank, die Insassen waren längst in die Wälder geflohen. Wie froh waren wir, uns heil und unverfehrt wiederzusehen! Die Krisis war gekommen und war auch schon vorüber. Wir hatten unsere Rolle dabei gespielt, und es nützte nichts, sich weitem Gedanken darüber hinzugeben. Von den Geflüchteten hatten wir nichts zu befürchten, obwohl sie uns wahrscheinlich niemals für das ihnen geschenkte Leben danken würden.

An jenem Abend waren wir in gehobener Stimmung; wir waren frei von der beständigen Sorge und Wachsamkeit, die seit langer Zeit unser Teil gewesen waren. Wir legten Lendenschürzen der Antipas an, die zu der aus den Kanus gesammelten Beute gehörten, und Speere schwingend führten wir nach besten Kräften eine Nachahmung des Ivaro-Kriegstanzes auf. Die Köpfe räucherten wir nochmals und verwahrten sie in leeren Blechbüchsen in der Giftkiste, kostbare Trophäen, die noch kein Weißer vom Kampfplatz selbst davongetragen hatte.

Mein Tagebuch war an dem Tage des Angriffs auf die Guambisas eines natürlichen Todes gestorben. Hätte ich je den Gedanken gehabt, später meine Erlebnisse zu beschreiben, es hätte vielleicht diese aufreibenden Tage überlebt. Aber das war nicht der Fall, und die Folge ist, daß ich für die Genauigkeit der Daten während des übrigen Teils der Expedition zur Auffindung des Goldes der Inkas nicht einstehen kann. Die Begebenheiten dieser Fahrt sind

indessen fest in mein Gedächtnis eingegraben, und ich habe noch eine Anzahl von Zetteln und Briefen an meine Angehörigen und Freunde, auf die ich zurückgreifen kann.

Während der nächsten drei Wochen fuhren wir gemächlich den Santiago auf einem Floß hinab; es bestand aus allen 57 Kanus, die wir gesammelt und zusammengebunden hatten. Wir jagten, suchten Gold und Gummi, schlugen das Lager auf, wo und wann es uns beliebte, und schwelgten in der Wonne dieser herrlichen Tage. Gold fanden wir nur wenig, dagegen an Gummi unerschöpfliche Vorräte. Die Jagd war gut, denn die Gegend, durch die wir kamen, ist eine Art Niemandsland zwischen den Antipas und den Huambisas. Es gab reichlich Schildkröten, und wir fanden große Mengen Eier in allen Brutstadien; solche, die ganz ausgebildete lebendige Schildkröten enthielten, erwiesen sich als bessere Bissen als die noch nicht so weit vorgeschrittenen. Mit einem Wort, wir führten ein sorgenloses, angenehmes Leben, sei es an Bord unseres Fahrzeugs oder an Land, auf der Jagd nach der Mahlzeit oder, indem wir einige Gramm unserm Goldvorrat hinzufügten.

Nach und nach kamen wir dem Marañon näher. Yacu-mamam wollte uns wohl, denn er behielt den Regen in den Wolken, und anstatt um diese Zeit fröstelnd um das Lagerfeuer zu kauern, saßen wir noch manchen Tag behaglich unter dem Strohdach unseres schwimmenden Hauses und genossen die letzte Woche der trodenen Jahreszeit in vollen Zügen. Der Umstand, daß wir, falls wir den Pongo nicht vor dem Einsetzen des Regens erreichten, imstande sein würden, ihn noch in dieser Jahreszeit zu befahren, kümmerte uns gar nicht, und wir trieben gemächlich einher; ohne jede Sorge lebten wir in den Tag hinein. Es fehlte unserm Leben jedoch nicht an Zwischenfällen.

Eines Tags erregte Ambuscha unsere Heiterkeit in einem Grad wie seit Wochen nicht. Es war Mittag, und wir vier lagen um die an Land gezogenen Kanus herum ausgestreckt auf einer Sandbank, wohl 25 Meter vom Wald entfernt, in den Ambuscha gegangen war. Plötzlich stürzte er schreiend aus dem Wald heraus und jagte dem Wasser zu. Zuerst glaubten wir an einen Kriegstrupp von Huambisas. Im nächsten Augenblick entdeckten

wir jedoch die Ursache seines Schreckens. Keine zwei Meter hinter ihm, mit derselben Geschwindigkeit wie ihr Opfer über die Erde hingleitend, kam eine schwarze Schlange daher. Mit Geheul warf sich Ambuscha ins Wasser, gerade rechtzeitig, um dem giftigen Reptil zu entgehen. Die Schlange machte halt. In diesem Augenblick ergriff ich meine Büchse und schoß ihr den Kopf ab.

Nun gibt es sehr viel Geschichten von Schlangen, die Menschen jagen, aber meine verschiedenen Erlebnisse mit allen Arten von Reptilien in Nord-, Mittel- und Südamerika überzeugten mich, daß dies wenigstens auf dem amerikanischen Festland ein sehr seltenes Vorkommnis ist. Ich selbst habe es nie wieder passieren gesehen. Meine Gefährten wie auch ich sind gebissen, aber nie gejagt worden, das Jagen hatte immer ich besorgt. Aber an jenem Tag war jedenfalls kein Zweifel über die Absichten von Ambuschas Verfolgerin. Kaum 90 Zentimeter lang, daumendick, balancierte ihr unverhältnismäßig großer, wie ein Diamant geformter Kopf auf dem schlanken Hals (das Kennzeichen von Giftschlangen). Mit überraschender Kühnheit attackierte und jagte sie einen so großen Gegner wie einen Menschen; sie haute offenbar auf ihre tödliche Macht.

Bei der Untersuchung erwies sie sich als pechschwarz, die helle Unterseite ausgenommen. Ihr Kopf war mit den gewöhnlichen zwei, 20 Millimeter langen Giftzähnen bewaffnet, während in den Häuten des Gaumens drei weitere Paare eingebettet lagen, jedes Paar etwas weniger entwickelt als das vorige. Für den Fall, daß sie ihre Giftzähne einbüßen, sind diese Schlangen genügend ausgestattet, sie zu ersetzen. Vielleicht werfen sie sie periodisch ab, wie es bei der Haut geschieht. Das Exemplar war die größte Giftschlange, die ich im Amazonasgebiet gesehen habe.

Schlangen sind den Indianern als Machacuis bekannt. Die tropischen Sümpfe des ganzen Gebiets, von dem ich spreche, sind dem Gedeihen von Reptilien so günstig, daß es überraschend ist, wie wenig giftige Schlangen sich dort finden. Während meiner sechs Jahre im Busch des Amazonas sah ich im ganzen nicht mehr als ein halbes Duzend Giftschlangen. Sie umfaßten drei Arten, zwei von ihnen waren nur etwa 38 Zentimeter lang. So klein sie sind, töteten sie die eingeborenen Indianer. Diese erliegen ihrem

Biß vielleicht ebenso durch die psychologische Wirkung als durch das Gift. Jack und ich wurden beide von einer Schlange gebissen, die den Ivaros stets verhängnisvoll wird. Sie kennen kein Mittel gegen den Biß und versuchen auch keins zu finden. Sie sind dieser Katastrophe gegenüber hoffnungslose Fatalisten. Sie sagen einfach „ich bin gebissen“ und legen sich zum Sterben hin. —

Gewiß gibt es noch andere Arten, die ich nicht gesehen habe, aber was ich hervorheben will: ihre verhältnismäßige Seltenheit ist unbestreitbar. Man würde annehmen, diese weiten, nie betretenen Sümpfe müßten von jeder Art von Reptilien wimmeln.

Als wir die Stelle erreichten, wo wir von dem Kriegstrupp eingeholt worden waren, gingen wir mit Axt und Schaufel ans Werk und gruben das Depot mit den Vorräten aus, die wir zurückgelassen hatten, ein Glasgefäß mit 45 Kilo Reis und eine Kiste mit dreitausend Patronen. Alles war noch gut erhalten, denn wir hatten das Glück gehabt, die Arbeit vor der Ankunft unserer „Verbündeten“ zu beendigen.

Nachdem ich mit der Führung meines Tagebuchs aufgehört hatte, versuchte ich die Tage festzuhalten, indem ich Kerben in ein Ruder schnitt. Das Ruder ging jedoch irgendwann im November verloren, es muß aber gegen das Ende dieses Monats gewesen sein, daß wir an der Mündung des Santiago anlangten und den großen Cañon wieder vor uns hatten. Der Marañon hatte noch nicht Hochwasser; wir trafen daher Vorbereitungen für die Durchfahrt und vertrauten darauf, durchzukommen. Das große ungeschlachte Floß, auf dem wir den Santiago hinabgetrieben waren, war zu unbeweglich, um in den schwierigen Gewässern des Bongo gesteuert zu werden. Wir teilten es daher in drei Teile und entfernten das Dach gänzlich. Wir hielten uns auf der Sandbank an der Vereinigung der beiden Flüsse auf, wo wir damals die Antipas begegnet hatten, die mit uns in Handelsverbindung traten, und vollendeten die Arbeit in einigen Tagen. Übrigens war hier keine Spur mehr von den Haufen von Lebensmitteln zu finden, die wir bei der Fahrt stromauf zurückgelassen hatten. Wir brachten sieben oder acht Kanus an einer Stelle am rechten Ufer einige hundert Meter von jenem Ort unter. Wir wollten

davon ein Floß für die künftige Fahrt durch den Bongo bauen, wenn wir von den Quellen des Santiago zurückkehrten, die wir auf dem Morona zu erreichen hofften.

Während dieser Durchfahrt durch den Cañon war es, daß wir eine Woche auf dem Strand blieben, von dem ich schon früher als Bongo Playa gesprochen habe, der einzigen Stelle in der ganzen Länge der Schlucht, wo eine Landung ausgeführt und ein Lager aufgeschlagen werden konnte — ein überraschend schöner Platz. Er hat die Form eines Käsekeils und ist am Rande des Wassers etwa dreißig Meter breit und ebenso tief. An der Spitze verengt er sich zu einem Riß in den abstürzenden Felsmauern; er ist in solchem Maß von tropischem Grün erstickt, daß er nicht zur Durchforschung einladet. Solche Abenteuer haben wenig Anziehendes für diejenigen, denen das üppige Insektenleben bekannt ist, das in diesen Gebieten herrscht. Von der Höhe der Felsen habe ich schon gesprochen, sie kann meines Erachtens dreihundert Meter nicht übersteigen. Ihre kahle, glatte, graue Front bietet einen eindrucksvollen Hintergrund für den behaglichen kleinen Strand zu ihren Füßen. Durch eine unregelmäßige Reihe von Felsblöcken vor der Gewalt der brausenden Gewässer des Marañon geschützt, bildet dieses Dreieck glatten Sandes mit einer einsamen, nahezu in der Mitte sich erhebenden Zypresse, die mit Orchideen und Moos, Lianen und Schlinggewächsen überwuchert ist, einen einladenden Ruhehafen für den seltenen Reisenden. Es ist ein idealer Lagerplatz. Vor dem Wind geschützt, im Schatten vor der brennenden Sonne, ist er ein willkommener Ruhepunkt nach dem Kampf mit Strömungen, durch die man ihm allein nahen kann. Hier also hielten wir Rast; einen Monat später hätten wir hier zweifellos kein trodenes Land gefunden. Wir landeten alles Gepäck, öffneten alles und trockneten es. Die Kriegsbeutel und die Kisten lagen da und dort umhergestreut. Zur Nahrung hatten wir reichlich Reis, Bohnen und geräuchertes Fleisch, Zucker, Rum und in Salz eingelegte Schildkröteneier.

Eines Nachts, als Ed. Wade hatte, bekam er einen Nerven-anfall. Er wedte Tad auf und zeigte ihm aufgeregt flüsternd Gegenstände, die sich am Rande des Wassers bewegten. Eine eilige Besprechung folgte.

„Vor einer Weile waren sie dort drüben,“ flüsterte Ed., „und schau hin — jetzt kriechen sie aufs Lager zu.“

Er schoß. Da nichts erfolgte, schlug ich, vom Schuß aufgeweckt, vor, das Feuer einzustellen und nachzusehen. Wir fanden nur eine harmlose Reihe Ausrüstungsfäde und Kisten . . . Am nächsten Morgen nahm ich eine genaue Untersuchung vor; ich war neugierig zu sehen, was er wohl getroffen hätte. Es fand sich, daß er das einzige Paket erwischt hatte, in dem alle guten Kleidungsstücke verwahrt waren, die wir für unsere Rückkehr in die Zivilisation brauchten. Der Schuß hatte sechzehn Löcher in meine beste Unterhose gemacht, die sorgfältig zusammengelegt und mit Gummi verschlossen war. Schließlich war er in Jads einzigem Paar Schuhe zur Ruhe gekommen.

In der nächsten Nacht erschreckte Jads das ganze Lager dadurch, daß er schreiend aus seinen Decken aufschreckte. Wir schliefen alle im Freien, ohne Moskitoneze. Einen Augenblick später, während er sich schlaftrunken befand, was ihn erschreckt haben könnte, brachte eine ungeheure Orchidee mit allen ihren Wurzeln und sonstigem Drum-und-Dran genau auf die Stelle hernieder, von der er aufgesprungen war. Sie muß wohl 50 Kilo gewogen haben und fiel zwanzig Meter hoch von der Zypresse herab. Seine Errettung war geradezu ein Wunder.

Sehr ungern verließen wir diesen kleinen Strand, wo wir so viele angenehme Stunden damit verbracht hatten, Treibholz in den Strudel zu werfen und zu wetten, wie oft es herumgetrieben würde, bevor der Wirbel es einsaugte. Aber wir mußten, bevor das Hochwasser des Winters eintrat, nach dem Morona vorstoßen.

In Borja angekommen, landeten wir, um nachzusehen, ob wir etwas von dem ernten könnten, was wir vor vier Monaten gepflanzt hatten. Den Mais fanden wir reif und ausgetrocknet; er war nur noch zum Dörren zu gebrauchen. Die Kaffave war jung und mehlig und die Ernte davon reichlich. Trotz unseres Wunsches, vorwärts zu kommen, war der Vorrat an so viel frischem Gemüse und geräuchertem Wild für unser neues Wagnis von allzu großer, lebenswichtiger Bedeutung, um übersehen zu werden. In Borja konnten wir soviel wir wollten sammeln. Wir blieben also lange genug, um uns wieder mit einem Vorrat

guter Nahrungsmittel zu versehen, die, wie wir rechneten, vier Monate reichen würden. Wir gruben unsere Kassaie aus, schossen und räuchernten Pekaris und bereiteten Fleischextrakt aus Affenfleisch. Letzteres gelang vortrefflich. Das gehäutete und ausgenommene Tier wurde im ganzen gekocht und eine dicke Masse Knochen, Fleisch und Saft erzielt. Diese trieben wir durch Tads Strohhut, bis nur noch die Flüssigkeit übrig war, der wir roten Pfeffer und Salz beifügten. Dann wurde das Ganze wieder zur Festigkeit von Rindfleischextrakt eingekocht und in leeren Blechbüchsen aufbewahrt. Es hielt sich unbegrenzt lange und erwies sich als ausgezeichnete Grundlage für Suppen. Es war eines der besten Verfahren, konzentrierte Nahrung einzukochen, die wir je erfunden haben.

Zu dem lästigsten Übelstand, mit dem wir uns abfinden mußten, gehörte der Überfluß an Schmeißfliegen. Wir waren nicht imstande, unsere Decken so zu lüften, wie wir gewünscht hätten, denn innerhalb einer Stunde wären sie weiß von Eiern gewesen, wie wir eines Morgens durch die Praxis erfuhren. Mit frischem Fleisch ist es dasselbe. Hängt man es nicht gleich in den Rauch, dann ist es ruiniert. In Borja gab es weder Moskitos noch Sandfliegen. Die größte Plage waren die Ameisen. Unzählige Arten waren im Überfluß vorhanden. Umherliegende Reste irgendwelcher Art zogen sie sogleich in großer Anzahl an. Aber sonst verbrachten wir die Zeit recht angenehm, und die Tage folgten einander schnell.

Am Tag vor der Abfahrt hatten wir auf Tads Kosten einen kleinen Spaß. Sein größter Schönheitsfehler waren seine großen Füße. Er konnte mit einem einzigen Schritt mehr kriechendes Getier aufstöbern und mehr Dornen zertreten als zwei von uns andern. An jenem Nachmittage waren er und ich zu einer letzten Umschau draußen, als wir auf eine Pekarifährte kamen. Wir folgten der Herde auf einige Entfernung und gingen aufs Geratewohl darauflos, bis auf einmal Tad mir zurief: „Schau dorthin! Siehst du die Spuren im Lehm, wo sie gelegen haben?“

Wir gingen hin, um die Stelle zu untersuchen, und fanden seine eigenen Fußtapfen! Ein paar Minuten vorher waren wir da vorbeigekommen. Tads Hut war ihm übrigens von einem indianischen Bewunderer in Barranca geschenkt worden; dieser

hatte erklärt, er wüßte seine Bewunderung vor dem größten Paar Füße, das er je gesehen, durch ein Geschenk auszudrücken.

Als wir Borja verließen, hatten wir beschlossen, Ambuscha solle sich zur großen Erleichterung aller Beteiligten von uns trennen. Wir gaben ihm alle Kanus, die wir nicht brauchen konnten, und behielten nur die „Exploradora“ für unsern Abstecher den Morona aufwärts. Drei andere Stvaro-Kanus wurden für künftige Fälle nahe der Mündung dieses Flusses versteckt.

Wir kamen etwa um Weihnachten vor der Moronamündung an, nachdem wir eine Nacht in unserm alten Revier auf der Insel Mitana verbracht hatten, um die Moskitos bei guter Laune zu erhalten. Hier verließ uns Ambuscha; er war ebenso zufrieden fortzugehen, als wir es waren, ihn los zu sein. Er würde in drei bis vier Tagen Barranca erreichen, wo er einige der Kanus anbringen konnte, dann wollte er nach Iquitos weitergehen und den Rest in den Häfen am Fluß verkaufen, deren es viele gab.

So waren wir denn auf vier Mann zusammengeschrumpft, als wir die große dicke Nase der „Exploradora“ abermals stromauf wandten, diesmal, um den Wassern des Morona zu trohnen und neue Abenteuer zu finden — vielleicht auch die uralte Quelle des Goldes der Inkas.

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Die Ameisen des Amazonas.

Neunzig Tage lang ruderten wir und arbeiteten wir mit dem Bootshafen. Die ersten sechzig Tage wurden auf dem Morona verbracht, dann erreichten wir die Stelle, wo die Quellströme des Morona, der Cangaimi und der Cusulina, ihre Gewässer vereinigen. Der Cangaimi entwässert, wie die Farbe des Wassers zeigt, das Tiefland östlich der Vorberge der Anden, während der Cusulina den Hügeln selbst entspringt, denn sein Gewässer, das durch ein Sand- und Kiesland geflossen ist, erscheint klar gegenüber dem Schlud und Lehm, über die der erstere seinen Lauf nimmt.

Der Morona selbst entwässert Tiefland, dessen größter Teil die Hälfte des Jahres mehr oder weniger überschwemmt ist, aber nicht mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks, wie der Amazonasstrom selbst und seine größern Nebenflüsse. Während in den von diesem durchströmten Gegenden die Wasserhöhe in der nassen und trodenen Jahreszeit zwischen $7\frac{1}{2}$ und 15 Meter wechselt, je nach der Gegend, und während die Jahreszeiten sich deutlich unterscheiden, tritt der Morona die ersten sechs Monate des Jahres zeitweilig über seine Ufer. Seine Tiefe wechselt sehr schnell, genau nach dem lokalen Regenfall. Diese Tatsache zeigt sich in der Niedrigkeit der Ufer, dem Aussehen der Flora und in den trägen, schlammigen Zuflüssen, die den Hauptstrom von Osten speisen und die weiten Sümpfe entwässern, die sich über viele Hunderte von Quadratkilometern hin ausdehnen. Die Folge ist, daß die Farne und Palmen, die in der Feuchtigkeit sehr gedeihen, in den Wäldern an den Ufern des Morona eine hervorragendere Rolle spielen als in denen des Santiago. Die Baumtiefen, die in dem



Reiher mit Jungen im Nest.



Schwimmendes Heim auf dem Amazonas.

nicht überschwemmten Teil des Amazonasbeckens so zahlreich vorhanden sind, findet man hier selten. Die Höhe des Walddachs beträgt im allgemeinen nicht mehr als 50 Meter. Die Landschaft am Morona hat keine Abwechslung durch Berge, obwohl er streckenweise zwischen hohen Ufern strömt, die das Land vor Überschwemmungen schützen. Im übrigen ist es ein ewiges Einerlei weitgedehnter pfadloser Waldwüsten. Wild ist in diesem Gebiet ebenso reichlich vorhanden wie im übrigen Beden. Unfern Fasanen ähnliche Vögel, Wachteln, Rebhühner gibt es in Massen, ebenso den unvermeidlichen Pauzil und Truthahn, den Papagei und den Jungaruru. Den letztern sieht man selten, aber sein eigenartiger, musikalischer Ruf läßt sich oftmals hören. Hier ist auch der Trompitero (ein von den Indianern übernommener spanischer Name) in großer Zahl zu finden. Er ist ein ausgesprochen geselliger Vogel; wenn er vom Jäger aufgeschreckt wird, stößt er ein tiefes, lautes, schwirrendes Lachen aus, so daß dem Uneingeweihten eine Gänsehaut überkommt. Er hat lange, schuppige, leuchtend grüne Beine, die denen des Störches ähneln; Kopf, Hals und Körper sind wie beim Huhn, und er hat ein geflecktes, graues Gefieder. Er ist natürlich ein Laufvogel und nistet am Boden.

Mit einem Wort, die Vogelfauna des Amazonas ist in diesem Gebiet gut vertreten. Im allgemeinen können die Vögel nicht als erstklassige Sänger bezeichnet werden, sie sind mehr durch unharmonische Stimmen und auffallendes Gefieder gekennzeichnet. Die stattlichsten sind die Störche und Reiher. Ich habe schon von einer Gattung der erstern gesprochen, die 180 Zentimeter hoch wird. Eine Reihe dieser auf einem Baumstamm stehenden Vögel, aus einer Entfernung von etwa vier-, fünfhundert Meter gesehen, der nächsten Nähe, auf die man an sie herankommen kann, machte den Eindruck einer Abteilung Matrosen in weißen Jacken. Es wird erzählt, es gebe einen Storch, der 2,40 Meter vom Kopf bis zu den Füßen mißt, mit einer Flügelspannweite von 2,55 Meter; ich habe aber nie das Glück gehabt, einen zu sehen. Es kann sein, daß sie ihre Heimat in den Sümpfen des untern Amazonenstroms haben, von denen ich verhältnismäßig wenig weiß. In jenem weiten Irrgarten kann alles mögliche leben, denn der Mensch

ist noch nie in seine tiefsten Tiefen eingedrungen. Dem erstaunlich reichen Insektenleben zufolge ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Hälfte der amazonischen Vögel Insektenfresser.

Würde ich die Vögel des Morona verlassen, ohne den Flautero (den Flötenspieler) zu nennen, dann wäre meine kurze Übersicht sehr unvollständig. Denn in einem Land, wo Gesang eine Seltenheit ist, singt dieser winzige, dem Zaunkönig ähnliche Vogel eine sanfte, weiche Melodie, ähnlich dem Instrument, von dem er seinen Namen hat.

Einer der anmutigsten Wasservögel der Welt ist der Flamingo, der an jeder Biegung des Morona zu sehen ist. Graziös spaziert er in dem seichten Wasser dieser halb stillstehenden Flußarme herum, die aus den Sümpfen stammen.

Wir kämpften uns weiter durch den sumpfigen Irrgarten hindurch. Die lange Folge von Tagen verging, ohne daß etwas Erwähnenswertes vorgefallen wäre. Sie waren meistens gekennzeichnet durch gute oder schlechte Jagd, durch schweres oder leichtes Rudern, kalten Regen oder warmen Sonnenschein. Zuzeiten, als wir uns dem obern Teil des Morona näherten, hatten wir öfter Hochwasser und folglich schwere Kanufahrt. Wenn dann die Inselchen und Sandbänke überschwemmt waren, mußten wir unser Lager für die Nacht auf dem Festland aufschlagen.

Sier hatten wir uns nicht vor Wilden zu hüten, aber wir wurden von einem schlimmen Feind überrannt — den Ameisen. Ein paar dicke Bände könnten über die Ameisen des Amazonas geschrieben werden, aber da dieser Bericht nicht bestimmt ist, eine naturgeschichtliche Abhandlung zu werden, beabsichtige ich nicht, die ungeheure Masse Einzelheiten wiederzugeben, die erforderlich wären, einen richtigen Begriff von der großen Anzahl von Arten zu vermitteln, die sich von diesem Insekt in den von mir geschilberten Wäldern finden.

Ich muß meinen wenigen Angaben vorausschicken, daß man in den Wäldern sich weder setzen noch dort auch längere Zeit stehen kann, ohne von einem Duzend von Ameisenarten entdeckt zu werden, von den beinah unsichtbaren roten Zwergen bis zur riesigen Alligatorameise, die über drei Zentimeter mißt.

Von allen Ameisen der Wälder des Amazonas sind die schwarzen

die lästigsten, die *Tuturis* die schädlichsten und die Soldatenameisen die gefährlichsten. Die erstgenannten Schwärmen überall umher. Mitten in der Nacht erwacht man und findet die Decken und tatsächlich das ganze Lager von ihnen belebt. Wenn der Morgen kommt, macht man eine kleine Lichtung, durch die die reinigenden Sonnenstrahlen den Boden erreichen können. Man bringt mit dem Bootshafen die Decken und den übrigen Kram in Bewegung, bis alles auf dem kleinen Fleck Sonnenlicht ausgebreitet ist, auf dem keine Ameise bleibt; denn wie die meisten Geschöpfe der feuchten, düstern Wälder verabscheut sie die Sonne. Sogar die Kanus sind nicht sicher vor dieser Pestilenz, denn wenn das Tau zum Festmachen nicht unter Wasser durchgeht, kommen sie an Bord und ergreifen Besitz von dem Fahrzeug. Haben sie sich einmal niedergelassen, dann ist die beste Art, sie loszuwerden, die Kanus in der Sonne festzubinden, nahe genug am Ufer, daß Stöcke von ihnen bis zum Land hinübergelegt werden können, die als Laufbrücken dienen. Über diese Brücken strömen die Ameisen ans Ufer zurück, sobald sie die Hitze ihres Feindes fühlen. Von einer aus ihrer Zahl entdeckt werden, heißt von Millionen entdeckt werden, denn sie geben sofort das Alarmzeichen weiter. Ich habe dies viele Male durch Versuche mit einem Tropfen Sirup oder einem Stück Zucker erprobt.

Die *Tuturis* sind geradezu gefährlich. Ein einziger Stich vom Schwanz eines dieser Insekten genügt, um ein Fieber zu verursachen, das zwei bis drei Tage anhalten kann. Soweit meine Erfahrung reicht, sind diese Räuber glücklicherweise nur bei Tag tätig. Sie sind überall zu sehen, in den Bäumen, wo sie ihre Nester haben, und auf der Erde. Es war einer dieser *Tuturis*, der, wie ich schon erzählte, über das Tau, das wie gewöhnlich durchs Wasser ging, auf unser Kanu kam. Sein Stich ist äußerst schmerzhaft. Er bildet keine Erhebung und hinterläßt keine Spur, aber das ganze Glied ist in wenigen Minuten davon ergriffen, und das eingespritzte Gift ist so stark, daß es während zwei Stunden oder länger sehr stark schmerzt; man kann den Schmerz still sitzend nicht aushalten. Der Umstand, daß die *Tuturis* im Lande des Amazonas überall so zahlreich sind, vereint mit ihrem „schlechten Charakter“, macht sie zur ärgsten aller Landplagen, denen der

Reisende ausgefetzt ist, der die natürlichen Landstraßen, die Ströme, verläßt.

Die interessanteste der ganzen Ameisenfamilie ist die fleischfressende Soldatenameise. Wehe dem wunden Tier oder dem kranken Menschen, wenn die Soldatenameise ihr Opfer entdeckt!

Alle nahrungsuchenden Ameisen vertreten dreierlei Geschlechter — männliche, weibliche und Arbeiter. Die Arbeiter dieser besonderen Art weisen wiederum zwei deutlich geschiedene Formen auf — den gemeinen Soldaten und den Offizier, der $1\frac{1}{2}$ Zentimeter lang ist, während der Soldat nur 5—8 Millimeter Länge hat. Außer dieser Verschiedenheit in der Größe stimmen die beiden Formen überein. Die Köpfe und die Beine dieser Ameise sind rot und mit einer härteren Schale als eine gewöhnliche „Schlepperameise“ bedeckt, der sie sonst in Farbe und Größe gleicht. Der Kopf ist ganz rund, elfenbeinfarben, glatt, hart und glänzend. Er steht außer allem Verhältnis zum Körper; beim Offizier hat er die Größe einer grünen Erbse. Aus dieser elfenbeinernen Kuppel ragt ein Paar fürchtbarer zangenartiger Scheren; sie sind rot wie die Glieder des Insekts. Mit diesen Werkzeugen ergreift und zerreißt die Ameise ihre Beute. Wenn sich einem eine Ameise am Bein festgesetzt hat und man versucht, sie loszuwerden, dann läßt sie lieber die Zangen im Fleisch, als daß sie loöder läßt.

Die Soldatenameise trägt ihren Namen mit Recht, denn sie ist das mutigste und disziplinierteste aller lebenden Geschöpfe. Sie bewegt sich durch die Wälder in großen Heeren, deren Zerstörungskraft unglaublich groß ist. Kein Hindernis vermag die stetige Vorwärtsbewegung dieser festen Kolonnen aufzuhalten, die zu zwanzig breit marschieren, mit etwa fünf Gliedern auf 30 Zentimeter, während die Offiziere in regelmäßiger Entfernung von 10 bis 12 Zentimeter nebenher marschieren. So gleicht die Formation dieses Insekts auf der Wanderschaft der eines Bataillons auf dem Marsch. Häufig bin ich im Wald auf solche Kolonnen gestoßen, und ich bin ihnen manchmal 3 bis 5 Kilometer weit gefolgt, in dem Bemühen, das Ende des Trupps oder ihren Ausgangspunkt zu entdecken. Nie ist es mir gelungen. Sie schienen keine Nester zu haben und beständig auf der Wanderschaft zu sein. Die Zahl der Ameisen, die diese Kolonnen bilden, kann

leicht geschächt werden; es müssen über eine halbe Million auf $1\frac{1}{2}$ Kilometer sein. Maden, Würmer, Raupen, Frösche, Eidechsen und sogar Ratten, die den Soldatenameisen in den Weg kommen, werden ebenso sicher von ihrem Schicksal erreicht, als würden sie von einem Tank zerdrückt. Ein größeres Tier, das verwundet und nicht imstande ist, sich zu bewegen, wird keine Spur hinterlassen außer einem Haufen sauberer, weißer Knochen, eine Verwandlung, die nur vierundzwanzig Stunden erfordert.

Ich habe gesagt, daß sie die Tapfersten der Tapfern sind. Wenn eine Kolonne auf dem Marsch ist, wird nichts ihr Vordrängen aufhalten; sie werden sich sogar auf brennendes Feuer werfen und die Flammen mit ihren eigenen Leibern löschen, damit die folgenden über sie hinweg können. Wenn auch die Hitze genügt, sie vor der Gefahr zu warnen, werden diese Insekten niemals umkehren. Sie sind von einem unüberwindlichen kriegerischen Geist erfüllt als alle Soldaten der Welt. Ich habe gesehen, wie sie sich auf eine brennende Zigarre warfen, die in ihrem Weg lag; die führenden Ameisen bissen direkt in das brennende Ende hinein und rissen es in einer halben Minute in Stücke. Ein Duzend Ameisen mußte sterben, damit das Feuer gelöscht werden konnte, aber eine Million Ameisen stand hinter ihnen.

In den Gummilagern war ein gelegentlicher Besuch dieser Insekten stets willkommen. Es war der sicherste Weg, das Gelände von Ungeziefer aller Art zu befreien — von Mäusen, Würmern, Grillen und allen Arten kriechender und hopsender Wesen, von denen solche Plätze wimmeln. Wenn die Kolonne vorüber war, blieb nichts Lebendes übrig; wenn sie ein Haus, eine Leiche oder irgendein anderes Forschungsfeld angreifen, macht die Spitze der Kolonne halt; die folgenden Horden breiten sich aus und ergreifen Besitz von dem gefundenen Objekt. Sobald jedes seine volle Ladung abgebissen hat, geht es in derselben Marschordnung mit den Genossen weiter; die Beute wird zwischen den Zangen getragen. Wie das Schwanzende einer langen Kolonne genug Futter findet, um bestehen zu können, ist mir ein Rätsel; vielleicht ist bei ihnen irgendein Teilsystem eingeführt und bei der Ankunft auf einem gemeinsamen Futterplatz oder Nest wird das von der ganzen Armee gesammelte

Futter zu gemeinsamem Besitz aufgestapelt. Diese Theorie ist keineswegs phantastisch, wie durch die Beobachtungen vieler Naturforscher erwiesen ist, die Zeugnis geben von der hohen Intelligenz, mit der andere Ameisenarten begabt sind. Diese Intelligenz befähigt sie, eine Pilzart als Futter anzubauen — ein Vorgang, den man als Ackerbau bezeichnen kann —, Dienstboten und Masseure zu beschäftigen und selbst andere Ameisen in Gefangenschaft zu halten und als Milchkühe zu benutzen, indem diese durch Schlagen mit den Fühlhörnern gezwungen werden, eine nahrhafte Flüssigkeit abzuondern.

Nach sechzigtägem Rudern, währenddessen wir annähernd 500 Kilometer zurückgelegt hatten, liefen wir in den Cusulina ein, auf dem Weg nach Macas. Hier begegneten wir einer noch stärkern Strömung, konnten aber dank der Seichtigkeit des Flusses die Ruderstange gebrauchen. Jaguare waren sehr zahlreich; oft sah man sie von Ufer zu Ufer schwimmen. In den Untiefen patzten sie nach Fischen umher, ihrer Lieblingsnahrung. Im Gegensatz zu den meisten andern Arten dieser Familie hat das Wasser für diese Katzen keine Schrecken. Ihre Haut ist, kaufmännisch gesprochen, wertlos, denn bei genauer Besichtigung stellt sie sich als sehr dünn behaart heraus. Der Erfolg ist, daß, wenn das Fell von dem Tier abgezogen wird, es seine Anziehungskraft verliert (nicht das Tier, sondern das Fell). Höher oben in den Anden werden die Felle jedoch sehr geschätzt, als Zierat für die „chaps“ der Cowboys (vom mexikanischen chaparero), die schweren Lederreitosen, die als Schutz beim Reiten durch den Busch gebraucht werden.

Nach etwa fünfundzwanzig oder dreißig Tagen auf dem Cusulina — wir hatten mittlerweile gänzlich die Zeitrechnung verloren — kamen wir an einen Pfad, der vom rechten Ufer nach Macas und weiter zum Santiago führt. Wir waren gerade durch eine sehr große Strecke unerforschten Landes gekommen und hatten den äußern Saum der Zivilisation an seiner fernsten Stelle erreicht. Wir hatten sehr wenig von dem Land gesehen, durch das der Morona und seine Quellwasser fließen, denn wir hatten weder Zeit noch Lust, uns weit von der Hauptwasserstraße zu entfernen, mit der Aussicht, durch endlose Sümpfe waten

zu müssen. Ein solches Unternehmen ist tatsächlich äußerst gefährlich, denn wegen des schnellen Steigens und Fallens des Wassers im Einklang mit der Regenmenge können schwere Kanus wochenlang nur ein paar hundert Meter weit vom Hauptstrom auf dem Trodenen sitzen. Der einzige Ausweg ist dann, einen Knüppeldamm zu bauen und ihn mit glitschiger Erlenrinde zu bedecken.

Der einzige Vertreter der Zivilisation, der dort zu finden war, wo der Pfad den Fluß verließ, war ein alter Ekuadorianer, ein Mischling, der, nur mit einer Baumwollunterhose bekleidet, sich eines geradezu üppigen Wohlstands erfreute und von seiner Familie umgeben war. Er hatte eine gutgehaltene Chacra, die ihn mit Kaffee, Kakaobohnen, Bananen, Kassaie und allen andern Bedürfnissen und Annehmlichkeiten versah, die so einfache Leute kennen. Er verbrachte sein Leben mit Fischen und Jagen, ein Leben ohne Steuereinnahmer, ohne Wildhüter und ohne jegliches von Menschen gemachtes Gesetz. Für die Äxte und Machete, die aus den Städten der Anden durch Vermittlung der Jesuitenpatres von Macas kamen, verkaufte er den Goldstaub, den er aus dem Flusse wusch, der an seiner Tür vorüberfloß, außerdem handelte er gelegentlich mit Kaffee, Vanille und irgendeinem andern Bodenerzeugnis, woran er Überfluß hatte. Er hielt zahme Paujile, Trompiteros, Papageien und einige Hühner. Er hatte Geräte und Werkzeuge um sich gesammelt, die ihm Christen und Ivaros liefern konnten. Soviel ich sehen konnte, sehnte er sich nach nichts, das er nicht hatte, und er lebte so in vollkommener Zufriedenheit. Sein Fall war nur einer von vielen Hunderten solcher isolierten Stationen am Saum des Ivarolandes, wo das Leben keine Schwierigkeiten bot. Wie schwer kämpfen wir in der großen Stadt, uns eine Existenz zu schaffen, und dort in den Wäldern bietet die Natur sie dem Menschen auf einem silbernen Tablett!

Wir schlossen mit dem alten Mann einen Handel ab. Er sollte unsere Vorräte über Land nach der Einschiffungsstelle am Santiago, etwa 30 Kilometer weit, bringen lassen und dafür die „Exploradora“ bekommen. Er verschaffte uns einen Trupp der langfingerigsten Herrschaften, denen ich je begegnet bin. Diese Fertigkeit ist allen Indianern des Amazonas zu eigen, aber auf so

hoher Stufe steht sie nur bei einigen der halbzivilisierten Individuen, deren Gewohnheiten von ihren christlichen Brüdern, Geistlichen und Laien, beeinflusst werden, wenn sie in den Außenstationen mit ihnen in Berührung kommen. Die Träger mußten zweimal den Weg machen, aber wir beaufsichtigten persönlich den Transport des wertvollen Teils unserer Habe.

Die Ansammlung strohgedeckter Hütten, die als Macas bekannt ist, liegt etwa $6\frac{1}{2}$ Kilometer von der nächsten Schlinge des Santiago. Als wir dort durchkamen, bestand die Bevölkerung nur aus einem Priester, die übrigen waren in Amtsgeschäften abwesend und teilten die Sakramente der Kirche in den Dörfern aus. Außerdem gab es einige Ivaro-Renegaten, die aus ihrem Stamm wegen eines Verbrechens gegen das strenge Sittengesetz ihres Volkes ausgestoßen worden waren; sie hatten gefunden, daß sie in ihrem neuen Wohnsitz ihr Verbrechen straflos wiederholen konnten. Sie trugen noch langes Haar, hatten aber ihren Lendenschurz mit Hosen vertauscht.

Der Priester, der in Macas Herr und Gebieter war, freute sich nicht übermäßig über unser Erscheinen. Da er aber erfuhr, daß wir nicht bleiben, sondern uns auf dem Santiago einschiffen wollten, verwandelte sich sein Wesen in äußerste Liebenswürdigkeit. Es gab nichts, was er nicht getan hätte, um uns weiterzuhelfen. Der Einfluß, den er unsertwegen ausübte, hatte ein greifbares Ergebnis in der sofortigen Ankunft unserer Vorräte in der Niederlassung, ihres schleunigen Transports nach dem Santiago und in der Möglichkeit, daß wir mit größter Bequemlichkeit ein Kanu erwerben konnten. Er versicherte uns, das Klima sei mörderisch, und wir würden, wenn wir blieben, bald von Blattern und Beriberi befallen werden. Auch hätten wir die schlechteste Zeit des Jahres getroffen.

Während der kurzen vierundzwanzig Stunden, in denen wir seine Gastfreundschaft genossen, entwarf er uns ein sehr vollständiges Bild der Schrecken des Lebens in Macas. Möglicherweise hatte dies irgendeinen Zusammenhang mit den Töpfen voll Gold, die, wie die Fama im Munde seiner eigenen Diensthoten behauptete, unter dem Fußboden seines Hauses begraben lagen. Jedenfalls ist es sicher, daß unsere Anwesenheit für längere Zeit unerwünscht

war. Wir hätten etwas von dem goldenen Strom aus den Koffern unseres Wirts in die unsern ablenken können. Seine Unterhaltung hatte auch eine belustigende Seite. Er offenbarte eine Unkenntnis der Geographie, die nur der seiner indianischen Gefährten gleichkam. Sein Wissen schien sich ausschließlich auf sein Fach zu beschränken. Er wollte jedoch seine Kenntnis einer Welt dartun, die ihm in allen Punkten Geheimnis sein mußte, und mit bewußtem Stolz auf sein Verständnis für weltliche Angelegenheiten bemerkte er, als er hörte, die meisten von uns seien Amerikaner:

„Also George Washington ist Ihr Präsident, ja?“

Ich bin stolz, sagen zu können, daß ich ihm ohne zu lächeln erwiderte, Washington sei tot. Aber er beruhigte sich nicht so schnell. Wer war denn dann der Präsident?

Bisher hatten wir uns für ziemlich weitgereifte Leute gehalten. Wir hatten die ganze westliche Halbkugel, von Punta Arenas bis Dawson City, durchwandert. Aber als wir der Erzählung eines Teils der Reisen unseres Wirts gelauscht hatten, waren wir gezwungen, ihm die Palme zu reichen. Ich will das, was er uns berichtete, wiedererzählen.

„Ich lebte in einem Kloster in Quito und vollendete meine Studien, um Geistlicher zu werden. Eines Tags wurde ich krank und starb. Mein Tod war ein Geschenk von Gott, um mich zu befähigen, die Geheimnisse der Seelen der Verdammten zu erforschen. Mein Körper lag sechzehn Tage lang versiegelt in den Katafomben des Klosters, während ich eine Reise durch die Hölle unternahm. Dort sah ich die Qualen meiner Freunde und Mitbrüder, die in dieser Welt gesündigt hatten und ewige Pein litten. (Hier folgte eine vermehrte und verbesserte Auflage von Dantes ‚Göttlicher Komödie‘.) Als ich in meinem irdischen Leib erwachte, fand ich mich begraben, aber durch den Gebrauch meiner Füße kämpfte ich mich in die Freiheit durch und fing das Leben von neuem an — fest entschlossen, ein gerechtes Leben zu führen.“

„Fest entschlossen, ein gerechtes Leben zu führen!“ Diese Worte haben mir seither immer in die Ohren geklungen . . .

Wir sprachen mit den Indianern über die Aussichten, im Santiago Gold zu finden, und wurden darüber aufgeklärt, daß das kostbare Metall in der Nähe von Macas reichlich zu finden

sei. Aber die Proben, die wir sahen, waren hell und schuppig und zeigten, daß das Gold eine Strede weit gereift war. Ihr Verfahren, Waschgold zu bearbeiten, ist primitiv. Sie benützen Affenhaut, die auf einen Schilfreifen gespannt ist, an Stelle einer Waschpfanne, wie sie die Goldwäscher verwenden.

So muß also das schwere Gold, das wir gefunden hatten, von einem seiner westlichen Nebenflüsse in den Santiago gelangt sein. Wir kamen zum Entschluß, daß es nicht der Mühe wert sei, den Santiago hinaufzufahren. Obwohl wir mit moderner Ausrüstung beträchtliche Mengen auszuwaschen imstande gewesen wären, zogen wir vor, stromab zu gehen und auf gröberes Metall zu fahnden. Die Reise wäre oberhalb von Macas sehr schwierig gewesen, denn wir hätten die Vorberge der Anden erklettern und unsere meisten Vorräte zurücklassen müssen. Die Angaben der Indianer waren jedoch von wenig oder gar keinem Wert; aus persönlicher Erfahrung wußten wir, daß sie sich begnügten, die Kiesoberfläche in den Flußbetten mit bloßen Händen aufzutragen, anstatt bis auf den Felsgrund hinab zu arbeiten.

So kam es, daß wir den Tag nach unserer Ankunft in Macas unser Gepäd in dem neuen Kanu auf dem Santiago einschifften, begleitet von einem jungen Indianer, den uns der Missionar mit dem Auftrag anvertraut hatte, eine Gelegenheit für ihn zu finden, ein Handwerk zu lernen — „in einer der großen Städte an den Ufern des Amazonas, wie Pennsylvania, London, Paris oder Kalifornien!“ (Seine geographischen Begriffe waren typisch für alle Viehfarmer und Caucheros im Amazonasgebiet, wie reich sie auch sein mochten. Der Besitz einer Flotte von Flußdampfern bedingte noch lange keine Erziehung.) Der Chamaco (Bursche) fungierte als Diener, bis wir nach Barranca kamen, wo wir ihn Don Juan Ramirez übergaben.

Wie die Dinge lagen, hatten wir auf diese Weise wegen des vielen Wassers in den Flüssen mitten in der Regenzeit keine Gelegenheit zu richtigem Goldsuchen. Alles, was wir tun konnten, war, die Mündungen der Flüsse und Bäche festzustellen und zu bezeichnen, die in der Nähe der von uns vor fünf Monaten bei der Reise stromauf gefundenen Goldlager waren. Das ganze Land schien verwandelt. Keine der gewohnten Stellen, wo wir gelagert

und Kies gewaschen hatten, war mehr zu erkennen. Die meisten lagen 6 Meter unter Wasser. Wir schliefen kein einziges Mal auf dem Land. Sogar in den Wäldern war es schwer, ganz trodenes Land zu finden, als wir dem Marañon näher kamen. Einer von uns mußte ständig den Einbaum bewachen, da der Fluß häufig in einer Nacht drei Meter stieg und fiel.

Wie ich zu meinem Schaden am Yasuni erfahren hatte, sind die Launen der Flüsse des Amazonasgebiets seltsam. Sogar im Sommer, beim Lagern auf den Sandbänken, ist Vorsicht vonnöten. Ein Fallen um 60 Zentimeter kann den Einbaum über hundert Meter vom Rand des Wassers aufs Trockene setzen, wenn man sich nicht die Mühe gegeben hat, das Kanu an zwei oder drei tief in den Sand geschlagenen Pfählen zu befestigen, so weit draußen gegen die Flußmitte, wie man waten kann.

Die ganze Zeit über lebten wir in beständig strömendem Regen; manchmal war er leichter, manchmal stärker, aber stets strömte er hernieder. Ein grauer Himmel verbarg die strahlende Sonne, das kristallklare Wasser hatte einer schmutzigen Strömung Platz gemacht und, wo wir früher der Mittagshitze entflohen waren, ruderten wir jetzt, um das Blut in unsern triefnassen Körpern zum Kreifen zu bringen. Tagsüber gingen wir meist in Baumwollunterhosen, und wir hielten ein Paar wollene in den „Kriegsbeutel“ zum Gebrauch in der Nacht bereit, wenn wir das Zelt aufgestellt hatten. Die mittlere Temperatur war etwa 26½ Grad Celsius, aber der Regen war um einige Grade kälter. Es war jedoch besser, nackt als bekleidet zu sein, solange wir in Bewegung waren. Um 2 oder 3 Uhr nachmittags fingen wir an, nach einem Lagerplatz auszusuchen. War eine Lichtung geschlagen und das Zelt aufgestellt, dann gingen wir trodenes Holz suchen. Das Verfahren bestand darin, auf einen abgestorbenen Baum zu steigen und einige Äste herabzuwerfen. Diese Äste waren die einzige Feuerung, die zu haben war, denn wenn sie am Boden liegen, faulen sie und werden durch und durch naß.

So schnell kamen wir vorwärts, daß wir den Bongo de Manserique vierzehn Tage nach der Abfahrt von Macas erreichten. 80 Kilometer am Tag erforderten keine große Anstrengung. Die letzte Nacht, ehe wir in den Marañon einfuhren, wurde im Kanu

selbst verbracht, da kein Platz zum Lagern zu finden war. An der Vereinigung der beiden Flüsse fischten wir die sieben oder acht Kanus auf, die den unglücklichen Iwaros unter Tuhimpui gehört hatten. Wir hatten sie auf einer kleinen Insel vor Überschwemmungen sicher verborgen. Aus den sechs besten Kanus machten wir ein Floß, das durch Balsastämme verstärkt und geschützt wurde, die wir mit Lianenfasern zusammengeschnürt hatten. Dieses ungeschlachte, aber unversenkbare Fahrzeug hatte den Zweck, uns durch den großen Cañon zu bringen, dessen Wasser höher sein würde als bei den frühern Malen, wo wir die Fahrt gewagt hatten.

Auch jetzt hatten wir einige Tage auf eine günstige Gelegenheit zu warten, bis das Wasser niedriger und in stetem Fallen begriffen war. Es ist ein beträchtlicher Unterschied in der Geschwindigkeit der Strömung, wenn das Wasser steigt oder fällt, obwohl die Höhe in beiden Fällen gleich sein kann. An einer Stelle am rechten Ufer des Marañon, mit der Santiagomündung in Sicht, bauten wir ein Standlager; wir errichteten ein gutes trockenes Küchenhaus, ein großes Vorrathshaus für unsere Sachen und eine dritte Hütte zum Bewohnen.

Während der acht oder zehn Tage des Wartens verbrachten wir unsere Zeit mit Jagen und Kartenspielen; wir genossen das Wohlgefühl, trocken zu sein und nicht in einer Pfütze sitzen zu müssen. Wir waren jedoch alle darauf aus, den Pongo zu versuchen, sobald sich Gelegenheit dazu bot. Eines Tags, als es anscheinend stärker als je regnete, fiel das Wasser. Der Regen hatte offenbar weiter stromauf nachgelassen. Auf unserm Floß war wirklich nicht viel zu befürchten.

Es war die schlimmste Fahrt durch den Pongo, die ich je gemacht habe. Vom einen Ende zum andern ging es wie in einem einzigen tollen Kopfsprung, denn ein Aufhalten gibt es nicht, wenn man einmal losgefahren ist. Die äußern Kanus des Flosses füllten sich halb mit Wasser, als wir uns dem großen Strudel näherten. In dem Augenblick, als wir gerade am Rand des Schlundes hinstrichen, hing ich im Sed des Kanus auf der innern Seite in der Luft über dem Strudel und brüllte den andern zu: „Rudert wie der Teufel, sonst fallen wir ins Loch!“ Es gelang,

das Fahrzeug mit Rudern und Abwehren der Felsen mit Hilfe von Ruderstangen zu lenken, bis es vorüberschwenkte. Was dann kam, war leicht. Wir schossen durch das östliche Tor in den großen Wirbel davor und landeten in Borja.

Dort blieben wir die Nacht über, um morgens früh fortzukommen, da wir sehr unsicher waren, ob wir einen Rastplatz zwischen dort und Barranca finden würden. Wir hofften, Barranca in einem Tag zu erreichen. Am nächsten Tag führten wir unser Programm aus und legten zwölf Stunden lang etwa 15 Kilometer in der Stunde zurück; wir blieben im reißenden Strom und ruderten tüchtig darauflos.

Don Juan Ramírez hielt sich in Barranca auf. Er war in der „Onza“ mit allen seinen Indianern aus den Gummiwäldern zurückgekehrt, von wo sie durch die jährlich eintretende Überschwemmung vertrieben worden waren.

Es war Mitte April 1900, als wir anlangten. Wir beabsichtigten (wenn gesagt werden kann, daß wir damals überhaupt etwas beabsichtigten) weiter stromab zu fahren, wenigstens bis Iquitos.

Aber Don Juan änderte unsere Pläne.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Pfade, die auf keiner Karte stehen.

Man sollte meinen, daß ich mittlerweile gern nach Hause zurückgekehrt wäre. Dies war aber nicht der Fall. Der Geist der Wildnis hatte von mir Besitz ergriffen. Kaum hatte ich Barranca erreicht und wieder etwas Zivilisation geschmeckt, als ich durch den ersten abenteuerlichen Plan, der sich bot, ganz andern Sinnes wurde. Wäre Don Juan José Ramírez nicht zu Hause gewesen, dann hätte ich vielleicht eine andere Geschichte zu erzählen. Aber er war zu Hause, und er schlug folgendes vor.

Es werde vermutet, sagte er, ein Indianerstamm, Záparos genannt, hause irgendwo oben am Fluß Sicuanga, einem Nebenfluß des Morona, etwa zwanzig Tagereisen von der Mündung. Ein Vermögen erwarte denjenigen, der den Stamm finden und ihn veranlassen könne, in Gummi zu arbeiten (die alte Geschichte!). Don Juan war willens, das Geschäft zu finanzieren, wenn ich die schwere Arbeit übernehmen wollte.

Ohne einen Augenblick zu zögern, nahm ich an. Das nächste war, jemand zu finden, der mit mir ging.

Sad Rouse und Game waren stromab gegangen, ohne sich in Barranca aufzuhalten, mit der offenen Absicht, weiter nach Manaos zu gehen, um etwas zu finden, das ihnen ermöglichen würde, aus diesem Lande fortzukommen. Es war das lehtemal, daß ich meinen alten Freund Sad sah. Er war vier Jahre mit mir zusammen gewesen, in guten und bösen Tagen, und es war hart, sich von ihm zu trennen, denn es war mehr als wahrscheinlich, daß ich ihn nie wiedersehen würde. Männer wie Rouse haben einem keine Klubadresse zu geben, wenn sie Lebewohl sagen.

So blieb ich mit Morse allein zurück, und notgedrungen wandte ich mich an ihn mit dem Ansinnen, mich bei meinem neuen Wagnis zu begleiten. Er stimmte zu, aber mit dem Vorbehalt, daß er mich meinem Schicksal überlassen und nach Iquitos zurückkehren wolle, wenn wir den Oberlauf des Sicuanga erreicht und ein Lager errichtet hätten. Die Indianer, die wir als Kanuleute mitnehmen würden, sollten in Barranca abgesetzt werden. Er versprach jedoch, in sechs Monaten wieder stromauf nach Barranca zu kommen, um zu sehen, wie es mir gegangen sei.

Mein Entschluß war gefaßt, und ich ließ mich nicht davon abbringen durch die Aussicht, ganz allein mit Supaitranca gelassen zu werden, dem Indianerjungen, den ich ein paar Tage vorher als Diener angenommen hatte. Ramírez stattete uns mit Proviant aus, und drei Wochen nach unserer Ankunft reisten wir ab. Die Reise ging gut vonstatten. Alle genossen sie; es war wie in den besten Tagen der Goldexpedition. Programmgemäß erreichten wir die Sicuangamündung und wandten uns nach Nordosten. Dieser Fluß ist dem Yasuni sehr ähnlich, obwohl seine Durchschnittsbreite nur die Hälfte des letztern beträgt. Seine Wasserbewegen sich langsam und sind dunkel gefärbt, da er aus einem Sumpfland kommt. Wir fanden auf dem ganzen Weg kein Anzeichen menschlichen Lebens. Die letzten Tage taten wir nichts, als die Kanus über oder unter Baumstämmen durchzuzerren. Es war natürlich die Trockenzeit.

Nach einigen Tagen, als die Indianer eine gute Richtung gerodet und eine Hütte hergestellt hatten, nahm Morse sie der Vereinbarung gemäß mit, und ich blieb mit Supaitranca allein. Das Lager befand sich etwa dreißig Kanutage den Sicuanga aufwärts an der Grenze der Schifffahrt.

Ich verbrachte drei oder vier Monate damit, in den sumpfigen Wäldern umherzuwandern und den verlorenen Indianerstamm zu suchen, den man irgendwo in der Gegend vermutete. Erst stieß ich 50 Kilometer in der einen Richtung vor, dann ebenso weit in der andern und so weiter, bis ich Pfade von 150 Kilometer geschlagen hatte, die nach allen Richtungen vom Lager ausstrahlten und sich über etwa 900 Quadratkilometer erstreckten — es war nur ein kleiner Punkt in diesem weiten, pfadlosen Gebiet.

Nirgends fand ich ein Anzeichen menschlichen Lebens und sehr wenig Gummi. Das Land war sogar noch öder als am Yasuni. Es war, als gebe es außer mir keinen andern Menschen auf der Welt als Supaitranca.

Und dann starb Supaitranca. Er erkrankte an einem Fieber, und wie das die Indianer am obern Amazonasstrom so oft tun, er ergab sich sofort darein, zu sterben. Er legte sich hin, und in zwei Tagen war es zu Ende.

Nun hatte ich kein lebendes Wesen mehr, um mir Gesellschaft zu leisten. Ich wäre froh gewesen, einen Papagei oder sogar einen zahmen Paujil zu haben. Es war der einsamste Winkel der Welt, den ich je gesehen habe. Ich glaube, daß es außer der Polar- gegend keinen verlassenern Ort gibt. Wenn das Leben im Lager unerträglich wurde, ging ich drei, vier Tage oder manchmal eine Woche lang auf die Wanderschaft in den Wald über die Grenze der von mir bezeichneten Pfade hinaus, um zu sehen, ob ich nicht irgendeinen Hügel finden könnte oder irgend etwas, das die graufige Einsamkeit der nie endenden Sümpfe unterbrechen würde. Ich schleppte einen Sack Reis, einen Kochtopf, mein Machete, einige Streichhölzer, ein trodenes Hemd und meine Büchse mit. In der Nacht schlief ich auf einer Bodenerhebung, oder wenn die Sümpfe mir den Weg versperrten, auf einem Baum. Dort sind, eben der Sümpfe wegen, die Bäume, die aus dem Wasser herauswachsen, frei von schädlichen Insekten. Ich pflegte eine rohe Plattform aus Zweigen zu machen, die über zwei Äste gelegt und mit Lianen befestigt wurde. Wie ein Tier lebte ich von einem Tag zum andern, oft in schwerer Sorge, genügend Nahrung zu finden.

Auf diese Weise verlebte ich drei weitere Monate, ohne eine einzige Spur von Menschen zu entdecken, die mich zu weitem Anstrengungen angespornt hätte, ehe mir die Nutzlosigkeit meiner alles übersteigenden Narrheit dämmerte. Die Sache hatte keinen Sinn. Selbst wenn ich wirklich Indianer fand, konnten Menschen, die nicht mehr Selbstgefühl besaßen, als in einem Labyrinth von Sümpfen zu leben, nicht von mehr Nutzen sein als jene am Yasuni. Obendrein waren meine Vorräte zu Ende. Ich beschloß also, diesen abscheulichen Ort zu verlassen, und machte mich am nächsten

Tag an die Arbeit, eine Faßpalme auszuhöhlen, denn Morse hatte unser einziges Kanu mitgenommen. Als Nahrung nahm ich eine geräucherte Keule eines von mir erlegten Wildschweins mit. Um das Kanu für die schwierigen Gewässer des gestiegenen Morona brauchbar zu machen (denn die Regenzeit war wieder herangekommen) legte ich die Palme in eine Wiege von Bassastämmen. Ich tat gut daran, denn die Strömungen im Morona und Marañon waren die stärksten, die ich jemals kennen lernte.

Nachdem ich etwa zehn Tage auf hohem Wasser stromab getrieben war, erreichte ich zu meiner großen Erleichterung Barranca. Seit der Mündung des Sicuanga landete ich nur einmal, obwohl ich wohl ein duzendmal nach trockenem Lande suchte. Die Gegend war ein einziger weiter Sumpf.

Ich war erst einige Tage in Barranca, als Morse zurückkam mit einer wiederum „gänzlich sichern Sache“. Ich war nicht in der Stimmung, mich in einen abermaligen Wahnsinn hineinreden zu lassen. Ich war bereits vier Jahre auf dem Weg nach New York und begann zu fürchten, ich würde Schwimmhäute bekommen, wenn ich noch viel länger in diesen Sümpfen lebte. Aber Morse kam mit einem so glühenden Bericht über die Möglichkeiten eines Vieh- und Ebenholzgeschäfts zwischen dem obern Cangaimi und Iquitos daher, daß ich, als er zum Schluß einen Sack voll englischen Goldes zeigte, das ihm ein Kaufmann in Iquitos für das Wagnis vorgestreckt hatte, — abermals zu Falle kam. Der Plan bestand darin, auf dem Cangaimi nach Ecuador vorzudringen. In der Nähe von dessen Ufern sollten angeblich Viehfarmen sein. Dort sollten wir Ware einkaufen (die tatsächlich nichts kostete), große Flöße aus Zederstämmen bauen und mit dem Vieh nach Iquitos hinabtreiben, wo beides, Holz und Vieh, für eine hohe Summe verkauft würden. Was die Zedern betraf, war kein Zweifel, daß der Plan gesund war, denn sie standen als Bauholz schon hoch im Preise. Das Vieh hielt ich ebenfalls für eine sichere Spekulation, denn es gab kein frisches Fleisch in Iquitos, Schildkröten ausgenommen, und auch diese nur während fünf Monaten.

So kam es, daß wir uns abermals aufmachten — des

Erfolges so sicher wie jemals. Ein kolumbianischer Abenteurer schloß sich uns an. Seine hauptsächlichste Eignung für diese Arbeit war, daß er angab, einige Zeit in dem von uns aufgesuchten Distrikt gelebt zu haben. Wir fühlten uns beträchtlich gehoben durch seinen glühenden Bericht von dem Überfluß und der Billigkeit des Viehs am Tangaimi in den kleinen Städten an der Grenze des Ibaro-Landes.

Am ersten Tag befahl unsern Gefährten, den wir Viktor nannten, eines jener in den verräterischen Sümpfen lauenden Fieber. Am dritten Tag war er so schwach geworden, daß er keine Arbeit tun konnte. Morse und ich mußten also allein die schwere Ladung weiterrudern und staken, und inbrünstiger, als wir es eingestehen mochten, hofften wir, Viktor möchte bald genesen und seinen Teil an der schweren Arbeit stromauf übernehmen. Zum Unglück für alle Beteiligten war das Gegenteil der Fall. Am Ende einer Woche war er unfähig zu stehen, und es schien keine Aussicht vorhanden, daß eine Wendung zum Bessern bald eintreten würde.

Wir machten also fest und setzten uns nieder, die Lage zu besprechen. Man kam zu einem Entschluß, zu dem Viktor seine Einwilligung gab, was alle Achtung verdiente. Wäre es nicht geschehen, so würde unsere Handlungsweise nicht zu rechtfertigen gewesen sein. Denn wir brachten ihn an Bord eines Floßes mit einer Büchse und reichlichem Proviant, einigen Bananen, einem halben gekochten Affen und mehreren geräucherten Fischen, und stießen ihn ab. Wir berechneten die Reise nach Barranca auf zwei, drei Tage. Wir waren nicht wenig dankbar, ihn los zu sein, als er uns aus den Augen glitt und schwach mit den Armen winkte, während sich sein Floß in der Strömung drehte. Die Verantwortung, ihn zu behalten, wäre nicht gering gewesen. Unbequeme Fragen werden manchmal wegen des Todes eines Teilnehmers an solchen Unternehmungen gestellt, ganz besonders wenn er seinen Gefährten noch einige Tage vor der Abfahrt der Expedition ein völlig Fremder gewesen war. Wir hatten das Gefühl, daß nicht nur unser Kanu von einer großen Last befreit war.

Nur wenige Tage waren wir seitdem auf dem Marsch, als sich die ersten schwachen Anzeichen von Demoralisation bemerkbar machten.

Wir waren in einem Zustand starker körperlicher Ermüdung; die Fliegen plagten uns arg, und obwohl wir unsere Handlungsweise keinen Moment bereuten, konnten wir es nicht verhindern, daß wir uns beim Gedanken an den Zwischenfall mit Viktor bedrückt fühlten. Vor uns lagen drei lange mühsame Monate, ehe wir den obern Cangaimi erreichen konnten. Es hat indessen wenig Zweck, in solchen Augenblicken viel nachzudenken. Also plagten wir uns in Geduld weiter und richteten unsere Gedanken auf jene ungezählten Viehherden. Es gab wenig Interessantes auf dieser Strecke des Marañon. Eines Tags wurde jedoch die Eintönigkeit unterbrochen, denn wir entdeckten die verstreuten Knochen der Huambisakrieger, die bei dem Überfall auf Barranca verwundet und auf der Heimreise gestorben waren. Die Leichen waren begraben worden, denn die Stvaros überlassen niemals ihre in Ehren gehaltenen Toten der Entweihung, aber die Leichenfressenden Geister des Waldes waren an der Arbeit gewesen.

Dann wandten wir uns eines Nachmittags den Morona hinauf. Jeder bemühte sich vergeblich, die Niedergeschlagenheit zu unterdrücken, die der andere unbedingt merken mußte. Wir stakten wie gewöhnlich mit der Ruderstange am Ufer entlang, als sich etwas zutrug, das bestimmt war, eine nicht geringe Rolle in unserer Geschichte zu spielen. Tatsächlich erlebten wir die merkwürdigste Begegnung meines Lebens, die nur dem glücklichsten Zufall zu verdanken war.

Einer von uns blickte zufällig nach der Mitte des Stroms. Im Augenblick standen wir am Boden des Kanus festgewurzelt, in starrem Erstaunen über das, was wir sahen. Ein junges Indianermädchen war im Begriff, an einer kleinen Insel, keine hundert Meter weit von uns, zu landen. Augenscheinlich hatte sie uns beim Schwimmen herankommen sehen, denn sie kletterte an Land, wandte sich um und musterte uns in aller Ruhe, während wir langsam auf sie zuruderten. Da stand sie, die verkörperte Gelassenheit, anscheinend ganz allein und ohne alle Furcht, ebenso wenig in Angst vor uns wie vor irgend etwas, das die Wälder bergen mochten.

Es blickte mir durch den Sinn, daß sie in diesem grausamen Lande unmöglich allein sein konnte, ohne Rückhalt irgendwelcher

Art. Hier mußte ein Hinterhalt sein. Wir sollten in gute Schußweite für vergiftete Pfeile aus dem Dickicht gebracht werden, das hinter dieser leidenschaftslosen Sirene lag.

Ich sagte so etwas zu Morse.

Aber keiner von uns wollte die Möglichkeit entschlüpfen lassen, an diesem Wendepunkt des Unternehmens Hilfe zu bekommen. Ich glaube, wir hätten einen Trupp Kopffäger auf dem Kriegspfad mit offenen Armen begrüßt. Ein Weißer in den Wäldern muß sich immer mit seinem wilden Bruder befreunden, wenn er die Absicht hat, weit zu gehen und viel zu sehen. Aber es gibt Zeiten, in denen er sich überhaupt nicht allein helfen kann. Dort oben in den dunklen Weiten des Amazonasgebiets ist die Natur ein grausamer Wachhund, ein Ungeheuer, das seine Geheimnisse gut bewacht und dem Eindringling keinen Pardon gibt.

So ruderten wir ruhig weiter und beobachteten, so scharf wir konnten, die kleine Insel. Das Mädchen bewegte keinen Muskel, bis wir auf zwanzig Meter heran waren. Dann sprach sie in der Ketschua Sprache.

„Mai manta chamungi?“ (Woher kommt ihr?) rief sie. Und dann:

„Mai man ringuichu?“ (Wohin geht ihr?)

Wir sagten ihr, wir kämen von Barranca und wollten nach dem Cangaimi.

Mittlerweile stieß die Nase des Einbaums an Land. Vorsichtig landeten wir auf der Spitze der Insel und frugen, wie stark ihr Trupp sei und zu welchem Stamm sie gehörten. Die Antwort überraschte uns.

„Ich bin allein, so wie ihr mich seht“, sagte sie.

Die Wahrheit ist selten auf den Lippen der Iwaros, aber es war ein Klang in der Stimme dieses Mädchens und etwas in ihrem geraden, furchtlosen Blick, das Vertrauen einflößte. Sofort hatten wir den Gedanken an Hinterhalt vergessen.

Breginia — so wurde sie genannt — war eine außergewöhnlich intelligente Indianerin. Sie hatte ein angenehmeres Äußeres als die meisten ihrer Stammesgenossinnen, und vor allem hatte sie etwas erstaunlich Gebieterisches in ihrer Haltung. Sie war etwa achtzehn Jahre alt, groß, schlank und kräftig, mit kleinen Händen

und Füßen. Ihr dichtes schwarzes Haar fiel bis auf die Hüften. Ihre Zähne waren schwarz gebleicht, aber nicht nach Ivaro-Sitte gefeilt. Ihre Haut war braungelb, ihre Züge ein schönes Beispiel des reinsten mongolischen Typus.

An jenem Tag litt sie indessen augenscheinlich unter Hunger und Ermüdung. Aus ihrem abgemagerten Zustand ersah man, daß sie vielleicht zwölf Kilo unter ihrem normalen Gewicht wog. Sie sah ganz erschöpft aus. Das erste, was wir taten, war, ihr Nahrung anzubieten, die sie heißhungrig verschlang. Nach einer kleinen Weile teilte sie uns ihre erschütternde Geschichte mit.

Vor vielen Jahren hatte ein junger Priester, dessen Name mir entfallen ist, den Weg den Pastassa hinab gefunden, einen Nebenfluß des Marañon, der mit dem Morona parallel und unterhalb desselben läuft. Er hatte eine Missionsstation unter den Andoa-Indianern eingerichtet, die er Andoas nannte. Sie war in jener Gegend wohlbekannt, als einzige, die sich einer Kirchenglocke rühmen konnte. Ich hörte einst die Geschichte, wie die Glocke nach Andoas gebracht wurde, von einem Cauhero, dem ich auf meinen Wanderungen begegnete. Er war der Besitzer der Barkasse, auf der sie gebracht wurde, soweit eine Barkasse gehen konnte. Dann wurde sie auf ein Kanu überführt. Schließlich wurde sie von Indianern an ihren Bestimmungsort getragen. Dies mag als große Bergeudung von Zeit und Arbeit erscheinen, aber es mehrte jedenfalls nicht wenig das Ansehen jenes erfindungsreichen Jesuiten.

Zu der Zeit, von der ich schreibe, war der Priester ein alter Mann an der Spitze einer blühenden Stätte der Religion und der Landwirtschaft. Das Mädchen Breginia kam irgendwo aus der Nähe von Andoas und war eine der tüchtigsten und vertrautesten Gehilfen des alten Priesters geworden. Sie hatte solche Begabung für das Lernen gezeigt, daß er ihr die Trauungs- und Taufformeln gelehrt und eine gewisse Amtsgewalt übertragen hatte, womit sie unter die halbbekehrten Stämme gehen und bei jenen Zeremonien amtieren konnte. Viele Meilen weit in der Umgebung von Andoas wurde sie mit großer Ehrfurcht angesehen. Allmählich wurde sie sich ihrer Kraft bewußt und besuchte entferntere Stämme von Wilden, wohin selbst der Priester nicht zu

gehen wagte. Wo immer sie hin kam, genoß sie durch ihre Charakterstärke das Vertrauen der Indianer (Menschen, die für gewöhnlich keinen Respekt vor Frauen haben).

Schließlich kam sie zu den Záparos und nahm bei ihnen ihren Wohnsitz an den Ufern des Morona. Aber dort ereilte sie das Geschick; sie wurde bei einem Überfall von den Huambisas gefangen. Die Huambisas waren durch ihre Lage mehr oder weniger gezwungen, von Überfällen auf ihre Nachbarn zu leben; es waren feindliche Stämme, die ringsumher wohnten. Diese Stämme (einer von ihnen waren die Záparos) überfielen ihrerseits beständig abgelegene Stationen, wie Barranca und Borja, mit dem Erfolg, daß die Huambisas viel von der Beute besaßen, die den Caucheros von ihren Feinden abgenommen worden war.

So wurde also Breginia nach dem Santiago verschleppt, um die Frau eines Huambisa-Kriegers zu werden. Sie unterwarf sich, wohl wissend, daß ihr Kopf der Preis des Widerstands gewesen wäre. Aber wenn auch dem Anschein nach eine zufriedene Gefangene wie die übrigen, war doch ihr Wille zum Sieg unbezwinglich. Wenige Monate waren vergangen, als sie die sehnlich erwartete Gelegenheit zur Flucht ersah. Sie verschwand vom Santiago und tauchte in den unermesslichen Wäldern unter, auf dem Weg in den Tod oder in die Freiheit — nur geführt von ihrem Ortsinn, ohne irgend etwas zur Nahrung und zur Kleidung. Mehrere Wochen lang führte sie das Leben eines gehezten Tieres in den Waldweiten — den Tod durch Naturgewalten auf dem Weg vor ihr, den Tod von der Hand ihrer Häsher, falls sie umkehrte. Bei Tag versteckte sie sich aus Angst vor den scharfen Augen und Ohren ihrer eigenen Sippe, bei Nacht trieb sie auf einem Baumstamm oder einem Koffloß aus Treibholz, das mit Planen zusammengebunden war, bis sie endlich weit vom Huambisa-Lande war. Weiter und weiter ging sie; sie drang durch die Wälder, wadete durch Sümpfe, durchschwamm Ströme, kroch und kletterte, um ihre Nahrung zu finden, Schildkröten und Vogeleier, Frösche, Maden, wildes Obst, Wurzeln, alles was Wald und Fluß bieten konnten. Aber Chulla-haquikuna und Yacumamam waren unfreundlich. Täglich wurde sie immer magerer, immer schwächer.

Breginia beendete ihre Geschichte, auf dem Stern unseres Kanus sitzend, die Beine über den Rand hängend, behaglich an einer Banane kauend. Sie schloß, wie sie begonnen hatte, mit der Einfachheit, die sie kennzeichnete.

„Und so kam es, daß wir uns heute begegnet sind“, sagte sie.

Wir erzählten dem Indianermädchen bald von unserer Expedition und wie wir uns gegenseitig Hilfe leisten könnten. Es stellte sich heraus, daß ihre Absicht war, dem Morona bis zu einer Stelle zu folgen, wo sie wußte, daß alte Chactas der Záparos lagen, die noch einige fruchttragende Bananenstauden haben konnten, und von dort, die Wasserscheide nach dem Bastassa überschreitend, Andoas, ihre Heimat, zu erreichen. Da wir dieselbe Richtung verfolgten, ging sie willig auf unsern Vorschlag ein, sie solle sich uns anschließen. Auch wir waren froh, sie zu haben, denn ihre wunderbare Kenntnis des Waldes würde von unschätzbarem Nutzen sein und sie würde einen guten Dritten im Kanu abgeben, sobald sie ihre Kräfte zurückerlangt hatte. Von Anfang an hatte sie keinen Augenblick Angst gezeigt, aber schon jetzt legte sie eine durchaus freundschaftliche Gesinnung an den Tag.

Wir brachen wiederum auf.

Breginia erwies sich als Sprachkundige von nicht geringem Wert; denn sie beherrschte alle Dialekte des Landes, durch das wir kommen sollten, neben dem Ketschua, das sie mit uns sprach. Sie diente als Auslug und Steuermann mit einer Sorgfalt und Ausdauer, die nie erlahmte, und Ed. und mir Muße zum Rudern und Stafen ließ.

Aber die dringendste Aufgabe, die wir zu lösen hatten, war, unsern schwindenden Nahrungsmittelvorrat durch Wild zu ergänzen. Auch hierbei war Breginia für uns von großem Wert, denn sie war hervorragend in der Kunst des Aufspürens und Treibens. Wenn sie im Heda saß, naß, aber zufrieden, mit einem Ruder steuerte und Wasser ausschöpfte, entging nichts ihren scharfen Augen und Ohren. Kamen Affen in Sicht, dann steuerte sie ans Ufer, und ich stürzte in die dichten Wälder und schoß, so viele ich konnte, bevor sie aus Schutzweite entflohen. Dann setzte ich mich nieder und wartete, bis Breginia mich und das erlegte Wild gefunden hatte. Bald erschien sie, die Affen um

die Schultern geschlungen; sie hatte mir so leicht folgen können, als ob ich meine Spur mit dem Machete bezeichnet hätte. Dadurch würde es mir möglich, anstatt höchstens einen oder zwei Affen mit größter Schwierigkeit zu bekommen, dem Trupp so nahe ich konnte zu folgen und jede sich bietende Gelegenheit zum Schießen zu benützen. Wenn sie mich fand, pflegte Breginia mich zu veranlassen, auf meiner Spur zum Kanu zurückzukehren. Aber selbst die Jahre der Erfahrung im Wald hatten mich nicht gelehrt, einer unbezeichneten einzelnen Spur zu folgen; sobald ich mich hoffnungslos verirrt hatte, schüttelte sich meine Führerin vor Lachen über das jämmerliche Schauspiel.

Ins Kanu zurückgekehrt, zog sie wieder das Männerhemd an, das wir ihr gegeben hatten (sie pflegte ihre Füße durch die Ärmel zu stecken und das Hemd an den Hüften festzubinden), und ließ sich im Sed nieder, bis es Zeit war, haltzumachen.

Eines Tags hörten wir das Schreien von Maquisapas nicht weit vom Ufer, aber nichts konnte Breginia bewegen, in die Wälder hineinzugehen, denn sie sagte, irgendwo sei ein Jaguar. Die Affen hatten es ihr gesagt. Ich landete, aber bevor ich den Affen auf Schußweite nahekam, erblickte ich die große Raçe und schoß sie. Breginia kam mir dann nach und, mein Machete ergreifend, schnitt sie der Bestie das Herz und die Augenzähne aus. Das Herz röstete sie, aß es und gab mir einen Teil mit der Versicherung, es werde mich tapferer machen, wenn ich es verschluckte. Die Zähne behielt sie, denn sie sind bei den Indianern hochgeschätzte Jagdandenken.

Wenn wir nach der Tagesarbeit das Feuer angezündet und unsere Deden ausgebreitet hatten, wanderte Breginia um das Lager herum, um nach Wildspuren, Schildkröteneiern oder sonst etwas auszuschnauen und nach Anzeichen von Jagdtrupps zu suchen. Sie kehrte stets mit etwas Interessantem zurück. Einmal brachte sie ein halbes Duzend blaue Kartoffeln; sie waren nach Aussehen und Geschmack der gewöhnlichen kultivierten Art sehr ähnlich. In den Wäldern wuchsen sie einzeln an den Wurzeln einer langen schlanken Piane. Es kann die ursprüngliche Knolle gewesen sein, die von den Inkas in das Hochland von Peru gebracht, kultiviert, verbessert und über den Atlantischen Ozean gebracht wurde, um

der Ahnherr des Massennahrungsmittels der ärmern Bevölkerung zu werden.

Wir lagen in unsern Decken unter den Sternen und horchten auf die Rufe des Waldes; das Indianermädchen lehrte uns ihre wahre Bedeutung. Ihr Schatz an Waldkunde war uner-schöpflich. Sie sagte uns, welcher Vierfüßler oder welcher Vogel gerade den Ruf ausstieß und warum, was seine Nahrung war und wie er seine Beute fing oder sein Futter fand — eine Unmenge von Kenntnissen, die allen außer diesen Kindern der Wildnis verborgten sind.

So arbeiteten wir uns stetig den Morona hinauf, seinen sich endlos windenden Lauf entlang kriechend. Aber nach und nach änderte sich der Charakter der Wälder, die die Ufer säumten, und wir kamen aus dem Waldgebiet heraus. Breginia hielt jedoch die Speisekammer noch eine Zeitlang auf dem laufenden, mit wildem Honig, Schößlingen von wildem Rohr, die dem Spargel im Aussehen sehr ähnlich sind, und mit Kopra. Die fette weiße Wade, die sich unter der Schale der Kokosnuß findet und von dem weißen Fleisch lebt, war ein besserer Bissen als dieses Fleisch selbst. Aber schließlich hatten auch die Anstrengungen des Indianermädchens keinen Erfolg mehr.

Neues Unheil traf uns. Eins von Moses Beinen, das seit einiger Zeit mit Geschwüren bedeckt war, schwellt schließlich so an, daß er nicht mehr darauf stehen konnte. Die Geschwüre erschienen als tiefe Löcher, in die man ein Streichholz ganz hineinsetzen konnte. Die Wade schien gefährlich entzündet zu sein. Wir beschlossen also, zu lagern und zu versuchen, etwas für ihn zu tun. Ich erinnere mich, daß ich erwog, ob nicht eine Amputation möglicherweise das einzige Mittel sein würde, sein Leben zu retten.

Hier griff Breginia ein und sagte, sie könne ihn heilen. Sie ging ans Werk. Durch Auflegen gewisser Blätter, deren Herkunft ich nicht kenne, hatte sie das Bein innerhalb einer Woche wieder auf annähernd normalen Umfang gebracht, und bald nachher verschwand das Übel gänzlich. In jenen Wäldern sind Heilmittel verborgen, mit denen ein Vermögen zu machen wäre, könnte man sie nur finden und verwerten.

Wir setzten unsern Marsch fort. Aber endlich geschah das

Unvermeidliche; eines Tags, als wir uns der Mündung des Siquanga näherten, gingen uns Nahrung und Geduld aus. Die Moskitos und Sandfliegen waren so dicht, daß Ed. und ich, unsere Köpfe in Netze eingewickelt, dasaßen und uns nur wie durch einen Dunstschleier sehen konnten. Ich wurde krank und mit jedem Tag schwächer, bis ich kaum noch ein Ruder heben konnte. Eines Tags stritten wir uns. Ich wollte vorwärts, Morse wollte zurück. Er beanspruchte den halben Anteil am Kanu, und mein Angebot, ihm ein Floß zu bauen, begegnete einer ausdrücklichen Weigerung, seine berechnete Forderung aufzugeben.

Ein rasches Wort gab das andere, bis ich meine Büchse ergriff und ihm sagte, der einzige Grund, warum ich ihn nicht über den Haufen schösse, sei, daß er ein Weißer sei. Er langte nach seiner Waffe und begab sich dadurch in ernste Gefahr. Ich weiß heute noch nicht, warum ich in diesem Augenblick nicht losdrückte. Er antwortete, er werde nicht zögern, mich wie „jeden andern Hund“ zu erschließen. Und so standen wir und lauerten aufeinander, bis Morse die Spannung löste, indem er seine Büchse fortwarf und erklärte, wir seien hirnverbrannte Narren. Das Ende war, daß wir ein Kompromiß machten. Wir wollten den Siquanga hinauffahren und das sammeln, was noch von Bananen und Kaffave in meinem alten Lager sein mochte, da, wo Supaitranca und ich sie vor sechs Monaten gepflanzt hatten.

Bregina war eine untätige Zuschauerin des Kampfes geblieben.

Den Tag, bevor wir die Mündung des Siquanga erreichten, zu Tode ermattet, halb verhungert und krank, kam uns plötzlich der Humor der Situation zum Bewußtsein, und wir fingen an, zu lachen.

Ich glaube, es war Morse, der die Kugel ins Rollen brachte, indem er mich frag, „wie mir der Beruf gefallen würde, Fahrgäste den Morona hinaufzubringen“. Oder vielleicht war es der Anblick seines Moskitonezes, das in braunen Falten um sein Kinn herumhing, was mich zum Lachen brachte. Er hatte wochenlang Tabaksaft durch das Netz gespußt, und es war ein etwas trübes Bild.

Wie es anfing, kann ich mich nicht mehr genau erinnern,

aber ich werde nie vergessen, wie wir uns in einen Zustand vollkommener Erschöpfung lachten. Es gibt eine Geschichte von Jack London, die von Matrosen handelt, die zur Strafe ausgesetzt waren und die lachten, bis sie starben. Dem oberflächlichen Leser mag das weit hergeholt erscheinen, aber ich erinnere mich, wie deutlich mir beim Lesen mein eigenes Erlebnis vor Augen trat, denn an jenem Tag auf dem Morona waren wir der Berrücktheit sehr nahe.

Um eine lange Geschichte kurz zu machen: ich hielt nur etwa vierzehn Tage auf der Fahrt den Siquanga hinauf aus. Morse tat das einzige, was geschehen konnte. Er verließ mich. Hätte er dort auf meine Genesung gewartet, wir wären wahrscheinlich alle Hungers gestorben. Hätte er versucht, mich als tote Last mitzuschleppen, dann wäre er vielleicht nicht fähig gewesen, die nächste Quelle von Nahrungsmitteln, die uns bekannt war, zu erreichen, mein früheres Lager, das etwa acht oder zehn Tage stromauf liegen mochte. Wenn Breginia ihm dabei half, war er möglicherweise imstande, die Lebensmittel zu erreichen und sie mir rechtzeitig zu bringen.

Wiederum rettete uns unsere Gefährtin aus der Not. Nicht nur half sie, den schweren Einbaum den Siquanga hinaufzustafen, sie war auch imstande, alte Chacras der Záparos zu finden, von denen sie wußte, bevor meine Pflanzung erreicht war. (Ob die Záparos tatsächlich dort gewesen waren, weiß ich nicht. Unmöglich ist es keineswegs.)

Morse und Breginia setzten mich also an Land, bauten mir eine einfache Hütte und brachen auf. Ich blieb nur mit einem Becher voll Farinha zurück, wovon ich die etwa vierzehn Tage leben sollte, die sie brauchen würden, um mein altes Lager zu erreichen und zurückzukommen. Ich war so schwach, daß ich nicht stehen konnte. Meine Büchse lag neben mir, bereit für das Wild, das nie zu kommen schien. Zwei, drei Tage später hörte ich jedoch eine Bewegung draußen in den Bäumen und kroch hinaus, um zu sehen, was es gebe. Die Affen, die in den Zweigen über meiner Hütte spielten, retteten mir das Leben, denn ich war imstande, einen von ihnen zu schießen, Feuer zu machen und mir etwas zu kochen. Die übrige Zeit, bis Ed. und das Mädchen

wiederkamen, nährte ich mich von diesem Fleisch. Dann, an dem Tage, als sie mit etwas Kaffave und Bananen zurückkamen, machte ich eine Entdeckung. In der Tiefe meines „Kriegsbeutels“ fand ich eine Schachtel von Holloways Vegetabilischen Pillen. Da ich mich ganz elend fühlte, dachte ich, es könnte mir nicht schaden, die ganze Schachtel voll zu schlucken. Ich tat also. Innerhalb vierundzwanzig Stunden war ich das erstemal seit Wochen auf den Füßen und nach wenigen Tagen konnte ich etwas Arbeit tun.

Es geht also nichts über Holloways Pillen und einen ge-
löchten Affen, wenn es einem wirklich schlecht geht.

Als Morse und ich uns begegneten, war jeder erschüttert über des andern schlechtes Aussehen. Hohläugig, fleischlos und gelb starrten wir einander voll Entsetzen an. Die grimmige Sonne auf dem offenen Strom hatte die Farbe auf unsern Gesichtern zurückgehalten; sie verdeckte die natürliche Blässe, die Hungersnot und Krankheit mit sich bringen; aber nach drei Wochen im Schatten wurde unser Zustand offenbar.

Mittlerweile hatten wir gezwungenermaßen jeden Gedanken, den Cangaimi zu erreichen, aufgegeben, denn die Chacra der Záparos lieferte nicht genug Nahrung, um für den ganzen Weg auszureichen. So wandten wir uns in gemeinsamer Erwägung stromab zu einer letzten Reise in diesem verlassenem, unbezwinglichen Lande, wo ich so viele Tage des Elends hatte verbringen müssen.

Was sollte aber aus Breginia werden? Sie mit nach Barranca oder Iquitos zu nehmen, bedeutete Sklaverei oder Schlimmeres für sie. Auch sie wußte genug von den Gebräuchen des Amazonasgebiets, um das zu erkennen. Es blieb nur eins übrig. Wir mußten sie an die Stelle bringen, wo der Sicuanga in den Morona fließt, ihr so viel Nahrung und Vorräte geben, als wir konnten, und sie ihre Heimreise fortsetzen lassen. Es kostete sie einen harten Kampf, sich zu entscheiden, obwohl sie nach Indianerart kaum irgendwelche Bewegung zeigte. Sie hatte so viel mit uns durchgemacht, daß sie uns sehr anhänglich geworden war. Aber die Vernunft behielt die Oberhand, und sie wählte die zweimonatige Reise nach Andoas mit allen Beschwerden und Gefahren. Ein Kind der Wälder, wollte sie in den Wäldern bleiben.

Als wir die Sicuangamündung erreichten, änderte sie ihren

Plan. Sie wollte diesen Strom wieder hinauf und nochmals nach den Richtungen der Záparos. Von dort würde sie versuchen, die Spuren jener alten Freunde zu entdecken, die sie irgendwo auf der Wasserscheide zwischen Morona und Pastassa zu finden erwartete. Das übrige würde dann leicht sein.

Wir gaben ihr Streichhölzer, ein Machete, einen Revolver und einen kleinen Kessel, der ihr dazu dienen sollte, Male, Kochen und Frösche, die sie etwa fangen würde, sowie Chontanüsse und andere Früchte zu kochen.

Sie machte ein Paket aus allen diesen Dingen außer dem Machete, indem sie sie in das Hemd, das wir ihr gegeben hatten, einwickelte. Dann schnitt sie einen Streifen Rinde ab und ließ das Bündel von der Stirn herabhängen. Sie stand marschfertig da, das Machete in der Hand, und wandte sich um, um uns abfahren zu sehen.

Als wir um die erste Biegung glitten, stand sie unbeweglich, einen Arm zum Lebewohl erhoben, eine Bronzestatue auf dem grünen Hintergrund, leidenschaftslos und furchtlos. Vielleicht haben wir ihr das Leben gerettet. Sicherlich hat sie das unsere gerettet.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Ende.

Von Siquitos fuhren Morse und ich in einem Dampfer nach Manaos.

Dort mußte ich ein oder zwei Wochen auf die Ankunft eines Ozeandampfers warten, der mich endlich nach New York bringen sollte. Dieser Aufenthalt hätte mich beinahe zu Falle gebracht. Ich begegnete einem gewissen Mike Gilleran, der mir vorschlug, nach Venezuela zu gehen, wo eben Diamantfelder entdeckt worden waren. Wir trafen alle Vorbereitungen, in Kanus zu springen und uns nach dem Rio Negro und von da zum Orinoco aufzumachen, eine Sache von über 3000 Kilometer schwerer Kanuarbeit. Unser Proviant war verstaubt, die letzte Einzelheit meiner Ausrüstung fertig, als ich einen Brief von zu Hause erhielt, der mich daran erinnerte, daß es allmählich Zeit sei, mich dort wieder einmal sehen zu lassen. Dieser Brief brachte mich zur Besinnung, und ich schiffte mich auf dem nächsten Dampfer ein. Aber ehe ich abfuhr, begegnete ich meinem alten Freund William Game, der gerade von den Quellen des Turua zurückgekehrt war und an Beri-beri litt. Er brachte mir Nachricht von Sad, der mit ihm und einigen Indianern nach diesem Fluß auf eine Gummiexpedition gegangen war. Er erzählte folgendes:

Die Indianer raubten ihnen ihr Kanu und desertierten. Bald darauf war ihr Proviant zu Ende. Einige Wochen lebten sie von dem, was sie an Ratten, Eidechsen und Kröten finden konnten, und schließlich wurden sie von Beri-beri befallen. Sad erlag der gefürchteten Krankheit. Game, der nicht genug Kräfte hatte, ihn aus seiner Hängematte zu heben, viel weniger ihn zu begraben, kroch aus dem Lager, kletterte auf einen Balsastamm und trieb bis zur ersten Pflanzung hinab, von wo er auf einem Flußdampfer nach Manaos fuhr.

Ich sah ihn seither nicht wieder. Morse begegnete ihm einige Monate später in New York. Dann verschwand er. Nach einigen Tagen bekam Ed. einen Brief von ihm aus Buffalo. „Ich bin auf dem Weg nach Klondike,“ schrieb er, „schreibe mir bestimmt.“

Als wir in Pará anlegten, ging ich an Land und machte dem amerikanischen Konsul, Herrn R. R. Kenneday, einen Besuch. Als ich ihm sagte, wer ich sei, fiel er fast in Ohnmacht.

„Ihr . . . Name . . . ist Up de Graff?“ stammelte er, als er sich erholt hatte.

Und nun kam die ganze Geschichte heraus — wie er seit Jahren nach mir gesucht hatte, während meine Post sich in seinem Bureau anhäuften. Allmählich hatte er sich mehr und mehr davon überzeugt, ich sei eines gewaltsamen Todes gestorben.

Ich nahm meine Briefe mit, dankte ihm für seine Mühe und eilte fort, mein Schiff zu erreichen. Später fand ich, daß nicht nur er, sondern auch sein Vorgänger meine Spuren gesucht hatte. Der letztere, Herr George G. Mathews, hatte meiner Mutter die beiden Briefe geschrieben, die ich folgen lasse.

Pará, Brasilien.

23. März 1897.

Frau Ella A. Up de Graff.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Ihr Schreiben ist soeben in meinen Besitz gelangt. In Antwort darauf teile ich mit, daß ich alles, was in meiner Macht steht, für Ihren Sohn tun will, sobald er nach Pará kommt. Ich habe ihn betreffende Instruktionen vom Staatsdepartement. In der Hoffnung, daß er Pará bald erreicht, zeichne ich hochachtungsvoll

Geo. G. Mathews, Jr.

Konsul der Vereinigten Staaten.

Pará, Brasilien.

3. März 1898.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Ihr Brief kam heute nachmittag in meine Hände. Ich bedaure unendlich, daß Sie die Briefe Ihres Sohnes nie

bekommen haben. Ich kann mir wirklich nicht erklären, warum sie Sie nie erreicht haben. Ich habe bei allen, mit denen ich in Berührung gekommen bin, Nachforschungen nach Ihrem Sohn angestellt und habe nur einen gefunden, der behauptete, von ihm gehört zu haben. Das war Major J. D. Kerby, der vorigen Oktober durchs Land kam und behauptete, im Gummigebiet von ihm gehört zu haben. Ich habe Herrn Carlos Morailen, der jedermann dort oben kennt, gebeten, Nachforschungen nach ihm anzustellen, und hoffe, bald genaue Nachricht zu bekommen.

Ich verbleibe, gnädige Frau, Ihr ergebenster

Geo. G. Mathews, Sr.

Konsul der Vereinigten Staaten.

Von allen Briefen, die ich bei meiner Ankunft zu Hause vorfand, habe ich zwei ausgesucht, um damit diese Aufzeichnungen zu beschließen. Sie kamen aus den Orten, wo ich meine Reisen im Amazonasgebiet anfang und endigte.

Unter dem Datum des 27. März 1898 schreibt Herr Tillman, der Gesandte der Vereinigten Staaten in Quito, der damals auf Urlaub in Tennessee war, an meine Mutter:

Sehr geehrte gnädige Frau!

Es war nicht meine Absicht, Ihren Brief so lange ohne Antwort zu lassen, aber er war verlegt worden, und ich bin sehr beschäftigt gewesen. Ich freue mich, daß Sie von Ihrem Sohn gehört haben, und ich hoffe, er wird zu Ihnen zurückkehren. Sie kennen ja seine Handschrift und wissen, daß der Brief wirklich von ihm war. Aber sieht das Datum nicht aus, als sei es geändert worden? Es fällt auf, daß Sie die Briefe des Konsuls in Pará bekommen haben und keinen von Friz. Ihre Frage wegen der Gründe, die ihn bestimmten, so weit zu gehen und in ein solches Land, kann ich nicht beantworten.

Ergebenst der Ihrige

H. D. Tillman.

Die andere Mitteilung ist von Herrn Kennedan aus Pará.

Pará, 21. November 1898.

Sehr geehrter Herr!

Ihr Brief vom 31. Oktober, der meine Hilfe erbittet, den Aufenthaltsort Ihres Sohnes zu ermitteln, ist in meinen Händen zugleich mit der Photographie. Von seinem Inhalt habe ich sorgfältig Notiz genommen.

Ich fühle aufrichtig mit Ihnen in Ihrer Sorge, und Sie mögen versichert sein, daß ich gar nichts unversucht lassen werde, um womöglich irgendeine Spur von Ihrem Sohn aufzufinden.

Sollte er am Amazonenstrom sein oder zu irgendeiner Zeit gewesen sein, so glaube ich, die Möglichkeit zu haben, ihn in nicht allzu langer Zeit aufzufinden.

Ihre Aufforderung hat großen Eindruck auf mich gemacht, und ich werde mich ernstlich bemühen, einer so würdigen Sache zu dienen.

Ihr sehr ergebener

R. K. Kennedan,

Konsul der Vereinigten Staaten.

Als mein Schiff am 18. November 1901 in New York einfuhr, auf den Tag sieben Jahre, seit ich im Dampfer „Advance“ nach Südamerika gereist war, versuchte ich, die seltsamen Beweggründe zu entwirren, die mich so viele der besten Jahre meines Lebens in den in diesem Buch geschilderten Gegenden festgehalten hatten. Bis heute habe ich keine Lösung für das Rätsel gefunden, es müßte denn sein, daß ich etwas von dem Geist meines Urgroßvaters geerbt habe — eines der alten Seekapitäne, die in den Zeiten der Seeräuber ihre Flagge hatten wehen lassen.

Register.

- Affen 79. 84. 85. 212. 224; als Nahrung
 8. 29. 154. 162; s. a. Choro, Coto,
 Maquisapa, Pichico, Tuta-cuchillo.
 Affenhaut 298.
 Aguardiente, Rum 26.
 Aguatico, Fluß 67. 71. 77. 78. 79. 113.
 Aguaruna-Indianer 158. 184. 193. 247.
 249.
 Alfaro, Präsident von Ecuador 42. 43.
 46. 173.
 Alligator 25; weißer 162. 163; Fleisch 162.
 Amazonas, Strom 9. 11. 13. 45; Quell-
 gebiet 52; Tiefe 135.
 Amazonasgebiet 10. 13. 67.
 Ambato, Ort 45.
 Ambuscha, Begleiter des Verfassers 142.
 143. 144. 160. 161. 164. 165. 233.
 279. 280. 287.
 Ameisen 110. 123. 162. 203. 204. 286
 290; Arten 290. 291; auf Wanderung
 292. 293; Pilzzüchter 294; s. a. Zuturi,
 Soldatenameisen.
 Ameisenbär 125.
 Ameisennester, Verwendung 270.
 Amerikaner 9.
 Anafonda, Riesenschlange 11. 82. 83. 90.
 91. 121. 253. 254.
 Anden, Vorberge 163. 170. 171. 298.
 Andoa-Indianer 309.
 Andoas, Ort 201. 309. 316.
 Andrade, Elias 76. 77. 113; Station 113.
 Antipa-Indianer 73. 189. 235. 236. 249;
 Affenjägen 218; Auseres 193. 194.
 195; Blasrohr 209. 210. 211; Fischerei
 208. 209; Frauen 195. 196. 217;
 Frauenarbeit 206; Frauenraub 220;
 Hausbau 204. 205; Hausgeräte 205;
 Heirat 220; Hütten 197; Kanubau
 216. 217; Kleidung 196; Korbslechterei
 219; Krankheiten 219; Männer 206;
 Mediziner 219; Netze 209; Pfeile
 211. 212; Religion 214. 215; Ruder
 198; Selbstmord 214; Schmuck 194;
 Spinnen und Weben 207; Tätigkeit
 202. 218. 219. 220; Töpfe 206; Werk-
 zeuge 198. 203.
 Antifana, Vulkan 35. 50.
 „Apachen“ 236. 247.
 Arara 11. 162. 229; Kropfhalt 229.
 Archidona, Ort 54. 55. 57. 72. 89. 201.
 Arenal 35.
 Armariaris, Palmbätterdach 91. 129. 162.
 Arroba, Gewicht 70.
 Aviador-System 146.
 Bananen 72. 199. 202.
 Barbaresco, Holz 208. 209. 214.
 Barranca, Ort 152. 155. 156. 157. 298.
 301. 302. 303. 305. 310.
 Bates, Naturforscher 178.
 Baumwollstoff 57.
 Bejuco, Piane 53. 85. 91.
 Beutetöpfe 13. 14; Präparieren 265 ff.;
 273. 274. 276. 277.
 Blasrohr 13. 194. 209. 210. 211. 214.
 219; Anfertigung 209. 210. 211.
 Boa 82. 83.
 Bodegas, Kakaostation 25. 27.
 Borja, Ort 163. 172. 173. 174. 175. 176.
 180. 183. 200. 285. 286. 287. 300. 301.

- Breginia, Indianerin 14. 15. 307. 317;
 Heilkunst 313.
 Brücken 53. 54. 91.
 Cachtandera's (Salzfischenarbeiterinnen)
 37. 38.
 Cagaimi, Fluß 288. 305. 306. 307. 316.
 Cañon 171. 172.
 Capibara 80. 187; Fleisch 187.
 Caribe, Fisch 11.
 Cariso, Giftbüchse 200. 201. 205.
 Carretera, Poststraße in Ecuador 45.
 Caucher's, Gummisammler 10. 14. 70.
 114. 132. 152.
 Chacra, bebaute Rodung 55; im Ur-
 wald 97. 98; Anlage 203. 204.
 Chamalote, Baumwollstoff 70.
 Chambira-Palme 269.
 Charapa, Schildkröte 165.
 Chicha, Bier 13.
 Chimborasso 34. 35. 50.
 Chinin 142. 241.
 Chininbaum 41.
 Chontapalme 128. 211.
 Choro, Affe 154.
 Chulla-chauquituna, Gott der Flüsse und
 des Regens 215.
 Cocama-Indianer 134. 152. 153. 154. 225.
 Colon, Stadt 22.
 Condamine, Forscher 173.
 Córdoba, Domingo 20. 21. 25. 26.
 — Familie 21. 26. 28. 29. 31. 32. 33.
 40. 44.
 Corral, Viehhof 32.
 Coto, Affe 79. 224. 225; Fleisch 226.
 227; Mageninhalt 226.
 Cotopaxi, Vulkan 45. 50.
 Cuzulina, Fluß 288. 294.
 Cuzto, Stadt 275.
 Dampferlinien 139. 140. 152.
 Diamantfelder 318.
 Dobrižhoffer, Pater 10.
 Dhott, Forschungsreisender 7. 8. 9. 10.
 12. 13.
 Einbaum 67.
 Ecuador 9. 19. 20. 24; Gebirgsbau 35;
 soziale Gliederung 48; Häuser und
 Haushalt 32; Militär 43; Pflanzungen
 26; Post 54. 55; Regierung 28; Revo-
 lution 42. 43; Speisen 50. 51; Vege-
 tationsgürtel 53.
 Engländer 9.
 Farincha 163. 315.
 Faßpalme 89. 113.
 Feuchtigkeit, Folgen 117.
 Feuermachen 123. 270.
 Fiestas, in Ecuador 20.
 Fische 80.
 Flamingo 290.
 Flantero, Vogel 290.
 Fleischextrakt 286.
 Flußseehund 155.
 Franziskaner 10.
 Gallinazo, Truthahngeier 128.
 Game, William 140. 168. 262. 263. 278.
 302. 318. 319.
 Geistliche 55. 56.
 Giamanchi, Getränk 73. 191. 192. 217.
 249. 273. 274.
 Gift 211. 212. 213; Wirkung 211. 212.
 214; Behälter 191.
 Giftschlangen 110. 214. 282. 283.
 Glockenvogel 178.
 Gold 234. 245. 250. 275. 281. 297. 298;
 der Inkas 143.
 Gouverneur, von Archidona 55. 56. 57;
 von Iquitos 145 ff.; von Papallacta 51.
 Guaranda, Ort 40. 42.
 Guayacan, Baum 183.
 Guayaquil, Stadt 24. 25.
 Guayaş, Fluß 24.
 Gumilla, Pater 11. 12. 13.
 Gummi 29. 78. 81. 82. 104. 120. 281;
 Gewinnung 104. 105. 106; Milch 81;
 Verwendung 114. 122.
 Gummihandel 79; Einfluß auf Indianer
 202.

- Gummilager 75.
 Gummisammler s. Caucheros.
- Handelsgewebe 57. 70. 71.
 Hartholz 81. 82. 156. 157.
 Hausbau 161. 204. 205.
 Hayahuasca, Giftrank 240.
 Heilmittel, pflanzliche 241; im Urwald 313.
 Huambija-Indianer 155. 174. 193. 222. 223. 247. 255. 275. 310.
 Huangana, Wildschwein 230. 231.
 Huareli, Gift 212.
 Hühner, Durchschneiden der Stimmbänder 72.
 Suito, Farbstoff 258. 259. 262.
- Indianer 10. 11. 12. 13. 51. 57; Arbeiter 39; Bestattung 102; Gräber 102. 103; Haus 98. 99. 102; Hausgeräte 99; Kleidung 102; Körperbau 52. 53. 66. 67; Lasten 53; Medizinmänner 13; Nahrung 53; diebische Neigungen 295. 296; Schmutz 103; Tätigkeit 70; Waffen 102; Wadkunde 120; s. Aguarunas, Andoas, Antipas, Cocomas, Huambijas, Ibaros, Patucas, Yumbos, Záparos.
- Infeles, Indianer 14. 71. 78. 101.
 Inkas 171. 275. 312; Religion 215.
 Specacuanha 241.
 Squitoz, Stadt 13. 77. 133. 134 ff. 145 ff. 305. 318.
- Jack (Rouffe) 57. 59. 60. 61. 68. 71. 73. 81. 86. 88. 90. 91. 98. 110. 119. 125. 126. 127. 131. 132. 169. 245. 246. 285. 286. 302; Tod 318.
 Jaguar 112. 294. 312.
 Jambi, Gift 211. 212.
 Jesuiten 10. 201.
 Ibaros 153. 158. 165. 173. 188. 190. 193. 249; Deutelsöpfe 273. 274. 276. 277; Charakter 222. 223; Disziplin 250; Ehrung der Toten 307; Feuer machen 270; Gewandtheit im Wasser 277; Kampfweise 263. 266; Knaben 262; Kopfjäger 265 ff.; Kriegsbemalung 259. 262; Kriegsschmutz 262; Musikinstrumente 241; Orakel 255; Polygamie 273; Stämme 220; Tontöpfe 270. 271; gemeinsamer Ursprung 221; s. a. Aguarunas, Antipas, Huambijas, Yumbos, Záparos.
- Juturi, Ameise 203. 204. 291.
- Kaffeebau 26.
 Kakaobau 26. 27. 28.
 Kanu, Bau 113; Prüfung der Geschwindigkeit 177; Schuttdächer 91. 129. 162.
 Kartoffeln 50; blaue 312.
 Kaffave 72. 73. 217. 218.
 Ketschua Sprache 6. 73. 153. 196.
 Kofosnuß, Made 313.
 Köpfe, präparierte, s. Deutelsöpfe.
 Kopfjäger 9. 201. 265; Gebiet 265.
 Kordillere 35. 50. 52.
 Kragenpekari 231. 232.
 Kriegsbentel 159. 160.
- La Delicia, Ort 26. 28. 30. 31.
 Lesseps, Ingenieur 22.
 Leuchtkäfer 28.
 Lohnsystem, in Ecuador 39. 40.
 Loreto, Ort 57. 72.
 Lozano, Pater 10.
 Lumbiqui, Tufan 163.
- Macas, Ort 196. 201. 294. 296. 297. 298.
 Machete, Haumeffer 12.
 Manaos, Stadt 134. 140. 302.
 Manati 11. 154.
 Maquifapa, Affe 84. 85. 154. 225; Fleisch 227. 312.
 Marañon, Fluß 45. 79. 170. 176. 235. 275. 283. 284. 305. 309.
 Masata, Getränk 73. 77. 153.

- Maultiere 26. 27. 30. 31.
 Mazorca, Fruchtapfel d. Kakaobaums 27.
 Medizginmann 195. 212. 213. 219. 269;
 Bedeutung 241; Betäubungsmittel
 240; Heilkunst 242. 243; Prophe-
 zeungen 240.
 Meerbohne 252.
 Mejias, Händler 69. 70. 71. 74. 75. 76.
 Milch von Bäumen 81.
 Mission, Wirkung 201.
 Missionare, katholische 10.
 Mitaya-Insel 163. 164. 176. 179.
 Moré, Luis Felipe 132. 133. 141.
 Morona, Fluß 284. 287. 288. 289. 290.
 294. 305. 307. 309. 310. 313. 316.
 317.
 Morse, Eduard 133. 136. 140. 141. 142.
 303. 305. 314. 319.
 Moskitos 131. 139. 171.

 Nachtaffen 172; s. a. Tuta-cuchillo.
 Napo, Ort und Fluß 9. 45. 56. 58. 59.
 63. 67. 69. 70. 71. 75. 76. 77. 113.
 Nitotin 214.

 Olivenbäume 27.
 Orakel der Jivaros 255.
 Orchideen 253. 284. 285.
 Orinoco 10. 318; Ähnlichkeit mit Ama-
 zonenstrom 11.

 Palmbblätter 100; Verwendung 68; s.
 Armariaris.
 Panama, Isthmus 22.
 — Kanal, alter 22.
 — Stadt 22. 23. 24.
 Paña, Fisch 80. 212.
 Papagei 162. 235; neuseeländischer 63.
 Papallacta, Ort und Paß 50. 51. 52.
 Pará, Stadt 9. 45. 134. 319.
 Paraguay 10.
 Páramogras 35. 53.
 Parana, Fisch 80.
 Pastassa, Fluß 309. 311. 317.
 Patio, Gartenhof 32.

 Patucas-Indianer 193.
 Pauzil, Vogel 178. 289.
 Paute (Santiago), Fluß 197.
 Peitschenjchlange 85.
 Pelari 218. 230; Fleisch 230.
 Peon, Feldarbeiter 28; Entlohnung 39.
 40; Werbung 40.
 Peru 173.
 Pfade, in Ecuador 29. 30. 31.
 Pfeile 211. 212.
 Pierde 26. 27.
 Pichico, Affe 79.
 Pijang 199.
 Pitacunca, Medizginmann 200. 222. 223.
 227. 228. 233. 242. 243.
 Plátanos, Bananen 29.
 Pongo de Manjerique 7. 8. 9. 155. 161.
 163. 170. 171. 172. 179. 180. 181.
 182 ff. 223. 227. 228. 229. 233. 234.
 275. 283. 284. 299. 300; Erforschung
 184.

 Quito, Stadt 9. 21. 45. 46. 47. 48.
 50. 52.

 Ramirez, Juan José 152. 155. 156.
 158. 298. 301. 302. 303.
 Regenmacher 54. 255. 256. 260. 261.
 Reiher, Vogel 289.
 Riobamba, Stadt 27. 29. 30. 31. 32. 35;
 Tal 45.
 Roosevelt, Theodor 80.
 Rouje, Zaß, s. Zaß.

 Sachahuagra, Tapir 169.
 Sajina, Wildschwein 230. 231.
 Satinas, Ort 34. 35. 36.
 — Juan, Jesuitenpater 184.
 Salz 205.
 Salzquellen 34. 36.
 Salzfiederei 36. 37. 38.
 Sandflöhe 148.
 Sangai, Vulkan 45.
 Santiago, Fluß 79. 170. 197. 228. 283.
 284. 288. 294. 297. 298; Mündung 235.

- Schildkröten 108. 165. 166. 167. 168.
 281; Eier 165. 166. 167; Fleisch 165.
 Schlangen 82. 85; f. Anakonda, Gift-
 schlangen, Peitschenschlange.
 Schmeißfliegen 286.
 Seekuh 154.
 Seringa 104.
 Seringal 104.
 Sicuanga, Fluß 302. 303. 314. 315.
 316.
 Snags, Treibholz 177.
 Soldatenameisen 291. 292.
 Spießblattnase 63.
 Spinnen 207.
 Storch 194. 289.
 Studenten, südamerikanische 20. 21.
 Suno, Fluß 68. 69. 74.
 Supai, Gott 215.

 Tapir 80. 112. 116. 117. 169. 178;
 Fleisch 169.
 Taricaya, Schildkröte 165.
 Tatauierung 194. 195.
 Tierwelt 8. 11. 29. 79. 80. 178. 289.
 290.
 Tontöpfe 270. 271.
 Tragstuhl 53.
 Trompitero, Vogel 289.
 Truthahngeier 22. 46. 128. 139.
 Truthühner 79.
 Tuhuimpui, Häuptling 247. 248. 276.
 278.
 Tufan, Vogel 163. 194.
 Tungarahuja, Vulkan 45.
 Tuta-cuchillo, Nachtaffe 172. 177. 178.

 Urwatatabuhr 24. 46.
 Urwald 53. 153; Rufe 178; Zukunft
 156. 157.

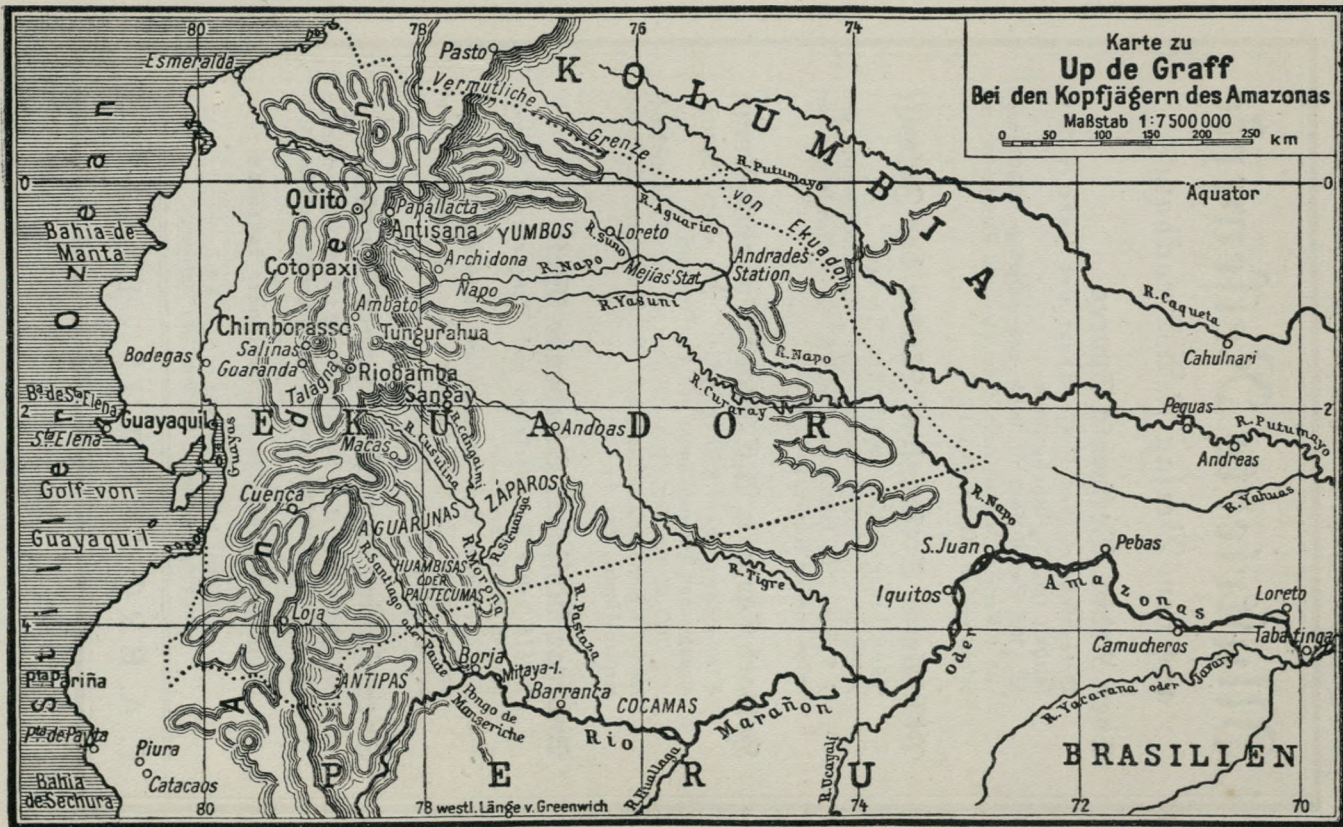
 Vampir-Fledermaus 8. 62. 63. 64. 65.
 66. 68. 115. 116.
 Vanillepflanze 252. 253.
 Vegetation 11. 288. 289; f. a. Urwald.
 Venezuela 318.
 Viehsarfen 305.
 Vogelsauna 289. 290.
 Vogelspinne 109. 110.

 Wachs 211.
 Waffen 99. 100.
 Wasserfchlange 128.
 Wasserstand 288. 299.
 Waterton, Forschungsreisender 11. 90.
 178.
 Weberei 207. 208.
 Wertherman, Forschungsreisender 184.
 Wild als Nahrung 128. 154.
 Wildschwein f. Pekari.
 Wolf, Theodor 173.

 Yacu-mamam, Gott des Waldes 215.
 216.
 Yambu, Schildkröte 165.
 Yajuni, Fluß 71. 76. 78. 79. 82. 84.
 86. 89. 93. 111. 112. 115. 129. 130.
 180. 303.
 Yuca, Kaffee 29.
 Yumbos 57. 68. 78. 82. 84. 87. 88.
 89. 90; Häuser 72.
 Yungaruru, Vogel 87. 128. 178. 235.
 289.

 Záparos 193. 302. 310. 311. 315. 316.
 317.
 Zeder 82; Holz 305.
 Zeitbestimmung 239.
 Zitteraal 251. 252; elektrische Ladung
 251. 252.
 Zuderrohr 26.





F.A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt in Leipzig

Illustrierte Reisewerke

aus dem Verlag F. A. Brockhaus:

Sven Hedin, Verwehte Spuren

Orientfahrten des Reise-Bengt und anderer Reisenden im 17. Jahrhundert.

8°. 366 Seiten Text, 62 bunte und einfarbige Abbildungen und 1 Karte. In Halbleinen Gm. 13.—, in Ganzleinen, auf bestem weißen Papier, Gm. 15.—.

Bilbjalmur Stefansson, Länder der Zukunft

Fünf Jahre Reisen im höchsten Norden.

2 Bände. 8°. 793 Seiten Text, 121 Abbildungen und 7 Karten. In Halbleinen Gm. 26.—, in Ganzleinen, auf bestem weißen Papier, Gm. 30.—.

Howard Carter u. A. C. Mace, Tut-ench-Amun

Ein ägyptisches Königsgrab. Mit einem Beitrag: Ägypten vor Tut-ench-Amun von G. Steindorff.

8°. 260 Seiten Text, 104 Abbildungen auf 63 Kunstdrucktafeln, 1 Karte und 1 Grabskizze. In Ganzleinen, auf bestem weißen Papier, Gm. 13.—.

Andreas Reischek, Sterbende Welt

Zwölf Jahre Forscherleben auf Neuseeland. Herausgegeben von seinem Sohn.

8°. 334 Seiten Text, 88 bunte und einfarbige Abbildungen und 2 Karten. In Halbleinen Gm. 13.—, in Ganzleinen, auf bestem weißen Papier, Gm. 15.—.

Sven Hedin, Von Peking nach Moskau

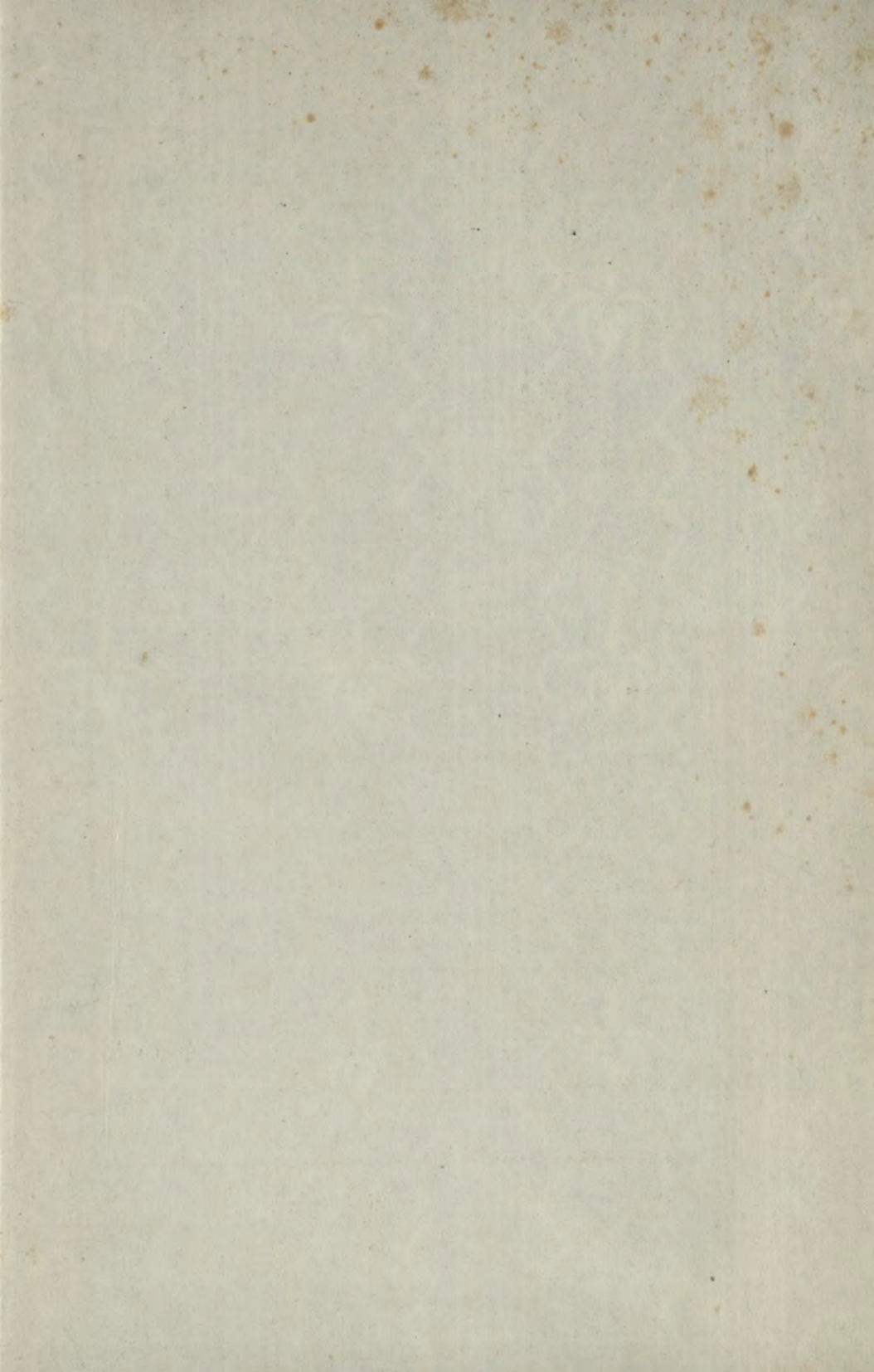
8°. 322 Seiten Text, 77 Abbildungen und 1 Karte. In Halbleinen Gm. 13.—, in Ganzleinen, auf bestem weißen Papier, Gm. 15.—.

Illustrierte Prospekte auf Verlangen kostenlos

Inland: 1 Gm. (Goldmark) = $\frac{10}{42}$ U.S.A. \$.

Ausland: Umrechnung zum jeweiligen Tageskurs.

F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG







12018